Doralice.

Doralice.

Ein Familiengemälde aus der Gegenwart

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

„Credo“ . . . .
(Symb. Apostol.)

Erster Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1861.

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Das Credo einer zärtlichen Mutter.

„Wir glauben ja Alle an einen Gott," sagte Frau von Derthal und legte mit Grazie ihre Hände vor der Brust zusammen. „Nicht wahr, Herr von Friedingen?"

„Das thun wir, ja, auf Ehre," entgegnete Roderich von Friedingen, wiegte sich vom rechten Absatz auf den linken und streichelte mit großer Gemüthsruhe sein blondes Bärtchen.

Nicht zum ersten Male gab Frau von Derthal diese schöne Zuversicht kund. Roderich von Friedingen sollte ihr vierter Schwiegersohn werden, und sie hatte sich den drei anderen gegenüber genau in derselben Weise geäußert. Lord Henry Enisdale antwortete nach kurzem Besinnen:

„Ich hoffe es."

Der wallachische Bojar Spiridion Zonla antwortete verbindlich lächelnd und mit leichtem Achselzucken:

„Mon dieu, oui, Madame!"

Graf Franz Ghioray, der ungarische Magnat, legte seinerseits mit Grazie die Hand auf's Herz und sagte:

„O gewiß.“

Diese Aeußerungen genügten vollkommen der Frau von Derthal und sie hatte ihre Töchter so vortrefflich erzogen, daß sie auch ihnen genügten; denn die Mutter war ihr Orakel, ihr Ideal, ihre höchste und letzte Instanz, der Gegenstand ihres zärtlichsten Cultus.

Sie war eine eigenthümliche Frau — die Frau von Derthal. Es lag so viel Anmuth, so viel Liebenswürdigkeit und Weichheit in ihrer Erscheinung und ihren Formen, ihre Aeußerungen waren so sanft, ihr Ton so mild, jede Bewegung so zart, daß es schien, als habe sie gar keinen anderen Willen noch eine andere Ansicht als die, welche ihre Umgebungen hatten, während es gerade umgekehrt war. Sie verstand es meisterhaft, Anderen ganz lind und unmerklich, und immer aus Liebe und um Liebe, für ihre Ansichten zu gewinnen und nach ihrem Willen zu lenken. Dies Talent ist eine natürliche Anlage, die, wie jede andere, mehr oder weniger unterdrückt oder entwickelt werden kann. Die Verhältnisse der Frau von Derthal entwickelten die Anlage zum Charakterzug. Herr von Derthal war ein gutmüthiger Polterer, etwas eigensinnig, etwas jähzornig, etwas rauh in seinen Ausdrücken, übrigens der beste Mann von der Welt, der laut sprach, schallend lachte, starken Schrittes einherging, aber dem Würmchen

auf dem Wege auswich, um ihm kein Leid zuzufügen. Er war dreizehn Jahre älter als seine Frau. Dieser Unterschied der Jahre und der Gegensatz seines lauten und heftigen Wesens zu ihrem leisen und feinen erfüllte sie im Beginne ihrer Ehe mit großer Furcht und mit der heimlichen Sorge, unter die Botmäßigkeit eines Tyrannen gerathen zu sein, und das war eine Vorstellung, die ihr trotz ihrer weichen blonden Locken, ihrer zarten schmiegsamen Gestalt und ihrem nachgiebigen Lächeln im höchsten Grade mißfiel. Doch legte sie immer und überall die äußerste Unterwürfigkeit an den Tag, um nur ja keinen Zornausbruch bei ihrem vermeintlichen Tyrannen zu veranlassen, und widersprach ihm nie. Nach und nach erkannte sie ihren Irrthum und hinter den rauhen Formen ihres Mannes sein gutes, harmloses Herz; aber sie blieb in ihrer Unterwürfigkeit, die ihn entzückte. Er hatte nämlich eine leise Ahnung von der Möglichkeit, unter das Weiberregiment zu gerathen, und das war ihm ebenso unerträglich, als ein despotischer Gemahl es für Frau von Derthal war. In ihrer Unterwürfigkeit, ihrem freundlichen Schweigen, ihrem bereitwilligen Eingehen auf seine geringsten Wünsche, ihrer Fügsamkeit unter seine Anordnungen, fand er eine sichere Bürgschaft seines Uebergewichtes als Eheherr, und als er sich in dieser Ueberzeugung festgesetzt hatte, ging der häusliche Scepter ganz unmerklich aus seiner starken Hand in das schmale Händchen seiner Frau über.

Allein er fühlte es nie, denn sie gestand es sich nicht einmal selbst ein, daß dem so sei. Sie behielt alle Rücksichten, alle Aufmerksamkeiten für ihn bei, während er nur mit ihren Augen sah, mit ihren Ohren hörte, der Richtung folgte, die ihr kleiner Finger ihm gab. Beide waren nun sehr glücklich; Herr von Derthal war es wirklich. Bei Frau von Derthal war es schwieriger, hinter den Schleier zu schauen, den sie aus ihren allerliebsten Redensarten wob; ihren Worten zufolge war sie eine der glücklichsten Frauen auf Erden, der in ihrer Ehe Alles gerade so, wie es eben war, am Besten gefiel. Ihr vortrefflicher Mann — das verstand sich von selbst! — aber auch ihre nichts weniger als glänzenden Vermögensverhältnisse, ihr fast ununterbrochenes Landleben, die Entsagung mancher Dinge, welche ihre Standesgenossen und ihre Verwandten besaßen: Alles entsprach genau ihren Neigungen und ihren Wünschen, wie sie versicherte.

Diese Uebereinstimmung hätte einen himmlischen Quell haben und aus der Vereinigung ihres Willens mit dem Willen Gottes entspringen können; dem war aber nicht so! der Grund ihrer Zufriedenheit war ihr Stolz. Es wäre ihr unerträglich gewesen, bedauert zu werden oder die Ahnung aufdämmern zu lassen, daß sie nach irgend einer Richtung hin irgend einen Mangel spüre. Nein! Alles was mit ihr zusammenhing, war in den Personen so vollkommen und in den Verhältnissen so befriedigend, daß sie ihr Glück nie

genug preisen konnte, und keine Ausdrücke fand, um die Liebe auszusprechen, die sie mit ihrem Manne und mit ihren Kindern verband und beseligte. Sie hatte fünf Töchter; zwei Söhne starben in der Wiege. Ihre älteste Tochter war noch nicht erwachsen und die jüngste ein kleines Kind, da starb der gute Herr von Derthal in der vollen Kraft des Lebens und Frau von Derthal war Wittwe bei zweiunddreißig Jahren. Sie betrauerte ihren Mann ganz unbeschreiblich und versenkte sich um so mehr in die Liebe zu ihren Kindern, als sie diesen nun auch die zärtliche Vorsorge des Vaters ersetzen mußte. Sie war fest entschlossen, den theuern Kindern eine glänzende Stellung in der Welt zu erobern, so schwer das auch heutzutage für Mädchen ohne Vermögen ist; allein sie versprachen sehr schön zu werden, hatten Alle mehr und minder viel Verstand, Talent, gute Anlagen, und wurden diese Naturgaben durch eine gute Erziehung entwickelt und ausgebildet, so zweifelte Frau von Derthal nicht an herrlichen Erfolgen. Sie ging mit ihren Töchtern — den nothwendigen Unterschied ihrer Stellung als Mutter abgerechnet — gerade so um, wie mit Herrn von Derthal. Alles, was sie that und nicht that, sagte und nicht sagte, ging aus einer grenzenlosen Liebe hervor, die nichts begehrte, als die Kinder glücklich zu machen, ihre Zärtlichkeit zu besitzen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie trennte sich nie von ihnen; sie schauderte bei dem Gedanken, sie einer Erziehungsanstalt

zu übergeben. Es war recht schwer und erforderte recht große pecuniäre Opfer, um ihnen auf dem Lande allen Unterricht zu verschaffen, der zur Ausbildung der jungen Mädchen nothwendig war. Es wäre bequemer und minder kostspielig gewesen, sie in ein Institut zu geben; aber sie entschloß sich lieber zu manchen Einschränkungen, als zu dem Wagniß, die Kinder ihrer Leitung entzogen und ihren Einfluß gemindert, wohl gar gebrochen zu sehen. Bei ihr geschah Alles aus Liebe! sie gab sich ganz und gar aus Liebe den Kindern hin und erwartete wiederum von ihnen Gehorsam, Fleiß, Nachgiebigkeit und alle Tugenden eines Kindes — aus Liebe zu ihr. Alle sollten leben, um sich einander glücklich zu machen. Frau von Derthal hatte große Zweifel, diesen Grundsatz in einer Erziehungsanstalt zu der Geltung kommen zu sehen, den er bei ihr hatte und mit so großer Energie, als ihre feine, nachgiebige Weise nur immer zuließ, vertheidigte sie die Vorzüge der häuslichen Erziehung im Schoße des Familienlebens gegen Jedermann, und beklagte mit zartem Mitleid alle Mütter, welche durch übergroße gesellschaftliche Verpflichtungen oder durch nothgedrungene Zerstreuungen des Weltlebens gezwungen würden, ihrer lieblichsten Pflicht zu entsagen und auf die Bildung des Herzens und Geistes ihrer Töchter zu verzichten.

Hierin hatte sie gewiß vollkommen Recht und wiederum hätte ihre aufopfernde Hingebung einen himmli-

schen Quell haben und eine große Tugend sein können, wenn sie in ihren Töchtern die unsterbliche Seele für das ewige Leben erzogen und ihre Herzen der Liebe Gottes zugewendet hätte. Aber davon war sie weit entfernt. In ihrem Erziehungssystem fehlte nichts und Niemand, als eben nur Gott. Frau von Derthal nahm seine Stelle ein. Nicht daß sie rationalistisch gewesen wäre und noch viel weniger atheistisch; behüte der Himmel! eine solche Rohheit der Gesinnung widerte ihre zarte Empfindungsweise an und sie gab gern zu verstehen, so weit es die Bescheidenheit erlaubte, sie sei eine fromme Katholikin. Aber sie war für sich selbst in jedem Verhältnisse und in jeder Lage viel zu sehr die Hauptperson, um sich von Gott in Schatten stellen zu lassen. „Liebespflichten zu üben ist der beste Gottesdienst," wiederholte sie häufig; „das macht uns gottähnlich, denn Gott ist die Liebe. Das sagt der Jünger Johannes, den Christus am liebsten hatte." Wie diese Liebe beschaffen und gegen wen sie zu üben sein müsse, das erläuterte Frau von Derthal weiter nicht, das verstand sich ja von selbst: der Familienkreis, dessen Haupt und Herz sie war, gab ihrem Dogma Begründung und Endziel. Kam die Zeit der Erstcommunion für ihre Töchter heran, so sorgte sie für den nothwendigen Religionsunterricht, war ihnen beim Lernen des Katechismus behilflich, hielt ihnen zärtliche und rührende Ermahnungen, recht fromm zu sein, ihrer Mutter recht

viel Freude zu machen; weinte mit ihnen bei der hehren Feier; und dann war die Sache abgemacht und wurde auf ein Jahr bei Seite gelegt. Am Montag in der Charwoche wurde alljährlich seit unvordenklichen Zeiten in der Kirche, bei der sie eingepfarrt war, ein Hochamt gefeiert, das ein frommer Derthal'scher Ahnherr für seine Familie gestiftet hatte, wobei dann diese, auch nach ihrer uralten Sitte, ihre österliche Andacht hielt; und damit begnügte Frau von Derthal sich dann. In der Regel erschien man, wenn auch nicht vollzählig, Sonntags im Pfarrgottesdienst; denn Frau von Derthal wußte, daß eine Frau ihres Standes in allen Beziehungen dem gemeinen Manne ein gutes Beispiel zu geben habe. Ein so zartes Herz, wie das ihrige, mußte natürlich vom innigsten Mitleid mit den Armen und Dürftigen erfüllt sein. That es ihr jemals weh, keinen Reichthum zu besitzen, so war es, wenn es sich darum handelte Nothleidende zu unterstützen. Jedoch schlug sie nie eine derartige Bitte ab. Sie gab; freilich nur das Minimum, aber mit so vielen Versicherungen von Theilnahme und herzlichem Bedauern und in solchen Ausdrücken großmüthigen Wohlwollens, daß es den Leuten schien, sie hätten sehr viel erhalten. Um keinen Preis hätte Frau von Derthal irgend Jemand mißvergnügt gemacht und unzufrieden entlassen. Wer von ihr ging, dachte, je nach den verschiedenen Beziehungen, in denen er zu ihr stand: Wie ist sie gut!

— Wie ist sie klug! — Wie ist sie angenehm! — Ja sogar: Wie ist sie schön und wie bezaubernd würde sie sein, wenn sie sich die Mühe nähme, gefallen zu wollen! — Die ganz außerordentliche Mühe, die sie darauf verwendete, den Menschen zu gefallen, war ihr so vollkommen zur anderen Natur geworden, daß Niemand es gewahrte.

Angenehm, wie sich selbst, wußte sie auch ihr Haus zu machen. Die Besitzungen der reichsfreien Familie Derthal in der Wetterau und im Rheingau waren ehedem sehr groß gewesen; aber der Großvater des letztverstorbenen hatte, als Gesandter von Chur-Mainz in Paris, das Vermögen außerordentlich zerrüttet. Er lebte nicht bloß in übermäßiger Verschwendung, sondern hielt es auch unter seiner Würde, ein wachsames Auge auf seine Verwalter, Beamte und Geschäftsleute zu werfen. Sie wurden reich und er arm, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Wäre nicht die französische Revolution ausgebrochen, die einen zwanzigjährigen Krieg und den Umsturz aller Verhältnisse in Deutschland hervorrief: so hätte sich das Vermögen, trotz der augenblicklichen Zerrüttung, schon ordnen lassen. Aber zum Unglück hatten die drei Söhne des alten Derthal die Neigung ihres Vaters zur Verschwendung und seinen Mangel an administrativem Talent geerbt. Als nach seinem Tode der Concurs ausbrach, bekümmerten sie sich nicht im Mindesten um die Rettung des Vermögens. Sie hielten

das für Sache der Advocaten, übertrugen sie diesen Herren und verließen ihre Heimath, als Napoleon den sogenannten Rheinbund stiftete, durch den die Fürsten des westlichen Deutschlands in eine niederträchtige Vasallenschaft zu Frankreich traten. Das vertrugen die Derthal nicht. Sie hatten immer zu Kaiser und Reich gehalten, und gab es auch keinen deutsch-römischen Kaiser mehr, so gab es doch noch immer einen Kaiser, der die Krone dieses tausendjährigen Reiches getragen hatte. Sie gingen in österreichischen Kriegsdienst und die beiden jüngeren Brüder verloren ihr Leben als heldenmüthige Krieger. Der älteste Bruder allein war vermählt, wurde General, nahm seinen Abschied, nachdem die Ruhe in Europa wieder hergestellt war, und kam in die Heimath zurück. Da fand er denn als einzigen Ueberrest des großen Vermögens und der herrlichen Besitzungen ein kleines Gut, den Derthaler Hof, im Rheingau, der ihm auch in den besten Weinjahren keine sehr glänzenden Einkünfte brachte. Aber er war damit zufrieden! Er war kränklich durch schwere Wunden, müde durch die tumultuarischen zwanzig letzten Jahre und froh der Ruhe unter dem Dache seiner Väter und auf dem heimischen Boden. Er hatte eine liebe Frau und zwei gute Kinder, die sämmtlich, ganz entgegen den alten Derthal'schen Traditionen, eine einfache Existenz liebten, gar keine Ansprüche an Weltfreuden und Glanz des Lebens machten und sich bereitwillig zu

jeder Einschränkung zeigten, sobald der geringere Ertrag des Gutes eine solche erforderte. Durch seinen Sohn Erwin wurde er der Schwiegervater der gegenwärtigen Frau von Derthal, welche bei ihrer Ehe den Platz im Hause einnahm, den der Tod der guten Mutter leer gelassen hatte. Der General erlebte noch die Freude, Großpapa zu werden; dann starb auch er, tiefbetrauert von den Seinen, natürlich auch von seiner Schwiegertochter, obzwar sie im Herzen höchst gefaßt war.

Der Derthaler Hof lag in der lieblichsten Gegend des Rheingaues, unfern vom Johannisberg, von dem Wallfahrtsorte Marienthal und von der Stätte, wo die Reliquien der großen Heiligen des Rheingaues, St. Hildegard, aufbewahrt werden. Das Schloß war weder im romantischen Style des Mittelalters, noch im großartigen der Renaissance, noch im modernen der italienischen Villa. Es war aber auch zu Frau von Derthals inniger Freude durchaus kein gewöhnliches Haus. Es mochte vor etwa zweihundert Jahren gebaut sein, wie die spitzen, stufenmäßig sich erhebenden Giebel und die Thürmchen, die an den vier Ecken des hohen Daches überflüssig wie Schwalbennester schwebten, es andeuteten. Sie nannte es nie anders als das Schlößchen, und so behielt es diesen Namen. Es nahm sich in seiner Alterthümlichkeit recht wohnlich und traulich aus, nur hatte es ein etwas verfallenes Ansehen, als ob es wohl einer gründlichen Reparatur bedürfe.

Diese aber unterblieb, weil sie nicht ohne beträchtliche Kosten zu machen war. Auch die Einrichtung des Hauses war alt und einfach, höchst unmodisch, aber bequem und äußerst wohl erhalten; darauf verstand sich Frau von Derthal. Ein herrlicher Flügel, den sie zur Ausbildung des großen musikalischen Talentes ihrer Töchter als unerläßlich erkannte, nahm sich in seinem Kasten von Jaccaranda ganz fremd zwischen dem übrigen Mobiliar von Nußbaumholz aus. Es war nur ein Diener im Hause und er trug außer der Livree auch die Jacke des Gartenarbeiters, dessen Obliegenheiten er zu erfüllen hatte, zu seinem größten Heile, sagte Frau von Derthal; nur dadurch sei er vor Müssiggang zu bewahren und sie wolle um keinen Preis die Verantwortung für eine müssige männliche Dienerschaft übernehmen. Es war also in keiner Weise Luxus und eleganter Comfort im Schlößchen vorherrschend und doch waren Gäste sehr gern da, denn Frau von Derthal war die liebenswürdigste Hausfrau, ganz Verbindlichkeit, ganz Aufmerksamkeit, aber in guter Manier, ihren Gästen freie Bewegung gestattend und sich gerade nur dann mit ihnen beschäftigend, wenn es ihnen genehm war. Das zärtliche Verhältniß zwischen Mutter und Töchtern gab ihrer Häuslichkeit einen so wohlthuenden Charakter, ein so warmes Leben, daß es nicht möglich war vom Schlößchen zu scheiden, ohne den angenehmsten Eindruck mitzunehmen.

Die ältesten Töchter, Doralice und die Zwillinge Susanna und Blanca, waren nunmehr erwachsen und eine immer schöner als die andere, überdies voll Talent und voll guter und glücklicher Anlagen des Gemüthes, fröhlich wie gute Kinder zu sein pflegen, gar nicht verwöhnt, nirgends lieber als in ihrem Schlößchen alle beisammen und um die Mutter herum. Ohne die Mutter ging nichts, wie es gehen sollte; mit ihr Alles vortrefflich! Sie mußte den Gesang ihrer Töchter auf dem Flügel begleiten; sie mußte ihnen vorlesen bei ihren tausenderlei Handarbeiten; die Farben, die sie liebte, wurden zum Anzuge gewählt; die Blumen, die sie vorzog, wurden besonders gepflegt; ihr eine Mühe abzunehmen war der Gegenstand allgemeinen freudigsten Wetteifers; ein lobendes Wörtchen, eine zärtliche Liebkosung der süßeste Lohn. Mit einem Worte: es war das beste Material vorhanden, um aus ihnen etwas sehr Gutes und Vortreffliches zn machen. Aber ein lettisches Sprichwort sagt: Lauter gute Mädchen — woher all die bösen Weiber? — Ja, meine Damen! woher die? — —

Frau von Derthal hatte ihren Plan für die Zukunft entworfen. So wie Doralice achtzehn Jahre alt war, sollte sie in der Welt erscheinen und eine glänzende Heirath machen. Aber ach! ehe Doralice dies Alter erreichte, bekam sie ein heftiges Nervenfieber, das sie an den Rand des Grabes brachte, und als sie nach Mona-

ten langsam genas, war ihre Brust so angegriffen, daß der Arzt den Rath gab, einen Winter im Süden zuzubringen. Im ersten Anfang des Brustleidens sei dies oftmals eine Radicalcur. Frau von Derthal zauderte keinen Augenblick. Sie vertraute das Schlößchen und ihre beiden jüngsten Töchter ihrer vortrefflichen Schwägerin, dem Fräulein Crescenze von Derthal an, die immer bei ihr im Schlößchen lebte, und reiste mit Doralice und den Zwillingen nach Nizza. Ihr dortiger Aufenthalt wurde vom glücklichsten Erfolge gekrönt: Doralice erholte sich und Susanna vermählte sich mit Lord Henry Enisdale. Beiderseitige glühende Leidenschaft schloß diese Verbindung, die übrigens so glänzend war, wie Frau von Derthal es nur wünschen konnte. Lord Henry besaß schon jetzt ein großes Vermögen und hatte ein noch viel größeres nach dem Tode seines kränklichen Vaters, den er nach Nizza begleitet hatte, zu erwarten. Er war überdies sehr gut erzogen und von ernstem zuverlässigem Charakter, so daß Frau von Derthal mit großer Zuversicht ihre Susanna als Lady Henry Enisdale in Nizza zurückließ, wo der alte Lord eine wunderschöne Campagne bis in den Sommer hinein bewohnen wollte. Er und sein Sohn waren feste Hochkirchler. Die Trauung wurde nach anglicanischem Ritus vollzogen. Daß Susanna katholisch sei, kam nur so weit in Betracht, als es das Allereinzigste war, was Lord Henry nicht anbetungswürdig an ihr fand.

Im Mai kam Frau von Derthal triumphirend zurück wie ein siegreicher Feldherr. Allerdings hatten die Reisekosten das Budget überstiegen; allein dafür war auch die eine Tochter genesen und die andere vermählt. Ja, als der Arzt es nöthig fand, daß Doralice zu ihrer völligen Herstellung eine Cur in Ems brauche, ging sie willig darauf ein; denn sie wußte, daß ein junger wallachischer Bojar, der ebenfalls den Winter in Nizza zugebracht hatte, in Ems sein werde. Er schien sich sehr für Blanca zu interessiren; nur war er so außerordentlich leidend, daß er einen entscheidenden Schritt entweder nicht wagte oder nicht wollte. Vielleicht verhalf ihm Ems zur Genesung und zum Entschluß! — Frau von Derthal ging mit Doralice und Blanca nach Ems. Mit unsäglicher Freude bemerkte sie, daß Fürst Spiridion Zonla — denn alle reichen Russen, Polen, Wallachen heißen im Auslande Fürst — einer etwas besseren Gesundheit sich erfreute und wirklich der schönen Blanca alles Ernstes seine Huldigung darbrachte. Blanca hatte nicht umsonst einen Winter in der großen Welt und der eleganten Gesellschaft zugebracht; war nicht umsonst Zeugin des Liebesglückes ihrer Schwester gewesen. Das Schlößchen und das einfache Landleben hatte seinen Reiz für sie verloren. Sie war zum Bewußtsein ihrer strahlenden Schönheit und der Bewunderung gekommen, welche sie erregte, und obzwar ihr Fürst Spiridions Huldigung besser gefiel als der junge Mann

selbst: so trug sie doch kein Bedenken, seinen Antrag anzunehmen. Denn sie wurde Fürstin, sie wurde königlich reich, sie wurde mit Diamanten überschüttet wie eine Sultanin aus Tausend und Einer Nacht, und sie kam nach Paris, dem Eldorado ihrer vom Goldschaum der Welteitelkeit bethörten Phantasie. Dort war Fürst Spiridion erzogen, d. h. dort hatte er drei bis vier Sprachen sprechen, Bouillotte und Rouge et Noir spielen, und sein Vermögen und seine Gesundheit verschwenden gelernt. Seine Verhältnisse, seine Persönlichkeit, seine große Jugend — er war erst dreiundzwanzig Jahre alt und schon seit zehn Jahren elternlos — waren freilich nicht so beruhigend für ein sorgendes Mutterherz, als Frau von Derthal es gewünscht hätte; aber durfte sie aus übergroßer Aengstlichkeit ihre Tochter einer so glänzenden Stellung in der Welt berauben? konnte diese Ehe mit dem leidenden, kränklichen jungen Gemahl nicht vielmehr Blanca's Gemüth sehr schön entwickeln? und bedurfte gerade diese Tochter nicht am meisten solcher Entwickelung? Ueberdas hatte sich Blanca bereits mit großer Bestimmtheit ausgesprochen. Genug! nachdem Doralice und Fürst Spiridion ihre Cur in Ems abgemacht hatten, fand seine Trauung mit Blanca in der griechischen Kapelle zu Wiesbaden statt, und das junge Ehepaar reiste nach Paris. Abermals war nicht die Rede davon gewesen, daß Blanca katholisch sei. Wozu auch? durch Liebe, nicht durch

den Glauben, sollte sie ja ihre Bestimmung erfüllen: gut bleiben, glücklich werden und glücklich machen.

Den nächsten Winter verlebte Frau von Derthal still und ruhig im Schlößchen. Sie hatte sich ja ein ganzes Jahr nicht um ihre beiden jüngsten Töchter bekümmern können! das mußte sie nachholen! die Kinder durften nicht verabsäumt werden. Sie hatte in Ems eine Engländerin kennen gelernt, die in Folge peinlicher Verhältnisse in ihrer Familie, die Heimath verlassen und sich eine selbstständige Existenz schaffen mußte. Da sie eine sehr gebildete, unterrichtete und wohlerzogene Person war, so nahm Frau von Derthal sie auf ein Paar Jahre als Erzieherin und freute sich sehr, ihre gutkatholische Gesinnung an den Tag zu legen, indem sie einer Convertitin, die um des Glaubens willen von ihrer Familie verstoßen war, gastfrei und liebreich ihr Haus öffnete. Ihr sehnlichster Wunsch wäre es gewesen, den Winter mit ihren Töchtern in einer großen Stadt zuzubringen und Doralice in die Welt zu führen; aber, aber! die Casse war erschöpft und Frau von Derthal war viel zu ordnungsliebend und pünktlich, um sich durch Schulden in pecuniäre Verlegenheiten zu bringen.

Niemand war froher über den stillen Winter als Doralice. Ihre lange Krankheit, ihr längeres Kränkeln, ihre Todesgefahr im erblühenden Lebensfrühling, hatten ihr eine sinnige, fast ernste Richtung gegeben.

An den Freuden des Weltlebens durfte sie bisher nicht Theil nehmen, und da sie sich zu schwach fühlte, um das gesellige Treiben mitzumachen, so wurde ihr diese Entbehrung nicht schwer. Sie liebte die schöne Natur, schöne Bücher, Musik und Dichtkunst, ein gewisses inneres poetisches Leben, und empfand nicht das geringste Verlangen, aus ihrer idealen Welt in die wirkliche einzutreten. So freute sie sich denn auch über das Glück ihrer Schwestern, aber ohne den Wunsch, ein ähnliches zu genießen. Also das ist nun Glück? dachte sie bei sich selbst. Aber was ist der Kern dieses Glückes? .... das ist die Liebe. Aber was ist die Liebe? ... der Dichter sagt's: „Zwei Seelen — ein Gedanke! Zwei Herzen und ein Schlag!" — Blanca und Spiridion .... zwei Herzen und ein Schlag? das kommt mir nicht so vor; und wenn in einer Ehe nicht Liebe ist, woher findet sich dann das Glück ein? —

Frau von Derthal überlegte während des Winters, was sie mit Doralice zu beginnen habe, deren Gesundheit jetzt vollkommen hergestellt war und deren Schönheit sich mit wunderbarer Anmuth entfaltete. Frau von Derthal begann etwas leidend zu werden, nur nervenleidend, aber doch genug, um den Arzt auf sein Gewissen zu fragen, ob es nicht ihre Pflicht sei, sich für ihre Kinder zu erhalten, was er natürlich von ganzem Herzen bejahen mußte; und um die zweite Frage zu stellen: ob nicht Ems ihr zuträglich sein könne. Er entgegnete,

ein Seebad sei ungleich stärkender; das war es gerade, was Frau von Derthal zu hören wünschte! sie ging mit Doralice nach Ostende. Dort erklärte sie, der Gebrauch der Bäder sei viel zu angreifend für sie und sie werde sich mit dem Einathmen der köstlich frischen Seeluft begnügen. So war sie ganz frei und unbehindert in all' ihren Bewegungen. Sie fand in Ostende eine Menge von Bekannten und eine sehr gute und gewählte Gesellschaft. Das war immer eine Hauptsache für sie. Nicht um die Welt wäre sie mit ihren Töchtern nach Badeorten wie Homburg und Wiesbaden gegangen, wo eine unbekannte und bedenklich gemischte Gesellschaft das Uebergewicht hat. Sie lernte in Ostende den Grafen Ghioray, einen Ungar, kennen. Da ihre Schwiegermutter eine Ghioray gewesen, so behandelte sie den Grafen als einen Verwandten, obschon er es nicht war. Er hatte den traurigen ungarischen Krieg mitgemacht, aber sich in Folge schwerer Verwundung früh zurückgezogen und seinen Frieden mit dem großmüthigen Kaiser geschlossen. Er war Wittwer, kinderlos, sehr reich, sehr schön und etwa sechsunddreißig Jahre alt. Frau von Derthal wußte alsbald, weshalb sie nach Ostende gekommen sei: Graf Ghioray war der Mann für Doralice. Sie erfuhr durch Andere, daß seine Familie sehnlichst seine Verehelichung wünsche, weil er der letzte der calvinischen Ghioray's sei und weil sein ganzes Vermögen für den Fall, daß er unbeerbt stürbe, an den katholischen Zweig

überginge. Es hieß sogar, er habe seiner Mutter versprochen, mit dieser Reise nach Ostende eine Brautschau zu verbinden — und was die Welt nicht Alles erzählt! Diesmal aber hatte sie recht. Graf Ghioray wollte eine zweite Ehe schließen; nur konnte er mit seinem etwas abgematteten Herzen nicht recht zur Entscheidung kommen, bis er Doralice kennen lernte. Sie war von so eigenthümlicher, interessanter Schönheit, wie man sie selten trifft, dabei von solcher Herzensfrische, daß sein verwelktes Herz wieder Leben fand. Frau von Derthal kehrte mit einer Braut von Ostende in's Schlößchen zurück; ob mit einer glücklichen Braut? — — sie bezweifelte es durchaus nicht! Wie fügte es sich so schön, daß Doralice mit ihrem ernsten Sinn und ihrem schwärmerischen Gemüth einem Manne zugeführt wurde, der über die erste Jugend hinweg war! Seine Erfahrung kam ihrer Schwärmerei zu Hülfe und ihre ernste Richtung füllte den Unterschied des Alters aus. Doralice war zwanzig Jahre alt. Sie fragte sich, wie bei Blanca und Spiridion: Zwei Herzen und ein Schlag? — und setzte hinzu: Das wird sich wohl finden und ich kann auf jeden Fall recht viel Ehrfurcht und Vertrauen zu ihm haben, was bei einem ganz jungen Manne sehr schwer ist.

Diesmal wurde die Vermählung im Schlößchen begangen und der katholische Pfarrer vollzog die Trauung. Graf Ghioray war ganz damit einverstanden, so

wie auch damit, seine zu hoffende Nachkommenschaft im katholischen Glauben zu erziehen, was ja die Bedingung ist, unter welcher allein eine gemischte Ehe von einem katholischen Priester eingesegnet werden darf. Doralice ging mit ihrem Manne nach Ungarn.

Seitdem waren sechs Jahre verflossen und hatten Ereignisse und Schicksale mitgebracht, die nichts weniger als Erfüllungen glänzender Hoffnung waren. Aber Celestine Derthal war jetzt achtzehn Jahre alt, Roderich von Friedingen bewarb sich um sie und Frau von Derthal sagte wiederum auf's allerinnigste: Wir glauben ja Alle an einen Gott.

„Zu welcher Confession gehören Sie?" setzte sie hinzu.

„Wir sind lutherisch," sagte Roderich. „Bei uns zu Land kennt man nichts Anderes."

„Wie schön ist eine solche Einigkeit!" rief Frau von Derthal. „Aber, nicht wahr, die Einigkeit in der Verschiedenheit der Confessionen, wie sie in meiner Familie stattfindet, ist doch noch schöner."

Sie hatte die Gewohnheit, ihre Reden sehr viel um ein „Nicht wahr?" herum zu drehen; das erschwerte jeden Widerspruch. Roderich entgegnete:

„Das kann wohl sein! ich habe nie darüber nachgedacht."

Man befand sich in Ems. Frau von Derthal fand es nöthig, dort im Sommer 1858 eine Brunnencur zu

brauchen, welche sich auf einen Becher, den sie täglich ad libitum trank, beschränkte. Celestine begleitete sie. Roderich von Friedingen war ein blutjunger Lieutenant, der aus seiner Garnison Coblenz häufig nach dem nahen Ems ging und sich dort vortrefflich unterhielt; doch am allervortrefflichsten, seitdem er Celestine kennen gelernt hatte. Frau von Derthal zog schleunigst die allergenauesten Nachrichten über ihn ein. Sie waren gut; doch vor der Hand nichts weniger als glänzend. Roderich war ein jüngerer Sohn. Aber sein ältester Bruder, der das Majorat in Holstein besaß, war sehr kränklich und unverheirathet. Bessere Aussichten fehlten also nicht ganz. Ueberdas war Celestine bei Weitem nicht so schön geworden, wie ihre Schwestern, konnte nur eben für ein hübsches Mädchen gelten — und da die heranwachsende Eulalie wunderschön zu werden versprach, so zitterte Frau von Derthal bei dem Gedanken, jene durch diese in einen so tiefen Schatten gerückt zu sehen, daß kein Strahl eines Blickes und einer Neigung auf sie fallen möge. Obzwar sie mit heimlichem Bedauern sich eingestand, dies sei eine recht geringe Partie für eine Derthal: so tröstete sie sich doch wieder damit, den Eroberungsfeldzug nach Ems nicht umsonst gemacht zu haben. Roderich hatte überdas den Ruf eines sehr braven, sittlichen jungen Mannes, war von sehr guter Familie, konnte möglicherweise General werden und Majoratsherr und hatte eine lebhafte Neigung für

Celestine, welche diese erwiderte nach der Art der jungen Mädchen, die — wenn sie keine großen Ansprüche machen — sich sehr geschmeichelt fühlen durch die erste Bewerbung, vorausgesetzt, daß der Bewerber ihnen nicht geradezu mißfalle. Die Liebe gewährt reichen Ersatz für das, was den äußeren Verhältnissen an Glanz abgeht, sprach Frau von Derthal beruhigend zu sich selbst; Celestine hat vielleicht das glücklichste Loos gezogen. Indessen .... — —

„Herr von Friedingen," hub sie an, „wie sehr wünsche ich Ihren Herrn Bruder, das Haupt Ihrer Familie, kennen zu lernen, um von ihm zu hören, daß er mit Ihrer Wahl einverstanden ist, da Celestine, wie Sie wissen, kein Vermögen hat. Heutzutage aber werden die Aussichten auf Glück nach dem Geldsack abgewogen und das liebenswürdigste Mädchen ist oftmals unwillkommen in einer Familie, weil es nicht reich ist."

„So denkt mein Bruder nicht, gnädige Frau!" rief Roderich. „Er selbst war mit einem ganz unbemittelten Mädchen verlobt. Ueberdas ist es nicht seine Sache, sondern die meine, für meine Frau zu sorgen."

Frau von Derthal war im Stillen nicht so ganz dieser Ansicht. Allein sie fragte ablenkend:

„Wodurch wurde die Verbindung Ihres Herrn Bruders gestört?"

„Seine Braut starb kurz vor der Hochzeit an einer Brustentzündung. Binnen drei Tagen war sie roth

und todt. Jammerschade, auf Ehre! um das allerliebste Mädchen!"

„Und Ihr Herr Bruder ist untröstlich? ach, welche Tiefe des Gemüthes!" sagte Frau von Derthal mit innigster Theilnahme.

„Ja, er hat ein gutes, tiefes Gemüth, der Conrad!" entgegnete Roderich; „und obzwar er mein Bruder ist, muß ich sagen, er ist perfect."

„O, erzählen Sie von ihm!" rief Frau von Derthal. „Nicht wahr, Sie begreifen, daß Alles, was mit Ihnen zusammenhängt, für Celestine und mich interessant ist."

„Extraordinäres gibt es nicht von Conrad zu erzählen, gnädige Frau. Er lebt zu Hause ganz still und ruhig schon seit sieben Jahren. Er hatte kaum seine Studien vollendet, als er die Universität verlassen mußte, denn unser armer Vater wurde vom Schlage in so trauriger Weise getroffen, daß er freilich noch ein Paar Jahre am Leben, aber gelähmt an Leib und Geist blieb. Conrad mußte alle Geschäfte übernehmen, welche die Verwaltung einer großen Besitzung mit sich bringt. Das war gar nicht seine Liebhaberei und er verstand es auch nicht, denn er hatte mit großem Eifer studirt, um im Staatsdienst eine Carriere zu machen. Doch mit eisernem Fleiß arbeitete er sich in die neuen Geschäfte hinein, pflegte unseren armen Vater, tröstete und erheiterte unsere Mutter, die sich in Sorge und Kummer aufrieb, und sorgte

dafür, daß ich vom Gymnasium hinwegkäme, wo ich ebenso verzweiflungsvoll als erfolglos hinter der lateinischen Grammatik saß. Ich konnte mich nicht so überwinden, wie Conrad. Mir war Alles ein Gräuel, was Büchergelehrsamkeit war. Lernen wollt' ich schon; aber das nur, was sich auf den Soldatenstand bezog. Der holsteinisch-dänische Krieg hatte mir eine Leidenschaft dafür beigebracht, obgleich ich bei dessen Ausbruch kaum vierzehn Jahre alt war. Schon damals wollt' ich mitgehen und entwischte heimlich. Der Vater setzte mir nach, holte mich ein und ich wurde fortan bewacht wie ein Kriegsgefangener; dann auf's Gymnasium gebracht, von wo mein guter Conrad mich rettete und mir zum Eintritt in die preußische Armee verhalf. Als das Trauerjahr um unseren armen Vater vorüber war, verlobte sich Conrad. Die Braut starb, wie ich vorhin sagte. Er grämte sich sehr. Mehr noch unsere gute Mutter, die von je her kränklich war und jetzt in ein zehrendes Leiden verfiel. Conrad pflegte sie mit bewundernswerther Geduld und Ausdauer fast zwei Jahre; dann folgte sie dem Vater. Aber der beständige Umgang mit Kranken und Sterbenden, — all' die Todesfälle, Schlag auf Schlag — Sorge, Gram und Trauer — das Alles hat schlimm auf Conrads Gesundheit gewirkt. Er kränkelte sehr. Brust und Nerven sollen angegriffen sein. Man hat ihm eine Traubencur gerathen. Im Herbst kommt er an den Rhein, um sie zu brau-

chen. Sie können sich vorstellen, wie sehr ich mich freue."

„Wie alt ist Ihr Herr Bruder?" fragte Frau von Derthal.

„Ach, erst neunundzwanzig Jahre! Wär' er doch dreißig! dann soll ja ein Brustleiden nicht mehr so gefährlich sein."

Der gute Roderich war so bewegt von herzlicher Liebe zu seinem Bruder, daß er gänzlich vergaß „auf Ehre" zu sagen. Frau von Derthal suchte ihn auf's Beste zu trösten und versicherte, daß sie außerordentlich glücklich sei, durch Roderich in nähere Beziehung zu diesem vortrefflichen und liebenswürdigen Conrad zu kommen. Daß dieser bereitwillig seines Bruders Apanage erhöhen werde, bezweifelte sie keinen Augenblick nach Allem, was sie eben vernommen hatte. Und das genügte vor der Hand.

„Er muß nach Rüdesheim gehen," sagte sie. „Dort brauchen Viele die Traubencur und dort ist er uns so nahe, daß ein halbes Stündchen, ganz langsam gegangen, ihn zu uns führt. Und bei uns ist er dann natürlich wie zu Hause."

Zwischen Himmel und Erde.

Die Julisonne lag glühend und brütend über dem Rheingau und kochte den edeln Wein aus. Die Hitze in den Weinbergen war unerträglich. Wer auf dem Rhein dahinfährt und im hohen Sommer diese schattenlosen Rebgelände sieht, welche die Abhänge der Hügel auf beiden Ufern bedecken, findet die Gegend trotz ihrer Berühmtheit und trotz ihrer malerischen Ruinen einförmig und reizlos. Ihre eigentliche Schönheit ist vom Strom aus unsichtbar. Auf dem entgegengesetzten Abhang dieser Rebenhügel — da liegt sie! Da steigt und neigt sich der grüne rauschende Wald über die Berge; da öffnen sich kühle dunkle Felsenschluchten und führen tief ins Land hinein zu einsamen Dörfern und Weilern; da weiten sich frische Wiesenthäler aus und über dem duftenden Heu gaukeln Tausende von Schmetterlingen; da murmelt der Bach vor sich hin, indem er über die Steine springt, und dreht nothgedrungen die Mühle und ruht aus, langsam weiterfließend, als ob er sich

besinnen thäte, in's Dorf hinein zu gehen, wo er sich zu einem Teich umgestaltet, wo es aus und vorbei ist mit seiner Geschwätzigkeit und wo geschwätzige Wäscherinnen seinen Rand umstehen. Da ist Wechsel und Mannigfaltigkeit, Sonne und Schatten, Frische und Wärme, Bewegung und Stille in der Landschaft, und in ihren großen Rahmen treten dann auch die Weinberge hinein und die Haine von Obstbäumen, welche sich mit ihrer Pracht der Blüthen oder Früchte aus den gartenmäßig bebauten Feldern erheben und den angenehmen Eindruck eines kräftigen, gesegneten Erdbodens erhöhen. Der Character der Landschaft ist idyllisch-romantisch, mehr zum Gemüth als zur Phantasie sprechend, nicht großartig, nicht majestätisch.

Das fand auch ein junger Mann, der seit einigen Tagen im Rheingau umherstreifte, ganz allein, nach Lust und Laune, kaum sein Reisehandbuch zu Rathe ziehend. Ob dieser oder jener Punkt der besuchtere sei, ob dieser oder jener Ort eine altrömische Niederlassung sei, war ihm höchst gleichgiltig. Er wollte nur liebliche Naturbilder sehen, und ihnen durch Suchen und Finden einen lebendigen Reiz geben. Er kam vom Niederwald herunter, gen Rüdesheim; aber er ging irr und ging weiter und weiter, bis er sich plötzlich in einer kleinen wilden Schlucht befand. War sie das ausgetrocknete Bett eines Baches — war sie ein verlassener Waldweg — gleichviel! sie bot mit ihrer grünen Kühle einen

erfrischenden Ruhepunkt gegen die Glut der Nachmittagssonne. Der Boden der kleinen Schlucht war mit Moos bedeckt und ihre beiden Abhänge dicht bewachsen mit Haselstauden und Brombeer-, Schlehdorn-, Geisblatt- und wildem Rosengesträuch. Am Fuß der Gebüsche sproßte in Menge die violette Campanula und die dunkelrothe Feldnelke aus dem grünen Grase hervor und die Convolvel warf ihre feinen Ranken mit den zarten blaßrothen Blumen von einem Strauche zum anderen. Der Wanderer setzte sich unter einer Haselstaude nieder, die eine kleine natürliche Laube bildete, nahm seinen Strohhut ab, blickte um sich und that einen tiefen Athemzug, um die balsamische Luft einzuziehen, welche die blüthenreiche Schlucht erfüllte. Die Grillen zirpten, die Käfer summten, die Heuschrecken schwirrten; kein Laut sonst weit und breit. Der Wanderer schloß die Augen und versenkte sich mit allen ruhenden Geisteskräften in dies Stillleben der Natur. Einige Minuten hatte er in diesem halbträumenden und doch nicht bewußtlosen Zustande verbracht, da schaute er um sich, ob sich in der Schlucht nicht die Spur eines Pfades zeige. Umsonst! als er aber die Augen aufschlug, sah er in einiger Entfernung einen schmalen Steg, der über die Schlucht geschlagen war. Also da oben geht ein Fußpfad, dachte er, wenn der Steg gangbar ist! — Da trat aus den Gebüschen, welche den oberen Rand der Schlucht einfaßten, eine Frauengestalt, ging mit leichtem,

festen Schritt über den Steg und verschwand auf der anderen Seite wieder im Gebüsche. Ehe sie aber den Steg verließ, blieb sie einen Augenblick stehen, pflückte eine Convolvelranke, die haltlos von einem Strauch herabhing und schlang sie um ihren runden braunen Strohhut. Dieser kleine Halt dauerte gerade lange genug, um den Wanderer zu überzeugen, daß diese Erscheinung kein Traumbild sei. Sonderbar! dachte er; um mich auf den rechten Weg zu bringen, schwebt sie da zwischen Himmel und Erde an mir vorüber. Indem lief eine große dänische Dogge, eilfertig ihrer Herrin folgend, über den Steg. Wie das hübsch ist — dies Waldfräulein, begleitet und beschützt von dem treuen Hunde! man denkt unwillkürlich an eine Romanze von Uhland, sprach der Wanderer bei sich selbst und erhob sich von seinem Moossitze. Statt der Schlucht in ihren Windungen zu folgen, beschloß er, auf kürzestem Wege dem Waldfräulein zu folgen, das ihn ja zu bewohnten Stätten führen mußte — und er kletterte an der einen Wand der Schlucht aufwärts durch das dichte Strauchwerk. Oben angelangt ging er dem Punkte zu, wo der Steg gelegt war und fand dort einen schmalen, wenig betretenen und kaum erkennbaren Fußpfad, der durch einen jungen Buchenwald lief.

In welcher Einsiedelei lebt denn das Waldfräulein? fragte er sich ganz erwartungsvoll und schritt vorwärts. Plötzlich öffnete sich der Wald und ein liebliches Bild ent-

faltete sich vor ihm. Er stand auf einer mäßigen Anhöhe, ihm zu Füßen lag ein enges Wiesenthal, in dessen Mitte ein zierliches gothisches Kirchlein sich erhob, und rings umher begrenzten Hügel mit reicher Bebaumung, die sich in grünen Wellen von den Höhen hinabzog, jede Aussicht. Tiefer Friede, unzerstörbare Stille bildeten den Character des Gemäldes. Der Kirche gegenüber lehnte sich ein Haus an die Hügelwand. Wenn das Waldfräulein dort wohnt, so hat es eine reizende, weltabgeschlossene Klause; dachte der Wanderer, stieg in's Thal hinab und ging der Kirche zu. Als er sich der Thür näherte, sah er plötzlich die Dogge, die seitwärts im Grase sich ausstreckte und die nur ihren mächtigen Kopf aufhob und ihn klug ansah, aber ihn seines Weges gehen ließ, als ob sie wisse, daß sie hier Niemand zu melden habe. Die Thür war nur angelehnt; er trat in die Kirche. Sein erster Blick fiel auf das Waldfräulein; sie kniete still vor einem Seitenaltar, die Convolvelranke hing um ihren Hut. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, denn es war von dem Hut beschattet und sie hatte den Kopf gesenkt. Aber ihre Stellung und Haltung trugen dermaßen das Gepräge tiefer Andacht, daß er sich ganz tief davon berührt fühlte — ob wohl, ob weh — er wußte es nicht! Einige Landleute beteten auch noch in der Kirche. Dann ging Einer nach dem Anderen hinweg. Der Wanderer folgte einem alten Mann, der einen Thalweg zwischen den Hügeln ein-

schlug, und fragte ihn, was diese Kirche hier in der Einsamkeit zu bedeuten habe, da sie ja augenscheinlich ganz neu gebaut sei. Er erfuhr, dies sei Marienthal, ein alter, beliebter Wallfahrtsort des Rheingaues. Ueber ein halbes Jahrhundert sei die Kirche eine Ruine gewesen, und deshalb habe man das alte Muttergottesbild in die Pfarrkirche von Geisenheim flüchten müssen; dennoch hätten die Leute immer einen Zug nach dieser alten Gebetsstätte behalten und jetzt, da die Kirche durch den Herrn Bischof von Limburg, vermittelst frommer Gaben, so schön aufgebaut und hergestellt sei, werde der Besuch sehr zunehmen, denn die Mutter Gottes sei die liebe Königin des Rheingaues. In dem Hause, der Kirche gegenüber, wohnten Geistliche, welche den Gottesdienst und den Wallfahrerdienst zu besorgen hatten. Der Wanderer dankte für die Auskunft, fragte nach dem Wege, erfuhr, daß er hier durch's Thal gehend nach Johannisberg, über die Berge aber nach Rüdesheim und Geisenheim gelange, und ging zur Kirche zurück. Doch die Dogge war verschwunden und die Thür geschlossen. Es that ihm leid. Er hätte gern noch einmal die Betende gesehen, wie sie abermals, jedoch geistiger Weise, zwischen Himmel und Erde schwebte.

Er schlug den Weg über die Berge ein, durch einen Hain von niederem Laubholz, das eine weite Aussicht über reichbebaute Fluren bot, die allmälig zum Rhein

sich hinabsenkten und jenseits desselben auf's Neue sich ausbreiteten, stromaufwärts in die große Ebene um Mainz auslaufend, stromabwärts zu dem Höhenzug ansteigend, der bei Bingen die Rochuskapelle trägt. In breiten Windungen floß der schöne Strom majestätisch dahin; bald entzog ihn eine Gruppe von Bäumen oder eine Senkung des Weges gänzlich dem Blicke; bald blitzte er mit glänzenden Funken und Streifen durch das Laub oder zwischen den Einschnitten des hügeligen Bodens auf; bald lag er da, weit und frei, durch die untergehende Abendsonne in einen goldenen Spiegel verwandelt, bis er jenseits Bingen in einer Krümmung zwischen dunkeln Felsen, die seine Ufer zusammendrängen, dem Blicke entschwindet und den Rheingau verläßt.

Der Wanderer hatte mehr auf die liebliche Landschaft, als auf seinen Pfad geachtet; überdas sehen sich die zahlreichen Feld- und Fußwege zwischen den Weinbergen und durch die Fluren alle wie Brüder ähnlich. Er war müde, wünschte Rüdesheim zu erreichen und schaute um sich, ob nicht in der Nähe ein menschliches Wesen sei, das ihm Auskunft geben könne. Er entdeckte Niemand, aber ein kleines Häuschen, wahrscheinlich eine Winzer- oder Gärtnerwohnung, lag unfern am Abhange eines Hügels. Er ging darauf zu. Es sah trotz seiner Einfachheit ungemein freundlich und zierlich aus, mit seinem breiten, vorspringenden Schindeldache, mit dem hölzernen Altan, der um einen Theil des oberen Stock-

werkes herumlief, mit der Fülle von Schlingpflanzen, die zum Altan, ja über ihn hinweg kletterten. Rankende Rosen, wilder Wein, die Aristolochia mit ihrem breiten schirmenden Blatte, die große violette Glocke der Cobea, der zierliche Jasmin, Geisblatt, Capuzinerkresse, Epheu, das Alles wand und schlang sich durcheinander und um das Erdgeschoß des Häuschens herum. Das obere Stockwerk lag auf dem blumigen, duftenden Grün wie ein Nest auf einem Blüthenbusch. Die reizendste Gärtnerwohnung, die ich je gesehen habe, sagte der Wanderer zu sich selbst, indem er über das niedrige, kaum fußhohe Gemäuer hinwegschritt, das, von einer Reihe von Weymouthskiefern versteckt, den Pfad begrenzte. Er war nun augenscheinlich im Bereiche eines Gartens. Vor dem Häuschen lag ein Rasenplatz, aus dessen Mitte ein rundes Rosenbeet voll der schönsten Remontanten aufstieg, das alle Schattirungen vom zartesten Carmin bis zum dunkelsten Purpur verschmolz. Neben dem Hause stand eine Gruppe von Catalpen und Akazien, die einen Röhrenbrunnen mit laufendem Wasser und einige Gartenstühle und Tische beschatteten. Das Wasser lief in einen gewöhnlichen steinernen Trog; aber der ganze Brunnen war wie verschleiert von der graziösen Pflanze Frauenhaar, die weich und voll in grünen Locken über den feuchten Rand herabhing. Kein Mensch ließ sich blicken. Vielleicht ist dies Häuschen nur ein unbewohnter Pavillon, in welchem man einige Morgen- und Abendstun-

den zubringt; auf dem Altan muß eine schöne Aussicht sein, dachte der Wanderer und ging auf die Treppe zu, die neben der Hausthüre von Außen zum Altan hinaufführte. Kaum hatte er die untere Stufe betreten, so erschien auf der obersten die dänische Dogge und schlug einen so tiefen, drohenden Ton an, daß es wie ein ferner Donner klang. Aber der Wanderer erkannte sogleich das schöne Thier und dachte: Nun hat sich das Waldfräulein, die betende Pilgerin, in eine Gärtnerin verwandelt! sie wird mir Bescheid geben. Und kühn betrat er die zweite Stufe. Jetzt schlug die Dogge so furchtbar, so erzürnt an, und trat ihm so entschieden einen Schritt entgegen, daß er auf dem Punkte war zurückzugehen; doch zugleich rief eine weibliche Stimme: „Ruhig, Cerberus!" und aus der Thüre des oberen Stockwerkes, die auf den Altan führte, trat die Herrin der Dogge, ging zur Treppe vor, legte ihre schmale, weiße Hand auf den Kopf des wachsamen Thieres und fragte mit einer unbeschreiblich melodischen Stimme:

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

Der Wanderer nahm seinen Hut ab und sagte mit dem Tone und dem Anstande eines wohlerzogenen Mannes:

„Vergebung! ich hielt das liebliche Häuschen für unbewohnt und wollte auf dem Altan die Aussicht bewundern und etwas ruhen."

„Das steht Ihnen frei," sagte sie und trat mit ihrem

Cerberus von der Treppe zurück. Bevor sie sich wendete, rief er hastig:

„Und darf ich auch noch um eine Andeutung des Weges nach Rüdesheim bitten?"

„Gehen Sie den Kiesweg hinab, durch den Garten, am Schlößchen vorüber, so kommen Sie auf die Chaussee, die rechts nach Rüdesheim und links nach Geisenheim führt," antwortete die schöne Dame.

Sie grüßte leicht und verschwand durch die Thüre, welche in das Haus führte. Quer vor derselben legte Cerberus sich nieder und ließ ruhig den Wanderer die Treppe hinaufsteigen und zur anderen Seite des Altans gehen, wo eine Bank stand, auf die er sich setzte. Das ist aber eine wunderbare Schönheit! sprach er ganz froh zu sich selbst. Neben der verschwindet die Landschaft! Für mein Leben gern würde ich sie noch ein Mal sehen .... aber sie ist keine Gärtnerin, mit der sich ein Gespräch über die Cultur der Remontanten anknüpfen ließe! o nein! Gott weiß, wer sie ist! .... Wie schön sie da stand, wieder zwischen Himmel und Erde, ein edler Paradiesvogel in seinem Blumenneste! — Seine Blicke glitten höchst zerstreut über die Landschaft fort, obzwar sie im schönsten Farbenschmelz der abendlichen Beleuchtung vor ihm lag. Er suchte auf dem Altan Entdeckungen zu machen; hinter ihm war ein geöffnetes Fenster. Vorsichtig sah er sich um; es konnte ja Jemand im Zimmer sein, vielleicht sie selbst! .... Welcher

Unsinn! Er stand auf und ging auf dem Altan hin und her. Da konnte er leicht in das offene Fenster blicken. Es war augenscheinlich ein Speisezimmer: der runde Tisch in der Mitte, das Büffet, die Stühle mit braunem Leder bezogen, weiter nichts! Es führten noch zwei Fenster auf den Altan, allein sie waren durch grüne Jalousien geschlossen, vielleicht um die Sonnenstrahlen auszusperren. Dann hatte der Altan ein Ende und die Aussicht beschränkte sich dort auf die Rebstöcke, welche den ganzen Hügel bedeckten. Das Häuschen lag am Abhange desselben zwischen Weinberg und Garten. Da die Recognoscirung weiter nichts ergab, so hielt es der Wanderer für gerathen, sich nach Verlauf einer Viertelstunde zurückzuziehen. Als Cerberus ihn kommen sah, hob das kluge Thier nur seinen Kopf auf; und als der Fremde nicht der Thüre, sondern der Treppe zuging, ließ Cerberus ihn hinabsteigen, erhob sich dann, reckte und streckte sich, und legte sich auf seinem eigentlichen Wachposten als eine lebendige Barricade gerade da nieder, wo die Treppe auf den Altan mündete.

Der Wanderer ging den Kiesweg hinab, der rings um den Rasenplatz und dann in eine sogenannte englische Gartenparthie sich verlief, — eine höchst wunderliche Benennung; denn die wirklichen englischen Gärten sind die großartigsten von der Welt und diese nachgeahmten gehören zu den kleinlichsten. Ehe er dies Bosquet

von Jasmin, Cytisus, Flieder und ähnlichen Gesträuchen betrat, wendete er sich um und sah noch einmal das Häuschen an. Eben wurden alle Fenster geöffnet, vermuthlich um die Abendkühle und den frischen Duft von dem Weinberge und dem Garten einzulassen. Aber nicht die schöne Herrin besorgte dies Geschäft, sondern irgend eine Zofe. Zugleich wurden von kräftiger und doch zarter Hand einige Accorde auf dem Flügel angeschlagen, denen im schnellen Uebergange das Adagio aus Beethovens „Sonate pathétique" folgte. Der Wanderer trat schnell in's Bosquet hinein, um ungesehen horchen zu können. Er war sehr musikalisch und kein Componist ging ihm über Beethoven. Wo er einen Ton von ihm hörte, fühlte er sich angesprochen, belebt. Aber wie kam dies schöne Wesen in dem freundlich stillen Hause zu dem melancholischen Adagio, zu diesem Seufzer eines todtwunden, schweigenden Herzens! Und wie schön sie spielte! welch ein perlender Anschlag und dennoch wie sammetweich, wie schmelzend und klingend der Ton! Er horchte mit Wonne bis zum Schlusse des Adagio's, dessen letzter Accord gleichsam im Grabe untergeht, und dann verstummte der Flügel. Nachdem der Wanderer einige Zeit geharrt hatte und Alles stumm blieb, eilte er weiter, denn es dunkelte stark und er wünschte vor einbrechender Finsterniß dem Bereiche des Gartens entronnen zu sein. Der Garten hatte etwas recht Alter-

thümliches, Taxuspyramiden, sternförmige Blumenbeete, eine herrliche Lindenallee; er war in Uebereinstimmung mit dem alterthümlichen Schlößchen, an dem der Wanderer zuletzt vorüberging, und beide bildeten einen schlagenden Gegensatz zu dem Schweizerhause und dessen Umgebung. Die ganze Besitzung machte sich aber sehr gut, und so gewiß herrschaftlich, was dem Wanderer sehr gefiel. Es war doch nicht jeder Zoll Erdboden wie ein Capital behandelt, das Zinsen zu bringen hat.

Das große Thor war bereits geschlossen; doch durch ein Nebenpförtchen gelangte der Wanderer auf einen Fahrweg, der zwischen Nußbäumen fortlief und auf die Chaussee mündete, die nach Rüdesheim führte. Dort nahm er sein Nachtquartier, um am anderen Morgen das Dampfboot zu besteigen. Als er die freundlich bunten Bilder überdachte, welche der Tag ihm vorgeführt hatte, den Niederwald, Marienthal und das Schweizerhäuschen, sprach er zu sich selbst: Ja! das Alles war lieblich und schön war die Erde; aber das Schönste . . . . war zwischen Himmel und Erde! — Das Adagio der Sonate pathétique erklang vor seinem inneren Ohre und ging in seine Träume über.

Am anderen Morgen war der Himmel grau und die Luft feucht. Es hatte über Nacht geregnet. In Erwartung eines Dampfschiffes, das zu Thal ging, wollte der Wanderer die Brömserburg in Augenschein nehmen. Er ging der Kirche von Rüdesheim zu, die etwas erhöht

liegt. Ein großes Crucifix, weithin sichtbar, fiel ihm in die Augen. Es stand auf dem Kirchhofe und ein hoher alter Apfelbaum breitete die knorrigen Zweige zu einem natürlichen Baldachin darüber aus. Zu Füßen des Kreuzes stand ein Betschemel und zwei Männer und eine schwarze Frauengestalt knieten darauf. Merkwürdig, dachte der Wanderer; die Leute beten hier zu Lande eigenthümlich ungenirt! ein Bild wie dieses bekommt man bei uns nie zu Gesicht, und es hat doch etwas so Einfaches, so Herzliches, als müsse es überall hinpassen! — Indem trat eine andere Frauengestalt unter die Kirchthüre, schaute umher und ging dann rasch dem Kreuze zu. Er erkannte sie sogleich mit einer Art von frohem Schrecken an der schlanken, großen Gestalt und dem leichten Gange. Heute sieht sie erst recht aus wie eine Pilgerin, dachte er. Gestern trug sie ein helles, luftiges Sommerkleid; heute ein graues Kleid mit einem runden Mäntelchen, und wieder ihren breiten, braunen Hut; dazu lederne Halbstiefel. Sie muß so etwas wie eine Fee sein! dachte er; denn nur eine solche kann in diesem Anzuge so idealisch anmuthig aussehen! Wohin mag ihre Wanderschaft gehen? .... ach, gewiß weiter als zur Brömserburg.

Als die schöne Pilgerin sich dem Betschemel näherte, erhob sich die schwarze Frauengestalt und nahm einen Korb und einen Regenschirm auf, die neben ihr standen. Aber die Pilgerin kam ihr zuvor und ergriff schnell den

Korb, um ihn zu tragen. Das wollte jene nicht zugeben, und so verständigten sie sich endlich dahin, daß die schwarze Frau, deren Anzug eine Ordensschwester verrieth, den Korb und die schöne Pilgerin den Regenschirm nahm. Nun trägt sie wahrhaftig den schweren baumwollenen Regenschirm ihrer Gefährtin! murmelte fast unwillig der Wanderer. Beide gingen an ihm vorüber. Er nahm den Hut ab und die schöne Pilgerin neigte freundlich das Haupt, wie Jemand, der gewöhnt ist, gegrüßt zu werden. Er sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren. Dann fragte er einen Maurerburschen, der des Weges kam:

„Wer war das?"

Er hatte die Pilgerin im Sinne; aber der Bursche sagte:

„Die Mägde Christi, welche die Kranken bedienen;" denn sie hatten auch ihn in einer schweren Krankheit gepflegt. Und er ging vorüber.

Also zu den Mägden Christi hält sich demüthig die schöne Frau, dachte der Wanderer. Morgens trägt sie ihnen den baumwollenen Regenschirm nach und dient mit ihnen den Kranken, und Abends geht sie wallfahrten und spielt die Sonate pathétique: das muß eine liebliche Seele sein. Und er schlug den Weg zur Brömserburg ein.

Das Schweizerhäuschen.

Ein herrlicher Morgen! alle Vögel singen, alle Blumen duften, alle Bienen summen um die blühende Lindenallee, alle Gräschen und Blättchen prangen mit einem Diamanttropfen von Thau an ihrer Spitze und auf den glänzenden und feurigen Remontanten liegt er wie ein feiner silberner Perlenregen. Ein leiser Luftzug säuselt durch die Zweige der Bäume und Gesträuche und setzt das Laub in eine leichte Schwingung, bis es nach und nach unter der höher steigenden Sonne und ihrem heißen Strahle still wird, und gleichsam einschläft, bis der Abendwind es wieder weckt. Cerberus streckt sich behaglich auf dem kühlen Rasen aus, schnappt zuweilen nach irgend einem unbesonnen umherschwirrenden Käfer und folgt unverwandten Blickes seiner Herrin. Sie geht ohne Rücksicht für den Rasen auf ihm umher und um das Beet von Remontanten, von denen sie die schönsten, die bereits ganz aufgeblüht sind, abpflückt und zu einem Strauße sammelt. Dem Wanderer, der

vor einigen Tagen so sehr durch ihre Erscheinung überrascht wurde, war das zu verzeihen; die Schönheit hat eine eigenthümliche Anziehungskraft, denn sie ist in der Ordnung der Natur das vollkommenste Gebilde, das aus der Hand Gottes hervorgegangen ist. Dieser Zauber wird unglaublich dadurch erhöht, wenn sich die Schönheit gleichsam entdecken läßt, und unglaublich gemindert, wenn sie sich zur Schau stellt. Der Salon, der Ballsaal rauben ihr den höchsten Reiz: frische Unbefangenheit. Hier, am stillen Sommermorgen, in ländlicher Einsamkeit, unter Bäumen und Blumen, blühte verborgen eine seltene Schönheit. Groß, schlank, zart, rosig, nachlässig, aber edel, melancholisch, aber lächelnd, sah sie ganz aus wie ein Pastellgemälde von der Meisterhand der Rosalba. Ihr reiches, blondes Haar hatte den Farbenton, den man cendré nennt, und den man jetzt nur äußerst selten noch trifft. In's gelbliche, röthliche, bräunliche spielt das Blond ganz hart und ganz alltäglich hinüber; den feinen, weichen, aschgrauen Schimmer hat es verloren. Sie besaß ihn, und wie ein Kranz legte sich dies schöne Haar in einfachen Flechten um ihren Kopf, den sie mit eigenthümlicher Grazie ein wenig gesenkt trug, aber ihn zuweilen mit der lebhaften Bewegung einer Gazelle hob, wenn sie etwas ins Auge faßte. Das Auge war der Glanzpunkt in ihrem Antlitze, ein großes, tiefblaues, weitgeschnittenes, mächtiges Auge, in welchem Lächeln und Thränen

ebenso verschmolzen, wie Adel und Einfachheit in ihren Zügen und in ihrer Haltung. Da die vollkommenste Schönheit doch immer irgend eine kleine Unvollkommenheit besitzt, so hätte man an ihr tadeln können, daß ihre Schultern zu schmal für ihre Größe waren und ihre Haltung nicht gerade genug. War dies aber ein Mangel an Kraft und Gesundheit, so gab er ihr dafür eine unvergleichliche Geschmeidigkeit und Leichtigkeit der Bewegungen, und hätte sie zur Zeit des indischen Königs Nal gelebt, der zur Gemahlin ein Mädchen begehrte, das, über den Weg laufend, keine Spur des Fußes im Sande zurückließ, so hätte sie vielleicht den Thron Indiens bestiegen. Sie trug keinen Hut, denn die Sonne war noch nicht über die Lindenallee emporgestiegen; aber sie trug dänische Handschuhe und einen Morgenanzug von weißem Piqué.

Als ihr Rosenstrauß zu einer wahren Garbe angewachsen war, ging sie zum Brunnen, füllte eine Vase, die auf dessen Rand stand, mit Wasser, stellte die Rosen hinein und trug sie die Freitreppe hinauf in's Speisezimmer, wo ein Diener den Frühstückstisch für drei Personen bereitete. In einer gänzlichst unbekannten Sprache machte sie einige Anordnungen, und ging über einen schmalen Gang, auf den die Zimmer des oberen Stockwerkes mündeten, in ihren Salon. Der war nun ganz wie sie: einfach, anmuthig, anspruchslos und doch geschmückt, poetisch und doch behaglich. In diesem

Raume lebte ein edles Leben; das empfand man, wenn man sich darin umsah. Helle Tapeten, lichte buntgeblümte Vorhänge und Möbelbezüge von einfachem Zitz, in geschmackvoller Uebereinstimmung mit der ländlichen Umgebung und dem Style des Häuschens; hier der Flügel, und schöne ernste Musikalien darauf; da der Bücherschrank, und schöne edle Bücher darin; dort ein Arbeitstisch, ein wirklicher, an dem wirklich gearbeitet wurde, dann verschiedene Packete von baumwollenen und leinenen Stoffen lagen da in Erwartung von Scheere und Nähnadel. In allen Ecken, auf allen Tischen Blumen; Blumen in Vasen, in Töpfen, in Kasten. Dies Gemach war Alles in Allem: Empfangszimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer. Daneben lag ein Schlafzimmer, in demselben Geschmacke eingerichtet; und dies war die eine Hälfte des Stockwerkes. Die andere war in drei kleinere Zimmer getheilt, von denen das eine Speisezimmer war, das andere bewohnte die Kammerjungfer, das dritte war unbewohnt.

Cerberus schaute freundlichen Blickes nach dem Bosquet und klopfte wohlwollend mit dem Schweif auf dem Rasen; denn obschon Niemand zu sehen war, so hörte man doch ein Paar Frauenstimmen, die nach und nach näher kamen. Dann stand er auf und lief ihnen mit zärtlicher Unterwürfigkeit entgegen, als müsse er sie auf dem Gebiet seiner Herrin bewillkommnen. Zwei Damen traten aus dem Bosquet, die eine ganz jung, auf

der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, erblühend wie die Morgenröthe; die andere nicht jung mehr, sehr klein und stark verwachsen, mit einem feinen, kränklichen Gesichte und einem ungemein liebreichen Ausdrucke. Sie streichelte freundlich den gewaltigen Kopf des Hundes, während das junge Mädchen dem Häuschen zulief und fröhlich rief:

„Guten Morgen, Doralice! da sind wir.“

Die Besucherinnen waren Fräulein Crescenze und Eulalie von Derthal, und Doralice Ghioray empfing zärtlich die frühen Gäste.

Fräulein Crescenze war eine stille, edle Seele, die unter schweren inneren Prüfungen und durch heiße verborgene Kämpfe ihre Ruhe errungen hatte. Als Kind war sie durch ihre Schönheit, ihren Verstand, ihre Anmuth der erklärte Liebling ihrer Eltern, und ihr guter, zwölf Jahre älterer Bruder Erwin, der nichts von diesen Vorzügen besaß, wetteiferte mit den Eltern in Zärtlichkeit für die allerliebste Crescenze, die das beste Herz und den redlichsten Charakter mit ihrer Liebenswürdigkeit verband. Die Mutter hatte schon früh ein Ehebündniß zwischen dem Sohne ihrer Schwester und Crescenze in's Auge gefaßt, und beinahe von der Wiege an galten die Kinder in beiden Familien für verlobt. Crescenze wuchs nicht bloß mit diesem Gedanken auf, sondern ihr Herz wuchs in denselben hinein. Aber mitten in der ersten Jugendblüthe wurde sie in Folge

einer heftigen und vernachlässigten Erkältung von einem schweren Leiden befallen, das ihren Körper unter den grausamsten Schmerzen verkrümmte und entstellte, und sie nach jahrelanger Qual in einem Zustande von andauernder Kränklichkeit zurückließ. Von einer Verbindung mit ihrem Vetter war keine Rede mehr. So lange ihre Eltern lebten, fand die arme Crescenze in deren verdoppelter Zärtlichkeit einigen Trost für ihr zerstörtes Lebensglück. Als diese aber starben, traten unaussprechlich schwere, einsame Zeiten für sie ein. Sie lebte freilich immer im Schlößchen, bei ihrem Bruder und in dessen Familienkreis; aber ihr verwöhntes, ja etwas verweichlichtes Herz fand sich nur mühsam und unter zerreißenden Qualen in ihre Stellung hinein: in das Bewußtsein, überflüssig und entbehrlich zu sein. Ihr Bruder hatte seine ganze Zärtlichkeit auf Weib und Kinder übertragen; er war immer sehr gut und freundlich für Crescenze, aber sie zählte doch in seinem Glücke, in seiner Zufriedenheit nicht mit. Noch weit weniger war das der Fall mit ihrer Schwägerin! überall stand sie in zweiter Linie! überall fühlte sie sich von der Liebe ausgeschlossen, die in ihrem warmen, innigen Herzen lebte. Doch mit der übernatürlichen Geduld, die aus dem Glauben entspringt, nahm Crescenze ihre Trübsal als ein läuterndes Kreuz für ihre frühere Eitelkeit und jugendlichen Weltsinn hin. Sie lernte in der Entsagung aus Liebe zu Gott mehr und

mehr ihre Freude finden, und als sie ihr Ich nicht mehr in Anschlag brachte, und als sie, ohne auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, täglich ihr Contingent an Opfer stellte, da kam ein großer Friede über sie, der jetzt unsäglich wohlthätig auf Doralice wirkte.

Als sie am Frühstückstische saßen, sagte Doralice leise seufzend:

„Es ist also entschieden: Celestine ist verlobt mit diesem Herrn von Friedingen. Gestern Abend spät schickte ich noch einmal zur Post und bekam wirklich einige flüchtige Zeilen von der Mama, in denen sie schreibt, die letzte Schwierigkeit sei gehoben, indem der ältere Bruder die Apanage des jüngeren verdoppele.“

„Die letzte Schwierigkeit!“ sagte Fräulein Crescenze traurig. „Aber die wahrhaft erste und letzte Schwierigkeit — wird ihrer nicht erwähnt?“

„Gar nicht!“ entgegnete Doralice. „Ach, liebe Tante, Du weißt ja, das ist keine für die gute Mutter.“

„Also abermals ein akatholischer Schwager!“ rief Eulalie. „Ich begreife meine Schwestern gar nicht mit dieser sonderbaren Liebhaberei!“

„Mögest Du es nie begreifen!“ erwiederte Doralice sanft und traurig.

„Doralice, ach verzeih!“ rief Eulalie, stand schnell auf, umarmte die geliebte Schwester und setzte hinzu: „Ich mache es vielleicht selbst einmal nicht besser.“

„O!“ rief Doralice lachend, „das ist zu viel! Dein Bedauern mit Deinen Schwestern darf nie weit genug gehen, um ihre Handlungsweise zu billigen und nachzuahmen.“

„Das ist aber recht schwer, wenn man sie lieb hat,“ entgegnete Eulalie. „Man will sie durchaus rechtfertigen, und hat man Gründe dafür gefunden, so kann man diese, bei vorkommendem Falle, auch auf sich selbst anwenden.“

„Darum ist es eben durchaus nothwendig, sich zu gewöhnen, Person und Handlungsweise in unserer Beurtheilung von einander zu trennen,“ nahm Fräulein Crescenze das Wort. „So machte es unser göttliches Vorbild, Christus. Er verdammt auf's Strengste die Sünde und hat ein so zärtliches Erbarmen mit uns armen Sündern, daß er sich für uns kreuzigen läßt. So macht es unsere heilige Kirche, in der Sein Geist wohnt. Auch sie nennt Sünde, was Sünde ist, warnt vor ihr, sucht von ihr zurückzuschrecken; aber für uns arme Sünder hat sie Nachsicht, Erbarmen, hat sie Rettung und Heilmittel, wenn wir nur wollen, und wenn wir nicht wollen, immer noch das Gebet, auf daß sich auch die Verstocktesten, die Blindesten endlich bekehren mögen. Deine drei ältesten Schwestern, Eulalie, sind nicht so erzogen worden, wie Du es bist, und Du wärest vielleicht auch ganz anders, wenn Du nicht seit drei Jahren Doralice vor Augen gehabt hättest, die Alles

wieder einbringt, was sie früher aus Unkenntniß versäumt hat."

Doralice schlug dankbar ihr schönes Auge zu der Tante auf und zwei schwere Thränen fielen von ihren Wimpern.

„Aber Celestine hat auch Doralice und ihr Beispiel gehabt," wendete Eulalie ein, „und handelt nun doch so unbesonnen."

„Ja, Kind," entgegnete Fräulein Crescenze lächelnd, „wenn ein gutes Beispiel genügte, um die Menschen gut, vernünftig und tugendhaft zu machen, so gäbe es keinen Bösen und Leichsinnigen auf Erden; denn Alle besitzen das erhabenste Beispiel an Christus und den lieben Heiligen. Aber alles Gute hienieden will nun einmal erkämpft werden. Da das höchste Gut Gott ist, und das höchste Glück, Gott über Alles zu lieben, so kann man sich leicht vorstellen, welche Kämpfe erforderlich sind, um sich zu diesem Standpunkte der Erkenntniß zu erschwingen und trotz aller Versuchungen dort zu beharren. Die arme Celestine hat es noch nicht so weit gebracht."

„Wie schwer ist das Leben!" seufzte Eulalie, als ob sie schon dessen Bürde auf ihren jungen Schultern fühlte. „Ich will mir ein Flügelpaar suchen, um ihm zu entfliehen."

„Bei Lanner oder Strauß, nicht wahr?" sagte Doralice scherzend.

„Mit nichten, Frau Gräfin!“ erwiderte Eulalie munter; „meine Flügel sollen himmlischer Art sein.“

„Hat Henry nicht geschrieben, ob er kommt, ob er Dir die Kinder bringt, Doralice?“ fragte Fräulein Crescenze.

„Nicht eine Silbe höre ich von ihm,“ antwortete Doralice. „Aber ach! die Kinder wird er mir nicht bringen, da ich nicht auf seine Bedingungen eingehe.“

„Wer weiß! solche starre Charactere werden zuweilen überwunden, wenn sie auf große Entschiedenheit treffen.“

„Ich glaube, liebe Tante, Henry müßte zuvor noch mehr innerlich durcharbeitet werden, bis er sich für überwunden erklärt. Die arme Susanne hat ihn dermaßen verwöhnt, daß er es noch gar nicht fassen kann, wenn nicht Jedermann ihn als maßgebende Autorität anerkennt und verehrt.“

„Daß der liebe Gott eine so ungeheuer glückliche Ehe durch den Tod unserer armen Susanne auflöste, ist doch ganz unfaßbar!“ rief Eulalie.

„Ach, liebe Eulalie,“ sagte Fräulein Crescenze, „das Ungeheure ist selten nach der Ordnung der Gnade, und nur die ist wahrhaft gottgefällig. Susanne und Henry trieben einen förmlichen Idolencultus mit einander. Wer weiß, ob der von Dauer gewesen wäre, ob sich nicht bittere Enttäuschungen eingestellt hätten, ob auf dies ungeheuere Liebesglück nicht mit der Zeit etwas

viel Schmerzlicheres als der Tod gefolgt wäre. Alle ungeordneten Neigungen und Empfindungen rächen sich durch ihre Verkehrtheit selbst, indem sie den Keim ihres Todes, das Uebermaß, in sich tragen."

„Ich sag' es ja: das Leben ist schwer!" wiederholte Eulalie, „und man sollte doch nur gar nicht viel Umstände machen, um extraordinär glücklich zu werden; denn plötzlich kommt der Tod und wirft Alles über den Haufen."

„Und die Seele bleibt allein mit Gott," setzte Doralice hinzu. „Ja, das ist der Schluß jeder Geschichte menschlicher Schicksale; ein Schluß, an den man leider wenig denkt, wenn man im Anfang der Geschichte ist. Das erleben wir jetzt wieder an Celestine."

„Vielleicht wird Herr von Friedingen katholisch," sagte tröstend Eulalie.

„Mit diesem „vielleicht" beruhigt man sich immer, wenn man sich beruhigen will," entgegnete Fräulein Crescenze. „Es kann aber auch das Gegentheil geschehen."

„Ich werde der Celestine statt des Glückwunsches einen eindringlichen Sermon halten," sagte Eulalie, verließ das Speisezimmer und setzte sich im Salon an den Flügel.

„Liebe Tante," nahm Doralice nun rasch das Wort, „ich erhielt gestern Abend auch einen Brief von Blanca."

„Nun?" rief Fräulein Crescenze lebhaft.

„Er ist vollkommen niederschlagend.“

„Ach, das war zu erwarten! und dennoch hatte ich heimlich gehofft, Blanca werde Dir Gehör geben. Was antwortet sie Dir?“

Doralice nahm den Brief aus der Tasche und las:

„Theure Doralice! Dein guter lieber Brief hat mir viel Freude gemacht, denn Dein treues Herz spricht sich darin warm und innig aus — und das thut mir immer sehr wohl. Ich bedarf viel Liebe. Je mehr ich mich in der Welt umsehe, desto gleichgültiger werde ich gegen die glänzenden Nichtigkeiten, an denen ich früher so großes Gefallen hatte. Bälle und Schauspiele, schöne Kleider, reicher Schmuck, ein brillantes Haus mit Allem, was zum großen Weltleben gehört, erfreut mich nicht mehr. Ich muß es haben, das versteht sich, denn es gehört zu meiner Stellung, es ist ein Erforderniß derselben; aber seinen Reiz hat es verloren. Mir ist der Sinn für einen höheren Schmuck des Lebens aufgegangen: für die Kunst. In ihrer Ausübung findet man die Ideale wieder, die Liebe, den Schwung, die Glut der Empfindung, den Zauber der Phantasie, die einen Rosenschimmer über die graue Dürre der alltäglichen Verhältnisse werfen und einen süßen Ersatz für manchen schmerzlichen Mangel bieten. Wie ich mit Spiridion stehe, weißt Du ja längst: wir haben uns gegenseitig volle Freiheit gegeben, da unsere Neigungen allzusehr auseinander gingen, und dabei befinden wir uns beide

viel besser. Daß wir es an keiner Rücksicht fehlen lassen, versteht sich. Ein gemeinsames Dasein haben wir nicht; indessen leben wir ganz freundlich einander gegenüber. Spiridion überläßt mir die Erziehung unseres Sohnes. Das liebe Kind soll für höhere Interessen gebildet werden. Kränklich wie es ist, soll es von den feinsten Blüthen des Daseins zehren und, wie ich, in der Sphäre der Kunst Befriedigung finden, insoweit sie auf Erden erreichbar ist. Ich tauche unter, ich bade, ich schwelge in der Musik. Ich habe immer einige ausgezeichnete Musiker bei mir. Unsere Trio's solltest Du hören, Trio's von Beethoven, Piano, Violine und Cello — Du würdest entzückt sein. Aus dieser himmlischen Harmonie klingt eine himmlische Offenbarung, die das Herz berauscht, erquickt und aufwärts hebt. Das ist Gebet, das ist Religion: über sich selbst emporgerissen zu werden durch die Begeisterung, welche aus der Schöpfung eines Genie's, erlösend von der dumpfen und stumpfen Alltäglichkeit, uns anweht. Sieh! da finde ich nicht bloß Trost, sondern Genuß und Freude. Da vergesse ich, wenigstens für Augenblicke, daß nicht Alles um mich und in mir rosenfarben ist; da verschmerze ich am leichtesten, daß das Glück, nach dem man in der ersten Jugend schmachtet, für mich ein Traum geblieben ist; und eine höhere Weisheit als die: zu vergessen und zu verschmerzen, gibt es nicht. Dies hat auch das Christenthum anerkannt, indem es

Entsagung und immer Entsagung predigt; sie ist nur eine andere Form des Verschmerzens. Gewiß, liebste Doralice, es freut mich herzlich, daß Du, wie Du schreibst, mehr und mehr Deinen Frieden findest; aber ich sehe nicht ein, weshalb er nur auf dem Wege, den Du eingeschlagen hast, zu finden sein soll. Jede Seele hat ihre besonderen Bedürfnisse, jedes Herz seine eigene Richtung. Dir sagt die katholische Religion zu; meine Religion ist der Cultus des Genius. Eine ewige Schönheit offenbart sich uns Beiden: Dir in dem Werke der Erlösung, wie der katholische Glaube sie auffaßt; mir in dem Walten des Genies, das mit seinen Flammen und Blitzen den Sinn für Göttliches erschließt. Könntest Du wirklich engherzig genug sein, um zu glauben, daß man nur auf Deinem Wege seine Bestimmung erfüllen könne? Was ist unsere Bestimmung? Entfaltung unserer edelsten Kräfte; nicht wahr? ich kann mir wenigstens nichts Höheres denken. Nun! zu dieser Entfaltung bedürfen wir eines gewissen Spielraumes, und da wirst Du mir doch gern zugeben, daß der Eine sich beengt fühlt, wo der Andere zu Hause ist. Die Lerche kann nicht schwimmen und der Goldfisch nicht fliegen; aber sie ist allerliebst in den Lüften und er im Wasser. Ein großer Genius hat der Schöpfung des Weltalls vorgestanden. Warum sollte er sich nur gerade dem Menschen gegenüber als klein, karg und eng erwiesen haben? Ich denke immer daran, wie unsere gute,

zärtliche und kluge Mutter so oft sagte: Gott ist die Liebe!/Der Liebe müssen wir huldigen, theure Doralice: das ist das Wahre, das Gemeinsame, das Verbindende, das Himmlische in jedem Cultus. Liebend erfüllen wir unsere Bestimmung, denn nichts arbeitet unsere edelsten Kräfte so fein und so tief aus, als die Liebe. Natürlich muß es eine edle Liebe sein, d. h. sie muß uns und Andere glücklich machen: dann sind wir der höchsten Liebe ähnlich; dann vereinigen wir uns mit dem göttlichen Liebesgedanken, aus dem die Schöpfung hervorgegangen ist; dann sind wir in Harmonie mit unserem Ursprung, unserer Sehnsucht, unserem Ziel: wir lösen uns auf in Liebe. Du fragst, ob ich die Gnadenmittel der Kirche brauche, ihren Lehren folge, ihre Sacramente benutze. Ich frage zurück: weshalb sollte ich das, theure Doralice? Die Essenz dieser Lehren, die Wirkung dieser frommen Gebräuche ist ja bereits mein eigen geworden: ich liebe etwas Himmlisches. Da der Kern mein ist, so lasse ich die Schaale fallen. Und ob ich bete, fragst Du. Beten ist: begeisterter Aufschwung in eine höhere Region, worin die Seele wie in ihrem wahren Element schwimmt. Liebe Doralice! wenn ich eine Beethoven'sche Symphonie höre oder spiele, so baut sich mir geistiger Weise ein gothischer Dom auf, in welchem ich feuriger und andächtiger bete, als in irgend einer Kirche von Holz und Stein. Auch in dem Dom der Natur findet meine Seele Schwung und Er-

hebung, und ich freue mich sehr auf eine Reise, die wir in den nächsten Tagen antreten. Wir gehen nach der Schweiz, um den Sommer in Interlaken und den Frühherbst in Vevay zuzubringen. Unter wir verstehe ich den kleinen Spiridion und mich; der große Spiridion ist durch dringende Geschäfte gezwungen, nach Bukarest zu gehen. Da diese Reise, die er möglichst schnell machen will, äußerst angreifend ist und ich nicht das mindeste Verlangen habe, das langhaarige Volk der Wallachen kennen zu lernen, so habe ich mich für die Schweiz entschieden, deren Alpenluft mir und dem Kinde heilsam sein wird. Ein ausgezeichneter Virtuos auf dem Piano und Cello, ein höchst genialer Mensch, begleitet mich; denn ohne Musik würden mir die Gletscher und die Seeen der Schweiz nicht gefallen und die Bergluft nicht bekommen. Auch muß mein kleiner Dion täglich zweimal eine Viertelstunde Unterricht auf einer kleinen Tastatur nehmen, die für seine sechsjährigen Fingerchen eingerichtet ist. Das Kind verräth unglaubliches musikalisches Talent; das muß gepflegt werden! das kann ihn an mancher bedenklichen Klippe seiner späteren Jugend vorüberführen. Da ich seine ganze Erziehung leite, hab' ich eine große Verantwortung übernommen und muß darauf bedacht sein, nichts zu versäumen. In der nächsten Zeit werde ich also, wie Du, liebste Doralice, in einem Schweizerbauernhäuschen wohnen und da noch mehr wie sonst in herzlicher Liebe Deiner gedenken 2c. 2c."

„Ist das nicht eine grenzenlos beklagenswerthe Verschrobenheit?" setzte Doralice hinzu, mit einer Stimme in welcher Thränen zitterten. „Ist nicht von Anfang bis zu Ende jedes Verhältniß, jedes Gefühl, jede Ansicht traurig verkehrt und ungeordnet? Welche Ehe! welche Erziehung! welche Glaubenslosigkeit! welcher Mangel an Vernunft und an sittlichem Prinzip! welche traurige Liebe! — und Spiridion läßt sie gewähren, weil er für sich selbst die Freiheit in Anspruch nimmt, die ihm zusagt. Arme Blanca! in welchen Nebeln wandelt sie und in welchen Abgrund sinkt sie."

„Ja wohl, arme Blanca!" erwiderte Fräulein Crescenze. „Bei achtzehn Jahren, schön, stolz und eitel, trat sie in die Ehe wie in einen Ballsaal: um Huldigungen zu empfangen und um sich in Weltfreuden zu berauschen. Keine religiöse Grundlage, die ihr als Richtschnur und Maßstab für ihre Handlungen, Bestrebungen und Gefühle hätte dienen können, gab ihr einen inneren Halt. Die ganze himmlische Seite ihres Wesens war unentwickelt, ungepflegt, unbebaut, bot kein Gegengewicht gegen die irdische Seite, die den vollen Rausch der Welt durstig in sich aufnahm. Der arme Spiridion, unfähig sich selbst, viel weniger seine Frau zu leiten, überließ sie dem Taumel, der in einer tief entsittlichten, blendend übertünchten Gesellschaft fürchterlich ansteckend ist, ging seine Wege und ließ Blanca die ihren suchen. Kann man sich wundern, daß ein Schwindel sie ergriff,

in welchem das Licht der Wahrheit ihr verschleiert ist, während sie an die Gebilde ihrer Willkühr, ihrer Phantasie, ihrer Leidenschaft sich klammert, die immer da aufgehen, wo die Leuchte des Glaubens erlischt. Ihr Brief macht mir den Eindruck, als wolle sie nicht bloß Dich, sondern noch mehr sich selbst überzeugen, wie sehr sie in Uebereinstimmung mit den Forderungen der Religion, der Vernunft und des Gewissens ihr Leben eingerichtet habe. Aber Alles, was sie sagt, ist hohl oder schief, ist eine Entstellung von ursprünglich Wahrem, oder eine sinnlose Phrase, die der Wahrheit untergeschoben ist. Gott ist die Liebe; ja! aber von welchem Gott ist denn da die Rede? von Jupiter oder Osiris? von Baal oder Baldur? Ist aber mit St. Johannes von Christus die Rede, nun, der hat eine Glaubenslehre gegeben, welche die Liebe ordnet und sie nicht nach Willkühr umher schweifen und greifen läßt. O, liebes Kind, nichts ist gewisser, als daß das Menschenherz dem Götzendienste anheimfällt, wenn es Gott nicht dient, und daß der Tempel der Seele, den der heilige Geist nicht bewohnt, ein Tummelplatz für Idole wird."

„Man weiß es," entgegnete Doralice, „man fühlt es, das Gewissen bekräftigt es und dennoch, ach dennoch, gehört eine beständige Wirkung der Gnade und Hingebung an die Gnade dazu, um sich fort von den Götzen und zu Gott hin zu wenden. Gibt es wohl etwas, das mehr für die Schwäche unserer von der Erbsünde ver-

wundeten Natur zeugte: Wir ahnen die Wonnen des Himmels in der seligen und heiligen Liebe und sind trotz dem in beständiger Gefahr, uns von der unseligen und unheiligen umstricken und in die Tiefe hinabziehen zu lassen, als ob ein Etwas in uns nach der Hölle verlange."

„Arme Doralice!" sagte mitleidig Fräulein Crescenze.

„Nein! reiche, glückliche Doralice mußt Du sagen, liebe Tante!" rief Doralice feurig; „ich habe an Gott das beständige Opfer meines Herzens darzubringen."

Sie hatte es. Graf Ghioray hatte sich von ihr geschieden und eine andere Frau geheirathet, oder vielmehr von derselben sich heirathen lassen. Er war einer von den Männern, die immer von Frauen beherrscht werden: sehr eitel und sittlich träge, mit Aufwallungen von Leidenschaft, die in Gleichgültigkeit umschlugen, viel zu bequem zu irgend einem energischen Widerstand nach Innen wie nach Außen; nicht böse aus Neigung oder von Natur, aber häufig ein Spielball des Bösen, aus Schwäche. Als er Doralice heirathete, gefiel sie ihm außerordentlich gut und vielleicht wäre er recht glücklich mit ihr geworden, wenn seine Mutter ihm das erlaubt hätte. Allein diese Mutter, die nur den einzigen Sohn hatte und für ihn von der Wiege an ein Orakel war, fühlte sich tief verletzt durch seine Wahl. Er führte ihr eine katholische Schwiegertochter zu, ohne

zu wissen, ob ihr dieselbe gefalle! Einen solchen Act der Verwegenheit hatte er nie geübt. Bis dahin hatte er jeden Schritt und Tritt seines Lebens mit ihr überlegt und, ohne es zu merken, von ihr die Richtung empfangen. Bei seiner Ehe mit Doralice war ihm aber etwas Aehnliches durch Frau von Derthal geschehen. Mit ihrem „Nicht wahr?" und ihrem freundlichen Lächeln und ihren graziös zusammengelegten schneeweißen Händen, machte sie ihm Alles so leicht und so angenehm, und entfernte so gewandt jede Schwierigkeit, daß er gar nicht anders konnte, als mit ihren Ansichten und Anordnungen übereinzustimmen, so lange er sich im Bereiche ihres Einflusses befand. Als er aber nach seiner Heimath zurückkehrte, gewann seine Mutter ihren Einfluß wieder umsomehr, als die arme Doralice gar keinen auf ihn hatte, weil sie ganz demüthig glaubte, sie müsse ihrem Manne folgen und von ihm geleitet werden; nicht er von ihr, denn er solle ja nach der Ordnung Gottes der Herr und das Haupt sein. Diese Auffassung war dem guten Ghioray dermaßen fremd, daß er sich gar nicht darin zurecht fand und nur zuweilen kreuz und quer dies und jenes befahl, um doch in etwas den Ansichten seiner Frau zu entsprechen, die ja nichts mehr wünsche, als ihm zu gehorchen und ihn zu ehren.

Ist dies nun Glück? fragte Doralice oftmals sinnend sich selbst und sah sich um in ihren äußerlich glänzenden Verhältnissen. Sie hatte nicht Blanca's weltdurstigen

Sinn. Ihre zarte, edle Seele, ihr feiner Verstand, ihr weiches und doch kräftiges Herz begehrten eine andere Nahrung, um zufriedengestellt zu werden, als das Blendwerk und den Taumel eines oberflächlich vergoldeten Lebens. Die bunte rauschende Geselligkeit, in der sie sich bewegte, sagte dem sinnigen stillen Ernst ihres Gemüthes nicht zu; sie wurde betäubt oder zerstreut; nicht befriedigt. Sie verlangte Höheres. Wo bleibt denn die Liebe? fragte sie sich selbst und seufzte. Die religiöse Richtung lag auch in ihr ganz unentwickelt, kraft- und farblos da. Sie hatte wohl predigen hören von der Liebe zu Gott, die aus dem Glauben entspringt; allein sie hatte diese Liebe nicht leben sehen. Fromme Aufwallungen, süße Gefühle, unbestimmtes Verlangen nach Gutem und Schönem, darin war sie aufgewachsen und erzogen; das nannte Frau von Derthal Frömmigkeit. Statt aus einer von der Gnade getragenen, beharrlichen, von aller Schwankung der Gefühle unabhängigen Richtung des Willens auf Gott die Grundlage der Tugend zu machen, und ihre Kinder durch Selbstverläugnung und Opferfreudigkeit dafür zu bilden, wollte Frau von Derthal mit einem unbestimmten Schwung der Empfindung, der freilich auch die Pflicht umfassen sollte, dasselbe Ziel erreichen. Sie bedachte nicht, daß dieser Schwung stocken oder eine verkehrte Wendung nehmen werde, sobald eine Leidenschaft sich seiner bemächtige, und daß ein Herz ohne den Compaß

der offenbarten Glaubenslehre, welche der Grundpfeiler der Sittenlehre ist, an tausend Klippen scheitern müsse. Denn mit der Sophistik, die der Leidenschaft eigen ist, wird das Herz nicht bloß von seiner jedesmaligen Neigung sich beherrschen und überwinden lassen, sondern dahin kommen, zu behaupten: da die Pflicht mit der Empfindung umfaßt werden müsse, so sei eben das, was jetzt mit aller Kraft und Innigkeit das Gefühl umfasse und erstrebe, Pflicht. Das ist ein Comödienspiel der gefallenen Natur. Hat aber das Herz keine ewig unwandelbare, in göttlicher Wahrheit gefestigte, objective Richtschnur und Leuchte, womit soll es denn seine krummen Wege messen und seinen Maskenanzug beleuchten? Weil aber Doralice ihre edlen Natur- und Gnadengaben nicht vergeudete, nicht abwärts zum Staube und dessen Gebilde wendete, sich nicht entschloß, mit der Welt und wie die Welt glücklich zu sein in deren Freuden und Genüssen: so blieb der sittliche Nerv, der nach Ewigem strebt, bei ihr in voller Kraft und sie begann mit den Wahrheiten der Religion sich zu beschäftigen. Freilich nur sehr unvollkommen! sie hatte keine Bücher, keine Anleitung. Sie lebte meistens auf dem Lande. Da war weit und breit umher Alles calvinisch. Bücher gab es allerdings vollauf im Schloß: die ganze philosophische französische Literatur des vorigen Jahrhunderts und die ganze frivole Belletristik des jetzigen; die englischen und deutschen sogenannten Clas-

siker; eine Masse von Romanen, Gedichten, Schauspielen. Doralice hatte die Wahl! Sie las dies und jenes: es machte sie grenzenlos traurig. Als Mädchen hatte sie mit ihren Dichtern ein gewisses phantastisches Leben in den Wolken geführt; da war die Liebe immer in einer Glorie und der Schmerz immer edel und der Kampf immer feurig und die Thräne immer süß und das Ideal immer erreichbar. Doch jetzt stand sie mitten in der Wirklichkeit und die poetischen Phantasien wollten sich nicht auf dieselbe anwenden lassen, während sie den Lebensbildern, welche sie in Romanen gezeichnet fand, sich nicht anpassen mochte. Ein Paar Wintermonate brachte sie alljährlich in Pesth und Wien zu. Da suchte und fand sie denn zwar religiöse Belehrung und Stärkung ihres schwachen Glaubenslebens; aber der Fasching machte seine unerbittlichen Ansprüche an ihre Theilnahme, und Ball- und Opernmusik übertäuben leicht die Stimme eines geistlichen Führers.

Am schwersten lastete auf Doralice die feindselige Stimmung ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Beide Damen waren eifrige Calvinerinnen und mit der fixen Idee behaftet, Doralice wolle ihren Mann, wie sie sich ausdrückten, katholisch machen, während die arme Doralice erst eben anfing, sich selbst etwas katholisch zu machen. Beide Damen hatten auch an Ghioray erklärt, es sei ein unverantwortliches und unausführbares Beginnen gewesen, daß er seine Zustimmung zu

der Forderung gegeben habe, seine Kinder im katholischen Glauben erziehen zu lassen; das sei unmöglich. Ghioray erwiederte äußerst unbefangen: er habe immer geglaubt, daß dies Project an seiner Unausführbarkeit scheitern werde, und daß Doralice zu klug sei, um nicht mit der Zeit darüber zur Einsicht zu kommen und diese Forderung fallen zu lassen. Als nun aber die sehnlichst erwartete Nachkommenschaft ausblieb, sahen beide Damen darin eine Strafe Gottes für diese thörichte und unpassende Ehe, und regten mit ihren Klagen über dies Mißgeschick Ghioray's Verstimmung und Unzufriedenheit heftig auf. Sein heißester Wunsch war ein Erbe, damit nicht einst nach seinem Tode die ältere katholische Linie, mit der die jüngere calvinische seit dreihundert Jahren zerfallen war, das ganze Ghioray'sche Vermögen in Besitz nehme. Viel Bitteres hatte Doralice zu tragen. Von Ghioray ließ sie es sich mit großer Sanftmuth gefallen, weil es ihr selbst schmerzlich wehe that, seine Hoffnung unerfüllt zu sehen; aber gegen Schwiegermutter und Schwägerin hüllte sie sich in schweigende, abwehrende Kälte, was freilich nicht geeignet war, sie zu versöhnen. Dieser Mißgriff von Doralice in der harten Schule des Lebens rächte sich an ihr: es hieß, sie sei ein herzloses Geschöpf, ohne Liebe zu ihrem Manne, ohne Theilnahme für seine heiligsten Interessen; sie habe ihn nur geheirathet, weil er ungarischer Magnat und enorm reich sei; sie mache

ihn höchst unglücklich, denn die einzige Empfindung, deren sie fähig sei — religiöser Fanatismus — stoße ihn zurück; und so brachten beide Damen es wirklich dahin, daß Ghioray für äußerst beklagenswerth galt, und sich selbst dafür hielt, weil er immer ein Echo fremder, ihm imponirender Ansicht war.

Ein neuer Unstern ging über Doralice auf, als sich eine Nichte ihrer Schwiegermutter bei derselben niederließ. Die schöne Julia war eine höchst einnehmende intrigante Frau, die so eben die officielle Trauer um einen sehr wenig betrauerten Gemahl abgelegt hatte, und sich in ihrem schutzbedürftigen Wittwenstande zu ihrer Tante flüchtete, mit dem festen Vorsatze, sich baldmöglichst einen anderen Beschützer zu wählen. Das Schloß, welches ihre Tante als Wittwensitz inne hatte, lag nur eine halbe Stunde von dem Schlosse, das Ghioray und Doralice bewohnten. Man sah sich täglich. Julia erkannte schnell die Verhältnisse, und ihre Tante schenkte ihr bald ein unumschränktes Vertrauen. Mit Ghioray's Schwester, die sich viel bei ihrer Mutter aufhielt, weil die zerrütteten Vermögensumstände ihres Mannes ihr peinlich waren, befreundete sich Julia auf's Innigste. Konnte es fehlen, daß sie den Kummer so lieber Verwandten zu dem ihren machte? daß sie dem armen Ghioray herzliche Theilnahme schenkte? und war es zu verwundern, daß sich diese Theilnahme mehr und mehr in eine zärtliche Neigung verwandelte? Tante

und Cousine wunderten sich gar nicht. Die herzlose Kälte, welche sie Doralice zuschrieben, steigerte sich in ihren Augen um so mehr, als Julia, gleichsam überwältigt von ihrer heftigen Neigung, sie gar nicht zu verbergen suchte; dies warme Herz war gerade das, was Ghioray vermißte und so sehr bedurfte! Ob sie Julia's Comödie nicht ahnen wollten oder in der That nicht ahnten, sei dahingestellt; Ghioray ahnte sie wirklich nicht. Er wähnte ganz ehrlich, er habe eine immense Leidenschaft geweckt, und da er sehr eitel war, so erwiederte er sie. Nun brachen die heftigsten Auftritte aus. Julia, bleich und in Thränen gebadet, wollte fort, wollte sich strafen durch Trennung, wollte den Frieden einer Ehe nicht stören, den sie geflissentlich untergraben hatte, wollte ihr trauriges Herz mit seiner unüberwindlichen Liebe gleichviel in welchem Winkel der Welt begraben. Ghioray warf sich ihr zu Füßen, beschwor sie zu bleiben, er könne nicht mehr leben ohne sie. Endlich warfen sich beide Doralice zu Füßen und flehten sie an, ein Band zu lösen, das sie nicht glücklich, Ghioray und Julia aber höchst elend mache; Erbarmen zu haben mit einer gegenseitigen glühenden Liebe; großmüthig zu sein und Herzensempfindungen zu ehren, wenn dieselben ihr auch ein vorübergehendes Weh bereiteten, und dergleichen mehr. Doralice hatte Julia zwar nicht durchschaut; dazu fehlte ihr Menschenkenntniß, die nur durch manche herbe Erfahrung erworben

wird; allein ihr gerader Character wurde durch Julia's intriganten instinctmäßig abgestoßen und sie hatte sich immer fern von ihr gehalten. Und nun wollte diese Julia sie aus dem Herzen und Hause ihres Mannes verdrängen?

Mit ruhiger Würde erklärte sie, sie wolle diesen Auftritt von ganzem Herzen vergessen und vergeben, aber das Band der Ehe sei für's Leben geknüpft und weder mit noch ohne ihre Zustimmung aufzulösen. Da erschien aber ihre Schwiegermutter und erklärte ihr, dies sei nur die „römische" Ansicht, und die habe für andere Religionsgesellschaften durchaus kein bindendes Gewicht, sei längst mit dem Unwesen der „römischen" Beichte, Priesterweihe und sonstiger unbiblischer und daher gottloser Gebräuche abgeschafft, was ganz nothwendig sei, um das Glück des Lebens und die Ehre der Familien zu retten. Es liege ein Unsegen auf dieser Ehe: Doralice sei kinderlos und Ghioray verlange durchaus einen Erben seines Namens und Vermögens; vielleicht werde Julia glücklicher sein. Die Familie dürfe nicht aussterben. Das werde ja auch von „den Römischen" dermaßen anerkannt, daß sogar der Priester, wenn er der letzte seines Hauses sei, die Erlaubniß erhalte, in den weltlichen Stand zurückzutreten und eine Ehe zu schließen. Doralice entgegnete, dies möge wohl ausnahmsweise in einer regierenden Familie, oder durch besondere Umstände veranlaßt, einmal geschehen sein. Es passe aber nicht auf ihren Fall, denn die Ghioray's

existirten zahlreich in der katholischen Linie. Die Gräfin erzürnte sich noch heftiger, Julia weinte Thränenströme, Ghioray gerieth in leidenschaftliche Aufregung durch all den Wirrwarr, seine Schwester kam dazu und verstärkte die allgemeine Verstörung. Doralice, von ihrem Manne verrathen, von dessen Verwandten angefeindet, ohne Beistand, ohne Schutz, ohne Freunde, in weiter Ferne von den Ihren, rath- und hilflos, verletzt, beleidigt und gequält, kam auf den Gedanken, zu ihrer Mutter zu reisen, und mit ihr diese traurigen Verhältnisse und den Weg, den sie zu verfolgen habe, in Ueberlegung zu ziehen, da sie nicht vermochte, sich brieflich über Manches auszusprechen, was Frau von Derthal doch wissen mußte, um die Lage der Dinge richtig zu beurtheilen. Ghioray gab mit Freuden seine Zustimmung zu dieser Reise. Es war ihm eine große Erleichterung, Doralice aus den Augen zu verlieren. Sie sagte ihm, als sie Abschied nahm, sie gehe, um sich Ermunterung, Kraft und Muth zu holen, und um ihm Zeit zu geben, über Das, was er zu thun habe, zur Einsicht und Besinnung zu kommen. Sie bat ihn, sich gegen den bösen Einfluß zu stemmen, der ihn zu einem Schritte hinreißen wolle, der seiner nicht würdig sei; denn er habe ihr Treue gelobt, und nur in der Erfüllung dieses Gelöbnisses könne er wahres Glück, Ruhe des Gewissens und Frieden der Seele finden. Ghioray war recht gerührt. Hätte Doralice eine leidenschaftliche Scene aufgeführt, hätte sie

ihn so zu sagen mit Gewalt fortgerissen, ihn Julia's Einfluß entzogen, ihn in ihre Heimath entführt: so wäre sie vielleicht in diesem Kampfe Siegerin geblieben. Aber diese Waffen standen ihr nicht zu Gebote. Aufrichtig, sanft und edel, wie sie war, vertraute sie zu sehr dem guten Willen ihres Mannes und der eindringlichen Kraft der Wahrheit. Die heilige Schrift sagt wohl mit Recht: „Die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichtes;" nämlich um weltliche Vortheile zu erringen und weltliche Absichten zu erreichen, denn sie verschmähen kein Mittel. Durch ihre Abreise räumte Doralice das Feld für Julia. Ghioray gerieth ganz in deren Botmäßigkeit, während seine Mutter und Schwester diesen allerdings unüberlegten Schritt der armen Doralice in ihrer Weise deuteten, indem sie triumphirend behaupteten, jetzt komme es deutlich zu Tage, daß Doralice nie ein Herz für ihren Mann gehabt habe, denn sie eile ja augenscheinlich der Trennung entgegen, ja, arbeite geflissentlich darauf hin, indem sie ihn in diesem kritischen Augenblicke verlasse. Kaum war Doralice bei Frau von Derthal angelangt, als auch schon ein Schreiben Ghioray's ihr folgte und ihr ankündigte, die Ehescheidung sei eingeleitet. Frau von Derthal machte ihr lebhafte Vorwürfe, daß sie nicht, wie ein guter Soldat, auf ihrem Posten geblieben sei und es nicht abgewartet habe, ob man sie mit Gewalt aus dem Hause stoßen werde. Möglicherweise würde sich Ghioray vor

einem solchen Scandal gefürchtet haben. Doralice entgegnete traurig:

„Er vielleicht! aber Julia nicht. Je mehr Scandal, desto lieber ist es ihr, denn um so schwerer wird es ihm, sich von ihr loszumachen. Sie compromittirt sich absichtlich, um ihr Ziel zu erreichen: sie will Gräfin Ghioray werden und über mich und mein Recht hinweggehen. Ach, liebe Mutter, es ist schwer auf einem Posten auszuharren, wo man beständig solche Gottesbeleidigungen vor Augen hat! aber Du hast Recht: ich hätte mich dennoch mehr demüthigen und das Aeußerste abwarten sollen."

Sie antwortete ihrem Manne in dem Sinne, wie sie immer zu ihm gesprochen hatte, einfach, ernst, ruhig, ohne Vorwürfe, ohne Klagen; aber auch ohne sein Verfahren als sein Recht anzuerkennen. Julia las natürlich diesen Brief und versicherte, man müsse erstarren vor der eisigen Kälte, die aus jedem Worte athme. Frau von Derthal schrieb natürlich in einem anderen Tone an ihren Schwiegersohn; aber sie hatte an der schönen, schlauen Julia ihre überlegene Meisterin gefunden. Sie erreichte nichts. Ghioray wurde von Doralice geschieden und heirathete Julia.

Bei dreiundzwanzig Jahren stand Doralice nun auf der Ruine ihrer Existenz. Sie war in der traurigsten, peinlichsten, gefährlichsten Lage, die es für eine Frau geben kann: vermählt — und verstoßen, gefesselt — und

scheinbar frei; nicht aus Wahl, sondern durch fremdes Unrecht genöthigt, dem irdischen Glücke zu entsagen; abhängig von einer Kette, die nur erträglich ist, weil Zwei gemeinsam sie tragen und deren ganze Schwere jetzt auf ihr allein lastete. Aber sie reifte in ihr Schicksal hinein und nahm es an mit einem großen, demüthigen Herzen. Ihr Charakter entwickelte sich schnell in diesen Prüfungen, ihr Geist entfaltete sich und gab ihr die Erkenntniß ihrer Stellung und des Weges, den sie zu wandeln habe. Er war einsam; deshalb beschloß sie, sich möglichst von der Welt entfernt zu halten. Sie ließ sich bei ihrer Mutter nieder, aber in ganz selbstständiger Weise. Ein unbewohntes, halbverfallenes Häuschen, das am Rande des Gartens lag und in früheren Jahren von einem Pächter des Weinberges bewohnt wurde, baute Doralice nach ihrem Geschmack und ihren Bedürfnissen aus, und siedelte sich darin mit den Dienstboten an, welche sie aus Ungarn mitgebracht hatte. So genoß sie den Schutz und Trost des Familienlebens, ohne doch in eine Abhängigkeit von ihrer Mutter zu gerathen, die eine neue Last zu der ohnehin schon schweren Bürde ihres Lebens gelegt hätte. Die pecuniären Verhältnisse ihrer Tochter hatte Frau von Derthal ihrem Schwiegersohne gegenüber auf's Beste geordnet. Doralice überließ ihr das gern und sagte nur:

„Ich habe Ghioray nicht geheirathet, um reich zu werden, und begehre es auch jetzt so wenig, daß ich nichts

von ihm annehmen würde, wenn ich nur etwas eigenes Vermögen hätte."

„Immer in den Wolken, süße Tochter! immer viel zu ätherisch für unsere derbe, dürftige Erde!" entgegnete Frau von Derthal zärtlich. „Nein, Kind! hättest Du Millionen, so wäre es dennoch die Sache deines Mannes, für deine standesmäßige Existenz zu sorgen. Das ist seine Pflicht und dein Recht als Gräfin Ghioray. Einem solchen Rechte darf man um so weniger entsagen, oder es schmälern lassen, als man ohnehin schon himmelschreiendes Unrecht wehrlos erleidet."

Während Doralice ihr Häuschen ausbaute und sich besann, wie sie denn eigentlich ihr Leben darin einzurichten habe, um ein nicht ganz unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, kam die Gnade Gottes ihrer willigen Seele zu Hülfe. Es wurde in einem benachbarten Orte eine Mission gehalten, d. h. die alte und ewig neue frohe Botschaft des Evangeliums von der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung des Menschen wurde in einer zusammenhängenden Kette von Predigten, welche schnell auf einander folgten, durch Ordensgeistliche, die sich diesem apostolischen Berufe gewidmet haben, der Gemeinde vorgetragen. Große Heilige, welche das Menschenherz gut kannten, wie der heil. Alphons von Liguori, der heil. Vincenz von Paulo, der heil. Ignatius von Loyola, haben in diesen Missionen für ganze Gemeinden eines der wirksamsten Mittel gefunden,

um ein gesunkenes religiöses Leben zu heben, ein laues zu erwärmen, ein warmes zu nähren und zu beflügeln. Das Neue hat nun einmal seinen Reiz für das bewegliche Menschenherz! Predigte der Ortspfarrer auch besser als die Missionspriester, so ist das doch seine Schattenseite, daß er jahraus jahrein predigt; und ist man ihm noch so sehr in Liebe und Ehrfurcht zugethan, eine kleine Abwechselung bleibt immer willkommen. Darum erscheinen fremde Priester. Sie kommen wie himmlische Boten, kennen Niemand, kümmern sich um nichts, gehen zum Altar, auf die Kanzel, in den Beichtstuhl, dienen opfernd, predigend, richtend und sühnend Gott und den Seelen, und ziehen fort nach einer Woche oder zwei oder drei, gerade so wie sie gekommen sind, arm, anspruchslos, unbelohnt. Sie haben nichts Anderes gepredigt, als die uralte, ewigeine, geoffenbarte, christliche Glaubenslehre. Aber daß die Grundwahrheiten der Religion in gedrängter, abgerundeter Zusammenstellung Schlag auf Schlag einander folgen; daß durch diese rasche Folge deren innere Einheit und die nothwendige Beziehung, in der sie stehen, einleuchtend in die Augen springt, daß nicht sechs Wochentage voll zerstreuender Arbeiten und betäubender Geschäftigkeit zwischen jeder Predigt liegen und reichliche Muße zum Vergessen derselben gewähren; daß hingegen drei bis vier Predigten täglich, von denen man kaum eine einzige versäumen darf, um nicht den Faden zu verlieren oder eine Lücke in der Belehrung

zu spüren, die Aufmerksamkeit fesseln und die Gedanken bei dem Hauptpunkte festhalten, welcher Zweck und Ziel aller Missionen ist: bekehre dich zu Gott! rette deine Seele! das gibt dieser uralten, ewigeinen Glaubenslehre, welche die katholische Kirche seit den Tagen der Apostel verkündet, eine so frische, so überwältigende Kraft, daß sich nur einzelne, jedem höheren Einfluß unzugängliche Gemüther ihr gegenüber in der Abgestorbenheit der Seele zu erhalten vermögen. Die gewöhnliche Frucht der Mission ist: Hebung des religiösen, Besserung des sittlichen Lebens, Bekehrung großer und lange verstockter Sünder. Eine Mission erleuchtet den Verstand, überzeugt die Vernunft, zermalmt das Herz, gewinnt den Willen; und somit kann der Mensch nicht länger widerstehen; die Donner der göttlichen Wahrheit und die Balsamströme der göttlichen Liebe überwältigen ihn: er jammert nach seiner Versöhnung mit Gott.

Doralice sank in die Mission hinein, wie in das Element, nach welchem ihre Seele schmachtete. In gedrängter Klarheit entfaltete sich vor ihr das ganze katholische Dogma in seiner weltumfassenden Großartigkeit, in seiner herzerfüllenden Tiefe; so wunderbar einfach, daß es dem Verständnisse eines Kindes zugänglich ist; so wunderbar hoch, daß ein Riese an Geist es mit der feinsten und schärfsten Speculation nicht überflügelt, nicht erschöpft; wunderbar anziehend wie der Sternenhimmel, der vor der sinnenden Betrachtung seine süß und

selig strahlenden Constellationen aufrollt; wunderbar gebieterisch wie das Sonnenlicht, das alle Finsterniß aus den versteckteften Schlupfwinkeln verscheucht. Nie war ihr die ganze Oeconomie der Heilsordnung so klar und umfassend vor die Seele getreten. Nie war ihr die Schönheit des Gnadenlebens so aufgegangen und so ausführbar erschienen. Sie maß sich selbst, ihr Thun und Treiben, ihr Wollen und Streben nach diesem Maßstabe, und ehrlich gestand sie sich ein, daß sie kaum in den äußeren Umkreis der Gnadenordnung eingetreten sei und nur ganz auf dessen Oberfläche sich bewege. Dem Kern und Herd derselben: der Liebe zu Gott, ach! wie fern war sie davon! — Sie wohnte der ganzen Mission bei, versäumte keine Predigt. Es war im December. Das hinderte Doralice nicht zu Frau von Derthals größter Besorgniß, jeden Morgen um halb fünf Uhr fortzufahren, um dem ersten Meßopfer beizuwohnen. Gegen Mittag kam sie zurück und Nachmittags fuhr sie wieder von dannen. Ihre Ponies hatten nie eine so schwere Zeit gehabt. Fräulein Crescenze begleitete sie fast immer; zuweilen auch Celestine; aber die frühen Morgen- und späten Abendstunden verbot die Mutter.

„Es ist ja ein sehr schweres Opfer, diesen herrlichen Vorträgen nicht immer beiwohnen zu können," sagte Frau von Derthal; „allein Gesundheitsrücksichten gehen jeder Neigung vor. Celestine ist einer solchen körperlichen An-

strengung und geistigen Spannung nicht gewachsen, und um sie darüber zu trösten, bleibe auch ich zu Hause."

Celestine bedurfte dieser Tröstung gar nicht. Sie war wenig geneigt, religiöser Einwirkung sich hinzugeben. Von Eulalie war noch gar nicht die Rede. Frau von Derthal fand es durchaus überflüssig, Kinder in die Predigten gehen zu lassen. Mein Gott, wozu auch? Ein Kind ist ja so fromm und gut, daß es durch Kirchenbesuch unmöglich besser werden kann. Ja, es könnte vielleicht sogar in irgend einer Predigt etwas hören, was ihm nicht heilsam wäre. Eulalie wurde also auch dann nicht mitgenommen, wenn Frau von Derthal sich herabließ, eine Predigt zu besuchen, aus der sie jedes Mal mit der stehenden Redensart zurückkam:

„Wäre ich nicht eine durch und durch gläubige Katholikin, so müßt' ich es nach einem solchen Vortrage werden. Die Patres verstehen es, die Forderungen des Glaubens mit den Ansprüchen der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen."

Eulalie antwortete einmal ganz arglos:

„Die Patres, Mama? hat Christus das nicht von Anfang an verstanden?"

„Doch, doch!" entgegnete Frau von Derthal etwas überrascht. „Aber die Patres haben das Talent der richtigen Auslegung."

Eulalie war nicht umsonst Miß Vernons Zögling gewesen.

Wie ein Schmetterling, der seine Chrysalide eben verlassen hat, auffliegt und sich wiegt auf den kaum entfalteten und noch ungeübten Flügeln, aber schon mit froher Lust über der Blumenwelt schwebt, ging Doralice aus der segensreichen Mission hervor. Sie war wirklich das geworden, was ihre Mutter zu sein wähnte: eine gläubige Katholikin. Bisher hatte ihr von Natur frommer Sinn sie geleitet; aber sie erkannte, daß sie mit demselben, der Raupe gleich, nur am Boden gekrochen sei und keine Ahnung gehabt habe von dem unsäglichen inneren Reichthum des wahren katholischen Lebens, welches den armen Menschen durch die wesenhafte Gemeinschaft mit dem Gottmenschen Christus schon hienieden zu einem Genossen der Seligen macht, versteht sich so, wie die Seligkeit des Hienieden's beschaffen sein muß, um die der Ewigkeit zu erlangen: kreuzesselig. So wird fortan mein Leben sein, sprach Doralice zu sich selbst und zu dem frommen Pater, der ihr Seelenführer geworden war; ich muß mehr und mehr trachten, mein Herz frei von allen irdischen Beziehungen und Verhältnissen zu machen, denn ich stehe zwischen ihnen wie ein Fremdling, dem keine Ansprüche vergönnt sind, und der zurückgewiesen oder gedemüthigt würde, wenn er sie dennoch machen wollte.

„Friede den Menschen, die guten Willens sind!" sangen die himmlischen Heerschaaren in jener heiligen Nacht, welche den Heiland der Welt in der Krippe zu

Bethlehem sah. Die Verheißung geht alle Tage in Erfüllung. Wo ein Herz, und sei es auch noch so arm, noch so eng, noch so dunkel! aus ganzem Willen Christus aufnimmt, da zieht der Friede ein. Doralice gewann nach und nach ihre Abgeschiedenheit lieb. In der gleichmäßigen Stille sänftigte sich die Unruhe und Aufregung, welche sie aus der Vergangenheit mitgebracht hatte. Sie füllte ihre Gegenwart mit edlen nützlichen Beschäftigungen aus. Kurz vor ihrer Ankunft im Schlößchen war Miß Vernon nach Rom gerufen, wo ihr Bruder im Begriffe war, denselben Schritt zu thun, den er vor einigen Jahren so bitter an ihr getadelt hatte: er wollte zur katholischen Kirche zurückkehren. Bis sich eine passende Gouvernante finde, übernahm Doralice deren Platz bei Eulalie; und nachdem sich eine gefunden hatte, blieb sie dennoch gleichsam die Oberlehrerin der geliebten kleinen Schwester, denn vor ihr Forum brachte Eulalie Alles, was sie hörte und lernte, und Doralice mußte ihr Gutachten abgeben, ob es mit der katholischen Wahrheit übereinstimme oder nicht. Die neue Gouvernante war nämlich eine schottische Sectirerin, eine Bibel-Christin, wie sie sagte, übrigens voll Talent und Wissen. Doralice hätte keine Tochter ihrer Mutter sein müssen, um nicht zärtlich an ihrer Familie zu hängen, obzwar sich jetzt, mehr als vor ihrer Verheirathung, ziemlich verschiedene Richtungen in derselben äußerten. Am wohlthuendsten war ihr der Umgang mit Fräulein Crescenze, deren stil-

les, im Lichte des Glaubens abgeklärtes Gemüthsleben ihr ein trostvolles Vorbild des Opfers und der Entsagung war. Frau von Derthal hatte sich immer mit aller Freundlichkeit bemüht, ihre Töchter möglichst fern von der Tante zu halten. Sie fürchtete, deren Frömmigkeit könne ansteckend werden, weil sie so lieblich war. Und das ist ja sehr schön und glücklich für die arme, von der Natur so stiefmütterlich behandelte Crescenze, dachte Frau von Derthal; allein für meine Kinder wäre es des Guten etwas zu viel. In ihrer jetzigen unabhängigen Lage war Doralice aber ungehindert in ihrem Umgange mit der Tante. Dann hatte sie die große Familie Christi, die Armen, zu ihren Brüdern und Kindern angenommen, und das ist ein Feld, auf dem es der regsamsten Thätigkeit nie an Arbeit fehlt. Musik und Bücher gewährten ihr auch eine genußreiche Unterhaltung, und so glitt die Erinnerung an die Freuden und Leiden ihrer Ehe immer tiefer in das große Meer der Vergessenheit hinein, das sich in jedem Herzen, es sei so klein es wolle, ausbreitet. Füllte sich aber dennoch einmal ihr Auge mit Thränen und ihre Seele mit Weh, wie das Allen begegnet, mögen sie im Glücke schwelgen, oder Enterbte des Glückes sein: so kniete sie mit ihnen zu Füßen des Kreuzes hin.

Lord Henry.

Zu Roderich's freudigster Ueberraschung traf eines Tages sein Bruder, Conrad von Friedingen, in Ems ein. Conrad liebte Roderich mit einem Gefühle von väterlicher Zärtlichkeit und hatte ein großes Verlangen, dessen Braut kennen zu lernen. Ueberdas rieth ihm sein Hausarzt, den Gebrauch der Heilquellen von Ems einer Traubencur vorhergehen zu lassen. Nun war er da. Als Roderich ihn der Frau von Derthal vorstellte, seufzte sie unwillkührlich ganz heimlich: O wäre doch Eulalie zwei Jahre älter .... oder wenigstens ein Jahr! so gut gefiel ihr Conrad, so sehr hätte sie ihn zum Schwiegersohn gewünscht. Freilich wurde dieser Wunsch zuerst angeregt durch seine vortheilhaften äußeren Verhältnisse, allein Conrad's Persönlichkeit unterstützte ihn mächtig. Er war in seiner Erscheinung, seinem Benehmen, seiner Haltung ein durchaus angenehmer, gebildeter, feiner Mann, gegen den der arme Roderich, trotz seinem Parade-Ton — oder wegen desselben! — stark in Schatten

trat. Conrad's Kränklichkeit war ihr jetzt ein Trost! gewiß brauchte er ein oder zwei Jahre, um seine Gesundheit herzustellen; dann war Eulalie siebzehn Jahre alt! man mußte nur suchen, ihm den Familienkreis so anziehend und fesselnd zu machen, daß er sich nirgends heimischer, nirgends mehr angesprochen fühle. Sie empfing ihn also mit der herzlichen Liebenswürdigkeit, die ihr so sehr zu Gebote stand und trug als erste Frucht derselben ganz leicht Conrad's bereitwillige Zusage davon, Roderich's Apanage zu erhöhen.

„Nun sage mir, wie gefällt Dir Celestine?" rief Roderich, „ist sie nicht ein deliciöses Mädchen? welch' eine Hand! welche Taille! welch' ein fröhlicher Sinn, welche elegante Haltung und doch so gar nichts Geziertes und Verschrobenes im Benehmen! Sogar wenn sie auf einem Esel reitet, sieht sie allerliebst aus, ein Kunststück, das ihr wenig Damen nachmachen können, auf Ehre! obgleich sie hier Alle eine unglückliche Passion für diese miserabeln Spazierritte zu Esel haben. Natürlich reit' ich mit — was thut man nicht aus Liebe! — Nun sprich doch, Conrad! ist sie nicht ein engelhaftes Persönchen?"

„Ja wohl, lieber Roderich," entgegnete Conrad lächelnd, „ja wohl! Ich wünsche nur, daß Du es auch in zehn Jahren finden mögest."

„Und Frau von Derthal! ist sie nicht charmant? so etwas Weiches, Einschmeichelndes! . . . . und so

unbegreiflich gut conservirt, daß sie ja bildschön ist. Ich muß ihr gegenüber immer denken: O du ganz und gar charmantes Kätzchen, solltest du auch kratzen können? — Das muß ich denken, auf Ehre!"

Da Conrad den kleinen, kurzen, stoßenden Schritt des Esels nicht für seine Brust vertrug, so fuhr Frau von Derthal von nun an lieber mit ihm und dem Brautpaare spazieren. Das gab ihr Gelegenheit, sich ungestörter mit Conrad zu unterhalten und ihn besser kennen zu lernen, um ihn ganz unmerklich für ihren Plan zu gewinnen: er sollte sich für den Winter in Rüdesheim niederlassen, in diesem Nizza des Rheingaues; eine Behauptung, die noch nie gemacht worden war, die sie aber durch Gott weiß was für Genesungen unterstützen wollte. Sie fuhren einmal nach der alten zerstörten Benedictinerabtei Arnstein, die auf einem Felsen an der Lahn als schöne Ruine in einsamer romantischer Umgebung liegt. Es war ein Etwas in der Scenerie, das Conrad an die schöne Pilgerin von Marienthal erinnerte. Er fragte Frau von Derthal:

„Ist Ihnen im Rheingau eine junge Dame bekannt, die, von einer großen dänischen Dogge begleitet, spazieren geht?"

„Vielleicht kenne ich sie," entgegnete Frau von Derthal; „allein Sie müssen sie etwas näher beschreiben."

„Das kann ich nicht," entgegnete Conrad; „ich kann

keine Einzelheit angeben! aber sie machte mir den Eindruck .... einer wilden Rose."

„Ah, das wird Doralice sein!" sagte Frau von Derthal lächelnd.

„Ja! das ist Doralice!" rief Conrad lebhaft.

„Aber kennen Sie denn Doralice?" fragte sie.

„Kein Mensch auf Erden heißt Doralice!" entgegnete er; „darum wird sie es sein, die immer zwischen Himmel und Erde schwebt."

Und er erzählte, wie er ihr begegnet sei. Zum Schluß sagte er:

„Wer ist denn aber diese Doralice?"

„Meine älteste Tochter," antwortete Frau von Derthal.

In unverhoffter Freude war Conrad's Blick aufgestrahlt, verdüsterte sich aber eben so schnell, als Frau von Derthal hinzusetzte:

„Doralice Ghioray."

Sie ist also vermählt und nur zum Besuch bei ihrer Mutter! sprach er zu sich selbst. Daß diese idealische Person mit ihrem idealischen Thun und Treiben doch verheirathet war, kam ihm ganz seltsam, ja unglaublich vor. Er freute sich außerordentlich, sie nicht bloß kennen zu lernen, sondern sogleich in eine nähere Beziehung zu ihr zu treten. Aber wo war nur der Mann dieser holdseligen Doralice?

Später einmal erfuhr er es. Frau von Derthal

sprach sehr rührend über das Herzeleid, welches die Mütter, in Folge herber Schicksale ihrer Töchter, zu tragen hätten. Auch sie hatte das ihre: Susanne war todt; Doralice von einem Manne getrennt, der sich mit einer anderen Frau vermählt hatte. Ah! dachte Conrad bei sich selbst, darum kennt sie den Schmerz! darum spielt sie das Adagio der Sonate pathétique so wunderschön. Es war aber etwas in dieser Auskunft über Doralice, was ihm sehr angenehm war. Sie ist frei, wie sich das schickt für diese Tochter der Luft! dachte er in seinem Wahne von beliebiger Schürzung und Lösung des Ehebandes.

Die Brunnencur der Frau von Derthal war zu Ende. Sie verließ Ems, nachdem sie die Vermählung des jungen Paares auf das Spätjahr angesetzt hatte. Bei ihren drei älteren Töchtern hatte sie nie so lange gezögert. Da brauchte ich keine häusliche Einrichtung zu besorgen, und die erfordert Zeit, sagte sie. Auch hatte keiner jener drei Schwiegersöhne einen Bruder, den sie zu fesseln wünschte! je länger sie die Vermählung verschob, desto länger blieb Conrad in ihrer Nähe und Eulalie war ja in dem Alter, wo man mit jedem Tage in die Schönheit hineinwächst. Aber hierüber schwieg Frau von Derthal. Sie lud nur Conrad einfach und herzlich ein, sie von Rüdesheim aus recht oft zu besuchen; er finde bei ihr einen vortrefflichen Flügel und in Doralice und Miß Dundee zwei tüchtige Pianistinnen.

Zufrieden mit der Gegenwart und voll Hoffnung für die Zukunft verließ sie Ems. Warum aber war sie so ungeduldig, ihre Töchter zu verheirathen? war denn Alles rosenfarbig in der Ehe? — o nein! blieb sie nicht einsam zurück, wenn sämmtliche Kinder ihr Haus verlassen hatten? — o ja! Dennoch theilte sie die Manie mancher Mütter, welche es als eine Art von Ehrensache und Befriedigung ihrer Eitelkeit betrachten, daß ihre Töchter sich verehelichen, sowie sie aus der Kinderstube treten, und deshalb entwarf sie, obwohl Eulalie noch darin war, bereits einen Eroberungsfeldzug.

Kurz vor ihr war ihr Schwiegersohn, Lord Henry Enisdale, mit seinen beiden kleinen Kindern im Schlößchen eingetroffen. Sein kurzes Eheglück hatte der Tod früh getrennt. Wittwer seit einem Jahre, hatte er seine angebetete Susanne an ihrem Grabe betrauert und beweint. Wie das denn aber geht: man kann nicht lebenslänglich weinen und trauern um verlorenes Glück. Die Thränen versiegen, der Schmerz mindert sich; und nun tritt das Leid in eine neue und sehr bittere Phase: das Herz fühlt sich leer und bemerkt, daß es nicht immer trostlos und in Trauer begraben sein werde. Lord Henry wollte seine Schmerz- und Liebesgefühle auf der Stätte auffrischen und beleben, die Susanne so geliebt hatte und wo sie gestorben war: in ihrem heimathlichen Schlößchen. Lord Henry war von großer Energie der Empfindung und ergriff mit Leidenschaft das, was er und was

ihn ergriff. Stockte aber die Leidenschaft, so wußte er nichts mit sich selbst, mit der Welt, mit dem Leben anzufangen und verfiel in Spleen. Hätte ein himmlisches Gesetz seine Energie gelichtet, gelenkt, geordnet und beherrscht, so hätte er ein ungewöhnlich tüchtiger Mensch werden können. Jetzt war er nur ein excentrischer im wahren Sinne des Wortes; ihm gebrach ein innerer Mittelpunkt, um den er, wie um ein heiliges Banner, seine Kräfte hätte sammeln können, und er vergeudete sie. Ganz jung war er in die Marine eingetreten, hatte des Vaters Einwilligung halb ertrotzt, halb errungen. Die Kühnheit, die Gefahr, die Bewegung, die kaltblütige Beherrschung des Elementes und der Ereignisse, Alles dies, was dem Seemannsleben einen großartigen Character gibt, entzückte ihn. Ueberdas war England die Königin der Meere und ihre glorreiche Herrschaft wollte er ausbreiten helfen; denn England war sein Idol und Englands Größe sein Cultus. Der Idolendienst geht aber aus Blindheit hervor. Er sah, er hörte, er urtheilte nur nach dem Maßstabe, den sein Idol ihm gab — und was es nicht gab, das existirte gar nicht für ihn. Er ging nach Indien, er machte den Opiumkrieg in China mit, er schwelgte in Englands Macht und Größe. Als aber sein Vater in ein langwieriges Leiden verfiel und seine Mutter starb, verließ Lord Henry ohne Zögern seine ihm so sehr zusagende Laufbahn, um sich ganz dem geliebten Vater zu widmen,

von dem er eine Reihe von Jahren getrennt gewesen war. In Nizza ihn pflegend, fand er Susanne und in ihr ein neues Idol. Sie wurde der Gegenstand einer grenzenlosen Leidenschaft, die sich mehr und mehr steigerte, als sich ein Brustleiden in ihr entwickelte, welches den schlimmsten Ausgang befürchten ließ. Sie ahnte es nicht. Sie war unaussprechlich glücklich. Mit grenzenloser Zärtlichkeit schmiegte sie sich ihm an, hatte keinen anderen Wunsch, als seinen Willen zu erfüllen; keine andere Ansicht, als sein Urtheil für unfehlbar zu halten; kein anderes Gesetz, als sein Wort. Er war ihr nicht an Gottes Statt, sondern Gott selbst. Sie fühlte wohl nach und nach eine gewisse Abnahme ihrer Kräfte; aber, wie alle Brustkranken, hatte sie tausend Trostgründe. Sie war ja nie bettlägerig, hustete nur etwas, war nur etwas angegriffen. Den letzten Winter ihres Lebens brachte er mit ihr auf der Insel Madeira zu. Doch umsonst! die Flamme ihres jungen Lebens sank und sank. Sie wünschte den Sommer in ihrer Heimath, bei ihrer Mutter, zwischen ihren Schwestern zu verbringen. Lord Henry war glücklich, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Er hoffte, daß die Luft des Rheingaues das Wunder an Susanne thun werde, was die Luft der Insel Madeira nicht gethan hatte; so unmöglich schien es ihm, sie zu verlieren. Es war ein rührendes Bild: die schöne junge Frau, mit der hectischen Röthe auf den abgezehrten Wangen, den eingesunkenen

glänzenden Augen, der hinsinkenden Gestalt, der tonlosen, flüsternden Stimme, und neben ihr der schöne ernste Mann, sie zärtlich bewachend und pflegend, auf jedes Wort lauschend, jedem Blicke folgend, mit namenloser Angst seine Besorgnisse unterdrückend, damit sie nicht beunruhigt werde und damit er sich selbst über ihren Zustand täuschen könne; und zwischen ihnen zwei liebliche Kinder, die nichts ahnten von der Gefahr der Mutter und von des Vaters Sorgen.

Frau von Derthal ging ganz auf Lord Henry's Ansicht ein, man müsse Susanne in Hoffnung einwiegen und einschlummern lassen. Doralice dachte an die Seele ihrer armen lieben Schwester und fand ein Echo für ihren Gram nur im Herzen von Fräulein Crescenze. Lord Henry war ein Hochkirchler, denn die Hochkirche war nun einmal die «establishd church», die ein- und festgesetzte Kirche, wie das merkwürdige Wort heißt, das man so oft in England hört. Die «establishd church» ist die Kirche, deren Oberhaupt die Krone Großbritanniens trägt; sie ist gleichsam identisch mit Englands Macht und Gesetz. Genug für Lord Henry, um ihr anzuhängen. Da Susanne wie ein willenloses Kind Alles liebte und guthieß, was er liebte und guthieß, so fürchtete Doralice, daß sie zum Anglicanismus abgefallen sei. Daß sie der katholischen Kirche nicht mehr angehöre, war leider längst klar, da sie weder dem Gottesdienste beiwohnte, noch die Sacramente empfing,

noch ein kirchliches Gebot beobachtete. Uebrigens hatte sie sich ja selbst in demselben Augenblicke von der katholischen Kirche ausgeschlossen, als sie eine Ehe einging, in welcher die Nachkommenschaft akatholisch werden sollte. Doralice hatte sich mit Fräulein Crescenze besprochen und Beide faßten Muth, um mit Lord Henry zu reden. Doralice sagte ihm einmal in einem einsamen Augenblicke mit Thränen im Auge:

„Lieber Henry, wir können uns nicht länger über Susannen's Zustand täuschen. Sollten wir nicht suchen, himmlische Tröstungen ihr zuzuwenden?"

Lord Henry starrte Doralice an und fragte:

„Was meinen Sie damit, Doralice?"

„Sollten wir sie nicht mild auf den ernsten Augenblick vorbereiten, wo die Seele vor dem Throne Gottes erscheinen und Rechenschaft ablegen muß über ihr Erdenleben?"

„Dies himmlische Wesen bedarf keiner Vorbereitung!" rief er aufgeregt. „Ihr ganzes Leben ist eine zärtliche und vollkommene Pflichterfüllung."

„Es ist schön, daß Sie das finden, Henry, und es freut mich innigst für Susanne," entgegnete Doralice sanft; „dennoch würde sie selbst vielleicht anders sich beurtheilen und ach! vielleicht würde auch Gott es thun."

„Nonsens, Doralice! wäre Susanne so demüthig, so würde das ja nur ihre Vollkommenheit erhöhen und folglich müßte Gott dann um so zufriedener mit ihr sein."

„Lieber Henry, die katholische Kirche tritt zärtlich zu ihren abscheidenden Kindern und taucht sie durch die heiligen Sacramente in das Blut Jesu ein. Nur die Seele, die im Purpurschmuck dieses göttlichen Blutes vor dem Throne Gottes erscheint, wird in Ihm einen gnädigen Richter finden, denn dies Blut allein ist Unterpfand und Mittel seiner Gnade;" sagte Fräulein Crescenze, vor der Lord Henry eine große Verehrung hatte.

„Beste Tante," entgegnete er, „weshalb zweifeln Sie, daß Susanne im Besitze der heiligenden Kraft dieses Blutes sei?"

„Es gibt ein einfaches Mittel, um jeden Zweifel darüber zu beseitigen," entgegnete sie ausweichend, um ihn nicht zu verletzen; „und das ist der Empfang der heiligen Sacramente: Susannen's schöne Seele würde durch sie in erhöhtem Glanze erstrahlen."

„Wie?" rief er, „Sie muthen mir zu, einen katholischen Priester zu ihr zu rufen."

„Ja, lieber Henry, denn Susanne ist — oder war ein Kind der katholischen Kirche und Sie dürfen ihr diese letzte Wohlthat nicht entziehen."

„Wohlthat?" rief er heftig. „Ein fremder Priester soll sie mit Todesahnungen ängstigen, soll die letzten Gedanken ihrer Liebe mir stehlen, soll ihr, was weiß ich für unnütze Sorgen von Purgatorium und Hölle machen, soll Reue von ihr begehren über Sünden, die sie nie begangen hat" ....

„Ruhig, ruhig, lieber Henry!" regen Sie Sich nicht auf mit Vorstellungen, die auf Unkenntniß der heiligen Sacramente beruhen. Gönnen Sie Susannen den seligen Trost in der vollkommenen Vereinigung mit Gott, durch den Empfang der heiligen Wegzehrung sowohl, als durch die Aufopferung ihrer selbst an seinen ewig anbetungswürdigen Willen, von der Erde zu scheiden. Dies und nichts Anderes wird der Geistliche ihr vermitteln."

„Ein so vollkommenes Wesen, wie Susanne, ist immer in der Vereinigung mit Gott und braucht dazu keinen römischen Priester, beste Tante. Sie hat gar nichts zu bereuen, das weiß Niemand besser, als ich; denn sie hat nie mit einem Hauch ihre Pflichten als Gattin und Mutter verletzt, und hätte sie es je, so hab' ich es ihr längst vergeben."

„Ihre Vergebung, mein guter Henry, kann Susanne nicht selig machen."

„Und die Vergebung des römischen Priesters sollte es können!" brach er aus. „Nein, liebe Tante, Susanne und ich haben es bisher immer so gehalten, daß wir Einer für den Anderen die höchste Instanz waren. Wir haben nie einen Dritten neben uns, viel weniger zwischen uns geduldet. Die Vorstellung eines Beichtvaters für Susanne war mir ein solcher Greuel, daß sie mit Freuden von dieser papistischen Einrichtung abstand und diese Gewohnheit ganz ablegte. Und jetzt, in ihren

letzten Stunden, sollte ich freiwillig das zulassen, was ich verabscheue?"

„Ja," entgegnete Fräulein Crescenze mit tiefem Ernste; „denn nicht Mann noch Kind, nicht Vater noch Mutter, kann einer Seele die ewige Seligkeit geben. Das kann Gott allein. Er gibt sie für einen Act demüthiger, reuevoller Liebe, den die Seele im heiligen Bußsacrament zu machen hat. Gönnen Sie Susannen die Seligkeit, Henry!"

„Da ich die Gnade des römischen Bußsacramentes nicht empfange, so überweisen Sie mich also der Verdammniß, beste Tante," sagte er ausweichend.

„O!" rief sie schmerzlich, „der unendlichen Barmherzigkeit Gottes überweise ich Sie; aber freilich beklommen und zitternd und ohne das frohe kindliche Vertrauen, welches für uns aus dem Worte des Heilandes entspringt, als er nach seiner Auferstehung den Aposteln den heiligen Geist mittheilend, zu ihnen sprach: Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten."

„Nun, liebe Tante," sagte er kalt, „seien Sie fest überzeugt, daß Susanne lieber mit mir verworfen, als ohne mich selig sein möchte."

„O Ihr Unglückseligen!" seufzte Fräulein Crescenze.

Susanne hatte im Nebenzimmer Lord Henry's letzten

Ausspruch gehört. Sie trat ein und sagte, zärtlich ihren Mann umschlingend:

„Wer das bezweifelt, mein Henry, der weiß nichts von unserer Liebe. Ich ziehe die Hölle mit Dir — dem Himmel ohne Dich vor; überhaupt gibt es für mich keinen Himmel, wenn Du ihn nicht mit mir theilst.“

„So spricht die Liebe!“ rief Henry und warf einen triumphirenden Blick auf Fräulein Crescenze und Doralice, die mit mühsam verhaltenen Thränen dem trostlosen Schauspiel zusehen mußten, wie ein zerfallendes Erdengebilde sich an ein anderes Gebilde von Staub und Asche klammerte.

Nach wenigen Tagen schied Susanne aus diesem Leben. Niemand war in ihren letzten Augenblicken bei ihr, als Lord Henry. Mit dem Characterzug der irdischen Liebe, mit Eifersucht, wehrte er möglichst Jedermann von ihr ab, denn Niemand sollte mit ihm ihr letztes Lächeln und Wort, ihren letzten Blick und Seufzer theilen. Hinträumend in seinen Armen, ganz wie sie gelebt hatte, starb Susanne. Frau von Derthal sagte in Thränen gebadet:

„Die idealische Schönheit ihres Lebens ist mein einziger Trost bei ihrem frühen Grabe.“

Doralice sank, ebenfalls in Thränen gebadet, auf ihre Kniee und flüsterte mit bebenden Lippen:

„Sie hat ihre Bestimmung verfehlt, sie hat Gott

nicht geliebt! . . . Wird sie den in der Ewigkeit finden, den sie in der Zeit nie gesucht hat?" — —

Lord Henry geleitete die theuere Entschlafene zur Gruft seiner Väter. Seine beiden Kinder blieben einstweilen bei Frau von Derthal, und Doralice nahm sie in ihre besondere Obhut. Als er nach einigen Wochen in's Schlößchen zurückkehrte und sah, wie die Kinder an Doralice hingen und wie lieblich sie die Stelle der Mutter bei ihnen vertrat, sagte er:

„Doralice, versprechen Sie mir die Kinder nicht im Papismus zu erziehen, so vertraue ich sie Ihnen für die nächsten zehn Jahre an."

„Man kann Kinder so wenig ohne Gott, als Blumen ohne Sonne erziehen," sagte sie sanft.

„Ohne Gott!" rief er heftig; „wer spricht davon? ohne papistische Zuthat, sag' ich."

„Da wir eine solche nicht kennen, sondern unsere apostolische Glaubenslehre in ihrer Gesammtheit als göttliche Offenbarung durch dasjenige Organ annehmen, das Christus zu diesem Zwecke eingesetzt hat: durch das Lehramt in der Kirche, so kann ich auf Ihren Vorschlag nicht eingehen," entgegnete Doralice.

„Ich dachte, Sie hätten meine Kinder sehr lieb," sagte er verwundert.

„O gewiß!" rief sie rasch und innig.

„Nun, dann sollten Sie doch wahrlich, um die Kinder behalten und erziehen zu können, mit den unwesent-

lichen Anhängseln der römischen Kirche, mit dem Muttergottes- und Heiligenkram, mit Kreuzzeichen und Weihwasser, später natürlich auch mit dem Dogma selbst, sie verschonen."

„Lieber Henry," sagte Doralice gelassen, „da ich großes Mitleid mit Ihrem Mangel an Verständniß habe, so habe ich auch große Nachsicht mit Ihren verkehrten Aeußerungen. Welche Ideen Sie mit Erziehung verbinden, weiß ich nicht! ich meines Theils nenne Erziehung — Bildung der Seele; und da die katholische Glaubenslehre die Grundlage dieser Bildung und zugleich deren Richtschnur ist, so kann ich nur mit ihr die Sorge und Verantwortung für die lieben Kinder übernehmen."

Lord Henry sah sprachlos vor Erstaunen Doralice an. Er war überhaupt nicht an Widerstand und Widerspruch gewöhnt; am wenigsten aber in dieser milden und doch so festen Form. Er kannte Doralice nur oberflächlich. Erst während Susannen's letzter Krankheit kam er ihr etwas näher. Doch blieb er ahnungslos über ihr innerstes Wesen, war auch viel zu sehr von Susanne erfüllt, um irgend einen Gedanken für irgend ein weibliches Wesen übrig zu haben. Nun aber trat er durch die Kinder mehr in Beziehung zu Doralice und da verfiel er denn aus einem Erstaunen in das andere.

„Doralice," sagte er nach einer Pause, „es ist jammerschade um Sie, daß Sie zu den Römlingen gehören.

Wenn das nicht wäre, könnte ich großes Vertrauen zu Ihnen fassen."

„Wenn das nicht wäre, hätten Sie sehr Unrecht, das allergeringste Vertrauen in mich zu setzen, denn ich wäre dann ein Schiff ohne Steuer," erwiederte sie lächelnd.

„Mit nichten!" rief er; „Sie würden ja immer Ihren Verstand und Ihren Willen behalten, und nur diese Rüstung von Prinzipien niederlegen, die wirklich unerträglich bei einer Frau ist."

„Warum bei einer Frau unerträglich?"

„Weil es aussieht, als wolle sie immer Recht haben."

„Und das ziemt nur dem Mann, nicht wahr, Henry?" fragte Doralice schelmisch.

„Bei einer solchen Frau ist für die Autorität eines Mannes gar kein Boden," fuhr er eifrig fort.

„Doch, doch!" versicherte sie; „allein seine Autorität wird ebenfalls geregelt durch ewige Prinzipien, so daß die Frau ihr gegenüber keine Sache ist, sondern ein gleichberechtigtes Wesen."

„Sie sind doch nicht etwa eine Emancipirte?" fragte Lord Henry, abermals in Erstaunen.

„Eben noch papistisch und jetzt emancipirt," sagte Doralice lächelnd; „geht denn das Hand in Hand?"

„Es ist das Eigenthümliche der Römischen, in allen Farben zu schillern und deshalb eben, Doralice, kann

ich kein Vertrauen zu ihnen fassen," entgegnete Lord Henry, bedenklich den Kopf schüttelnd.

An die Enge und Beschränktheit subjectiver Ansicht und individueller Willkür gewöhnt, kannte er nicht den immensen Spielraum, welchen die sittliche Freiheit auf religiöser Grundlage hat.

Frau von Derthal hegte nach Susannens Tode heimlich den sehnlichen Wunsch, daß Lord Henry in Celestine einen Ersatz finden möge. Sie hätte es daher sehr gern gesehen, wenn er die Kinder bei Doralice gelassen hätte. Es war ein Band, das ihn auf's Innigste an die Familie knüpfte. Deshalb sagte sie zu Doralice:

„Süße Tochter, solltest Du nicht etwas nachgiebiger gegen Henry sein? Es handelt sich ja darum, seine Kinder zu erziehen, nicht die Deinen."

„Aber doch immer die Kinder Gottes, liebste Mutter, welche für die ewige Wahrheit geschaffen sind," entgegnete Doralice.

„Süße Tochter, davon weiß Henry nichts."

„Aber ich weiß davon, liebe Mutter, und eben deshalb darf ich unmöglich nachgiebig gegen ihn sein."

Dabei blieb sie und bald darauf reiste Lord Henry mit den Kindern in seine Heimath. Seitdem war ein Jahr verflossen. Er hatte zuweilen an Doralice geschrieben, um ihr Nachricht zu geben, wie er in seinem traurigen Wittwerstande lebe und wie die Kinder sich

befänden. Seine Briefe waren mehr noch voll Unbehagen und Unzufriedenheit, als voll Trauer. Er wußte nicht, was er mit sich selbst, mit seiner Zeit, seinen Gedanken, seinem Herzen anfangen sollte. Seine Tochter war sechs, sein Sohn vier Jahre alt, zu jung also, als daß er sich anders als spielend mit ihnen beschäftigen konnte. Der Schmerz über Susannens Verlust war ihm ein beständiger Dorn im Herzen, weil er es leer fühlte; aber es war kein Gegenstand, für den er hätte leben können. Plötzlich entschloß er sich nach dem Rheingau zu gehen, und ganz unerwartet traf er eines Tages im Schlößchen ein, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Die Kinder, die sich, ohne klar zu wissen weshalb, ebenso vereinsamt in Enisdale-Castle gefühlt hatten, wie Lord Henry selbst, fanden des Jubels kein Ende, wieder im Schlößchen zu sein, und schlossen sich wieder mit besonderer Zärtlichkeit an Doralice an. Lord Henry konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß er die Vorliebe seiner Kinder begreiflich finde. Wäre Doralice nur nicht mit solcher Energie papistisch, seufzte er, welch eine Mutter würde sie für die Kinder sein. Doralice hatte den Kindern ein unbewohntes Zimmer im Schweizerhaus eingeräumt. Lord Henry wohnte im Schlößchen; aber er verbrachte seine Tage ebenfalls im Schweizerhaus, oder eigentlich: vor demselben. Zwischen der Akazien- und Catalpengruppe hatte er seine geliebte Hängematte von indischem Flecht-

werk aufgehängt, und in derselben liegend las er täglich ganze Stöße von Zeitungen, Journalen und Broschüren, und verrauchte dazu ganze Kistchen voll Havannacigarren. Die fröhlichen Stimmchen seiner Kinder klangen wie Schwalbengezwitscher zu ihm herüber und dazwischen erhob Doralice zuweilen ihre sanfte, melodische Stimme, wenn sie mit den Kindern sprach oder vom Altan aus ein Paar Worte an ihn richtete. Oder er horchte auf ihr meisterhaftes Spiel und ihren lieblichen Gesang, oder auf die Biegsamkeit ihres Sprachtones, wenn sie sich mit Fräulein Crescenze und Eulalie unterhielt. Sie magnetisirt mich geistiger Weise, sprach er zu sich selbst; das thut mir wohl!... alle Unruhe, die aus der inneren Unbefriedigtheit hervorgeht, bringt sie wunderbar zur Ruhe, bloß dadurch, daß sie da ist. — Dennoch machte er ihr zuweilen kleine Scenen. Edwin zeigte ihm einmal frohlockend eine der bekannten Mutter-Gottesmedaillen von der unbefleckten Empfängniß, welche Doralice ihm an einer hellblauen Seidenschnur um den Hals gehängt hatte, und erzählte dazu mit großer Selbstzufriedenheit, er könne nun auch schon Ave Maria beten. Lord Henry sprang aus seiner Hängematte und sagte zu Doralice, die mit Eulalie arbeitend unter den Catalpen saß:

„Sie kennen meine Ansichten, Doralice! weshalb handeln Sie ihnen zuwider?“

„Und Sie kennen die meinen, Henry! weshalb

übergaben Sie mir die Kinder?" antwortete Doralice so gelassen und sah ihn so ruhig mit ihren prächtigen Augen an, als ob sie seinen Unwillen gar nicht fasse.

„Ich habe gewiß nichts dawider, daß die Kinder beten; im Gegentheil, ich bete auch, es muß sein, es schickt sich nicht anders, Gott gegenüber!" rief er; „aber Ihre römischen Gebete, Doralice, will ich durchaus nicht!"

„Sie haben eine französische Bonne bei Edith," sagte Doralice. „Sie werden gewiß nicht von ihr verlangen, daß sie mit Edith deutsch oder englisch spreche, und thun sehr klug daran, da Mademoiselle Françoise nur französisch sprechen kann. Sehen Sie, lieber Henry, meine Seele spricht auch nur eine Sprache, und das ist die der katholischen Gebete."

„Meine Kinder sollen aber nicht die Amulette des römischen Aberglaubens tragen!" rief Lord Henry heftig, riß die Seidenschnur von Edwins Hals und schleuderte sie fort.

Blitzschnell sprang Doralice auf und zu der Stelle hin, wo die Medaille im Grase blinkte, ergriff sie, küßte sie und steckte sie zu sich. Edwin war inzwischen vor Schreck über den unerwarteten Zorn seines Vaters in Jammergeschrei ausgebrochen. Lord Henry, äußerst verlegen über seine Heftigkeit, benutzte mit Freuden die Thränen des Kleinen, um zu rufen:

„O mein Gott, ich habe ihm weh gethan mit der

Schnur! Weine nicht, Edwin, Du bekommst sie wieder. Bitte, Doralice, hängen Sie ihm die Schnur wieder um."

Sie that es schweigend. Edwin war beruhigt, küßte zum Dank zärtlich seinen Vater und sprang von dannen.

„Sie sind kein guter Erzieher, lieber Henry," sagte Doralice lächelnd, nachdem der Kleine fort war.

„Sie meinen wohl deshalb, weil ich selbst so wenig gut erzogen bin, um keine Selbstbeherrschung zu haben, wofür ich demüthigst um Vergebung bitte," entgegnete er, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und bot ihr die Hand zur Versöhnung.

Nachdem der Friede geschlossen war, setzte er sich ihr gegenüber und sagte nachdenklich:

„Sie sind ein seltsames Geschöpf, Doralice! unsere arme Susanna war unsäglich sanft und lieblich, that aber auch Alles, was ich wünschte und wollte. Sie jedoch thun nur das, was Sie wollen und sind dennoch merkwürdig sanft und lieblich. Das kann ich gar nicht verstehen."

„Ich sehr gut!" nahm Eulalie das Wort. „Doralice thut nicht eigentlich das, was sie will, sondern was Gott will, das sie thue. Da findet sich Sanftmuth und Lieblichkeit ganz von selbst."

„Wenn ich nur Ihren Mutter-Gottescultus verstehen könnte," fuhr er fort, wie Jemand, der sich Mühe gibt, irgend ein Räthsel zu lösen.

„Das können Sie nicht, armer Henry," entgegnete Doralice.

„Aber warum nicht!" brach er aus, immer in seine Heftigkeit zurückfallend. „Muß man irgend ein Abrakadabra sprechen, um zum Verständniß zu kommen?"

„Man muß nicht vor der einfachsten Folgerung die Augen schließen und abspringen," erwiederte sie.

„Lassen Sie hören!" rief er.

„Glauben Sie, daß Christus der Weltheiland, wahrhaft Gott und die zweite Person in der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist?"

„Ich glaube es," entgegnete Lord Henry ehrerbietig.

„Glauben Sie, daß er Mensch geworden ist, ohne aufzuhören Gott zu sein?"

„Ich glaube es."

„Glauben Sie, daß die Jungfrau Maria im Stalle von Bethlehem Christus den Gottmenschen geboren habe?"

„Ja, denn das steht in der Bibel."

„Folglich glauben Sie, daß die gebenedeite Jungfrau Maria die Mutter Gottes sei?"

„Nun ja .... aber wir legen kein Gewicht darauf."

„Schlimm für Euch, armer Henry! denn: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter," spricht sie in ihrem prophetischen Lobgesang; und der steht auch in der heiligen Schrift. Nun wohlan! wir nennen sie mit dem Engel der Verkündigung: „Gebenedeite

unter den Weibern;" das steht in der heiligen Schrift. Wir rufen sie an mit Elisabeth: „Mutter unseres Herrn;" das steht in der heiligen Schrift. Wir erfüllen ihre Prophezeihung und preisen sie selig; das steht auch in der heiligen Schrift; und somit, lieber Henry, ist unsere Verehrung der seligsten Gottes-Mutter nicht etwa nur mühsam gerechtfertigt durch die heilige Schrift, sondern tief in derselben begründet."

Sie schwieg und Lord Henry schwieg ebenfalls, sagte aber nach einer Weile:

„Deshalb braucht man aber nicht, wie Sie es thun eine Göttin aus ihr zu machen."

„Bekannte Taktik, lieber Henry!" entgegnete Doralice. „Um nicht einzugestehen, daß wir Recht haben, werfen Sie uns eine Uebertreibung vor, die auf Ihrer willkürlichen Annahme beruht. Wähnen Sie nicht, daß ich mich darauf einließe, jeden Einfall, der Ihnen durch den Kopf läuft, zu widerlegen! das wäre vergebliche Mühe. Ich habe Ihnen die göttliche Wahrheit vorgestellt. Ist es Ihnen um Erkenntniß derselben zu thun, so prüfen Sie, doch mit einem geheiligten, nach himmlischen Dingen verlangendem Sinn. Dann wird Gott Ihnen beistehen. Mit unsinnigen Zänkereien befasse ich mich aber nicht."

„Sind Sie denn so wenig vom Geiste des Proselytismus erfüllt, um nicht jede Gelegenheit zu meiner Bekehrung zu benützen?" fragte Lord Henry.

„War Susanna von diesem Geiste erfüllt?“ fragte Doralice.

„Ach, die süße Seele! . . . . Nein, gar nicht!“

„Ist es unsere Mutter?“

„Die kluge, feine Mutter! . . . . o durchaus nicht!“

„Oder Tante Crescenze?“

„Ich traue es ihrem milden Herzen nicht zu.“

„Also ich bin böse und einfältig genug, um mich mit der Proselytenmacherei zu beschäftigen!“ rief Doralice lachend und Eulalie stimmte herzlich ein.

„Ich gönne Ihnen das Vergnügen, falsche Schlüsse zu ziehen,“ sagte Lord Henry trocken; „aber lachen, ist keine Antwort.“

„Die beste auf Ihre Frage. Denn das, was Sie falschen Schluß nennen, hat Ihnen gezeigt, daß Sie mit der Proselytenmacherei einen gehässigen Begriff verbinden und ihn ohne Umstände einer Person unterschieben, die vom unerschütterlichen Glauben an das katholische Dogma beseelt ist und sich nicht scheut, es an den Tag zu legen. Diese Unerschütterlichkeit ist unbequem: deshalb muß man ihr einen kleinen gehässigen Anstrich geben und behaupten, die Katholiken hätten nichts im Sinne, als Andersgläubige zu bekehren, wenn's nicht anders geht, auch mit Feuer und Schwert. Die Mutter-Gottesverehrung ist Götzendienst der Katholiken, und wer da behauptet, die katholische Wahrheit sei die alleinseligmachende, der ist von der Bekehrungswuth be-

sessen; nicht wahr, lieber Henry, das sind zwei abgemachte Sachen, die das erleuchtete Jahrhundert längst festgesetzt und bei Seite gelegt hat, wie man es in den Kammern zu machen pflegt, wo man bei mißliebigen Fragen zur Tagesordnung übergeht."

„Sie sagten, Doralice, die katholische Unerschütterlichkeit sei manchen Leuten unbequem. Aber mir ist sie es gar nicht, denn wir sind auch unerschütterlich."

„Von welchen „wir" reden Sie?"

„Von der anglicanischen Kirche."

Doralice schwieg; sie hatte nicht die mindeste Lust, sich mit ihm auf religiöse Erörterungen einzulassen, bei denen so häufig der Irrthum all seinen Scharfsinn zusammennimmt, um sich nicht überwinden zu lassen. Aber dies Schweigen befriedigte ihn nicht. Er wollte ihre Zustimmung hören und setzte hinzu:

„Also das geben Sie zu?"

„Eine Staatskirche lebt und stirbt mit dem Staate, der sie gegründet hat," entgegnete Doralice. „Unerschütterlich kann nur die Kirche sein, die Christus gegründet hat."

„Ihren ersten Ursprung führt die anglicanische Kirche ebenso gut auf Christus zurück, wie die römische. Sie nennt sich auch die allgemeine Kirche, sie hat auch einen Episcopat und Manches in ihrem Cultus und in ihren Gebetsformen erinnert an die römische Kirche, abgerechnet den papistischen Wust."

„Und abgerechnet den heiligen Geist, dessen Stelle König Heinrich VIII. einnimmt," setzte Doralice hinzu. „Der Anglicanismus steht und fällt mit Englands anderweitigen Staatseinrichtungen. Die katholische Kirche aber ist gänzlich unabhängig von allen Staatsformen, die sich im Laufe der Zeit auf unserem Erdball entwickelt haben und bis zum Ende der Zeiten entwickeln werden; denn sie hat überall, in der demokratischen Republik wie in der absoluten Monarchie, bei wilden Völkern wie bei gesitteten Nationen, in Urwald, Steppe und Wüste, wie in den Metropolen der Intelligenz, mit dem inneren Wesen der Menschheit zu thun, das sie einer übernatürlichen Bestimmung entgegen zu bilden sucht."

„Sie irren sehr, Doralice, wenn Sie wähnen, daß die anglicanische Kirche ihre Gläubigen nur für ein irdisches Ziel bilde. Man hat sehr gute Christen in England."

„Ich glaube," sagte Doralice lächelnd, „daß im Anglicanismus der Begriff, ein guter Christ, aufgeht in: ein guter Engländer."

„Und wie schön ist das! unsere Religion weckt und belebt unser Nationalgefühl, und dieses trägt und stützt dankbar jene. Höheres als das Nationalgefühl gibt es aber nicht, denn es befähigt die Völker zu den größten Opfern und auf ihnen liegt der größte Ruhm. Ist England mit der anglicanischen Kirche groß geworden, so hat diese genug gethan. Immerhin gehe sie unter, wenn es dereinst im Wechsellauf der Völkergeschicke kein England

mehr geben sollte. Mit dem alten Rom gingen auch dessen Götter unter. Was in der alten Geschichte Rom, ist in der neuen England."

„Es hat sogar seine Catacomben," sagte Doralice.

„Was nennen Sie so?" fragte er, gespannt auf diese neue, ihm unbekannte Aehnlichkeit.

„Irland!" sagte sie. — — —

Das muß man gestehen, diese Doralice hat und gibt allerhand Gedanken! sprach Lord Henry zu sich selbst, nicht bloß nach jener Unterhaltung unter den Catalpen, sondern sehr oft. Fürchtete ich nicht, daß sie heimlich auf nichts Anderes ausgeht, als mich zur Apostasie zu verleiten, so würde ich mich viel mehr ihr anschließen. Nun aber muß ich auf meiner Hut sein! — Das wurde ihm schwer. Doralice hatte den Zauber, den größten, den eine Frau haben kann: Seelengrazie. Weil dies ein Zauber ist, so ist er nicht zu beschreiben und nicht zu erklären. Schönheit, Geist, Güte und Anmuth geben noch keine Seelengrazie und sind alle zusammen nicht so mächtig und nicht so gewinnend wie sie. Vielleicht ist Seelengrazie die Blüthe des inneren Lebens, die in den Beziehungen zu Menschen nach Außen zum Vorschein kommt. Nach Innen und in der Beziehung zu Gott ist sie himmlische Liebe.

Obwohl Eulalie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an Doralice hing, so machte sie ihr jetzt doch zuweilen leise Vorstellungen und sagte bittend:

„Ach Doralice, nimm doch den Henry etwas ernsthafter vor und sprich eingehender mit ihm über die wundervollen Lehren der heiligen Kirche. Du könntest ihm gewiß einleuchtend machen, daß nur in ihr die Fülle der göttlichen Wahrheit ist. Du gehst wirklich zu wenig darauf aus, Proselyten zu machen."

„Weil ich weiß, daß man sie nicht mit Worten und Belehrungen macht, liebstes Kind," entgegnete Doralice. „Das ist die Sache der Nachfolger der Apostel, welche dazu Weihe und Gnade empfingen. Will unsereiner die himmlischen Lehren einleuchtend machen, so muß er sie leben, muß sie praktisch anschaulich machen; dann gibt ihnen Gott vielleicht gesegnete Folgen. Lieferten wir gleichsam lebende Bilder zu einem illustrirten Evangelium, so würden sie gewiß nicht ohne Einfluß auf Henry bleiben, denn er hat einen geraden Sinn und ist nur ummauert von Vorurtheilen, die keinen Reden weichen."

„Es ist leichter zu sprechen, als zu sein," sagte Eulalie mit einem leisen Seufzer,

„Eben darum muß man sich selbst überwinden, ehe man daran geht, durch Belehrung die Welt in Anderen überwinden zu wollen," entgegnete Doralice. —

Sie lebte ihr stilles Leben fort in dem tiefen Frieden, der auf die Kämpfe folgt, welche mit der Weltentsagung verbunden sind und übte sich in der pünktlichen Erfüllung der täglichen, unscheinbaren Pflichten, die große Herzen und starke Charactere heranbildet. Nicht ihr eigenes Schicksal

bekümmerte sie. O nein! sie pries es. Sie hatte ja nur Menschen verloren und Gott gewonnen. Aber Ghioray! Aber Blanca! was war aus ihnen geworden! aber Celestine, was sollte aus ihr werden. Ach, und ihre Mutter, die so gleichgültig das ewige Heil ihrer Kinder in die größte Gefahr brachte, um ihre irdische Existenz sicher zu stellen, welche Verantwortung lud sie auf sich! welche Rechenschaft stand ihr bevor an dem Tage, wo aller Tand der Vergänglichkeit in seinem wahren Licht als Staub und Moder erscheint, und wo die Seele einsam vor Gott steht und die Seelen, die Er ihr anvertraut hat, als verlorene erkennt, verloren durch ihre Schuld!

Sorgen einer zärtlichen Mutter.

Frau von Derthal freute sich ungemein, Lord Henry im Schlößchen zu finden. Sie hoffte an ihm einen Bundesgenossen in schwierigen Augenblicken zu haben. Sie ahnte, daß ihre Töchter und ihre Schwägerin nichts weniger als zufrieden mit Celestinens Heirath sein würden und daß die Mißbilligung in tiefe Trauer übergehen werde, wenn das protestantische Prinzip in dieser Ehe zur Herrschaft käme. Wie aber Roderich und Conrad in diesem Punkte dachten, war ihr durchaus nicht klar. Es schien ihr, als nehme Roderich an, daß auf Erden keine andere Confession, als die lutherische existire. Was aber Conrad betraf, da schwankte sie in vollkommener Unsicherheit. Er schien die katholische Kirche zuweilen außerordentlich zu bewundern, und zuweilen ganz zu verwerfen, und er hatte einen großen Einfluß auf Roderich. Dieser gab gewiß nicht seine Zustimmung zu einer Sache, die sein Bruder nicht gut hieß, und die doch endlich mit Entschiedenheit zur Sprache gebracht werden

mußte. Nun war ihr Lord Henry ein Trost für den Fall, daß das katholische Prinzip in dieser Ehe nicht zu retten sei. Sie konnte ihn zum Zeugen gegen Doralice und Crescenze aufrufen und triumphirend sagen: Gab es eine glücklichere und bessere Ehe als die seine! all' eure Theorien halten einer guten Praxis gegenüber, die von zwei vortrefflichen Menschen durchgeführt wird, nicht Stich.

Die Glückwünsche, welche Celestine von ihren Schwestern empfing, waren auch nur sehr bedingungsweise gestellt.

„Es ist ein reiner Zufall," sagte Eulalie, „wenn Du in Frieden mit einem Manne lebst, der Dir Tag für Tag Scenen machen kann, weil Du die Vorschriften der Kirche befolgst, die er überflüssig findet."

„Für unseren Frieden bürgt mir Roderichs vortrefflicher Charakter," sagte Celestine etwas gekränkt.

„Aber worauf beruht Deine Zuversicht zu seiner Vortrefflichkeit?" fragte Doralice.

„O, er äußert sehr gute Grundsätze," rief Celestine, „ein sehr feines Ehrgefühl und eine sehr große Liebe zu mir."

„Das ist freilich beruhigend," entgegnete Doralice mit einem traurigen Lächeln, denn sie dachte an Ghioray, der auch vortreffliche Grundsätze und eine überaus große Liebe zu ihr geäußert hatte.

Eulalie rief in ihrer munteren Weise:

„Nun, Eines weiß ich! da es für die Derthal'schen Töchter nur akatholische Ehemänner zu geben scheint, so bleibt eine dieser Töchter unvermählt."

„Aber, Eulalie," sagte Frau von Derthal sanft mit dem Finger drohend, „schickt es sich, von solchen Dingen zu sprechen!"

„Liebe Mama," entgegnete Eulalie schmeichelnd und zärtlich, „vom Heirathen zu sprechen schickt sich allerdings gar nicht. Aber ich spreche ja vom Nichtheirathen."

„Und verstehst so wenig das Eine als das Andere," sagte Frau von Derthal verweisend.

„Ihre Stunde, Eulalie, wird noch schlagen," sagte Lord Henry scherzend, „und dann werden Sie wahrlich nicht daran denken, einen gewissen liebenswürdigen Sterblichen zu fragen, welchen Glaubens er sei."

„Hätte Mama mir nicht verboten, von diesen ernsten Dingen zu reden, so würde ich Ihnen antworten, daß es von seinem Glauben abhängen würde, ob ich ihn liebenswürdig finden könnte oder nicht. Aber jetzt muß ich schweigen," entgegnete Eulalie munter.

„Im Ganzen betrachtet," sagte Lord Henry, „mag es wohl besser sein, wenn die in der Ehe verbundenen Personen es auch durch ihre Confession sind. Nicht alle Frauen haben die liebliche Nachgiebigkeit einer Susanne, und dann können doch allerhand Differenzen sich kundgeben."

„Die Nachgiebigkeit, lieber Henry, muß wohl auf beiden Seiten stattfinden," bemerkte Frau von Derthal, die immer zu vermitteln suchte.

„Aber wie schmerzlich ist es für beide Theile," sagte Doralice, „gerade da Rücksichten nehmen zu müssen, wo die innigste Uebereinstimmung stattfinden sollte, um der Einigkeit eine dauerhafte Grundlage zu geben. Diese ewigen Rücksichten bewirken in hundert Fällen neunundneunzig Mal den Indifferentismus in allen religiösen Ansichten und das ist doch gewiß der Ruin jeder Ehe."

„Man sollte wahrhaftig meinen," rief Lord Henry unmuthig, „die Katholiken führten lauter idealische Ehen! Aber ich kann versichern, Doralice, daß ich sehr viele, äußerst erbärmliche gekannt habe."

„Da die Katholiken nicht fix und fertige idealische Menschen sind, so sind es auch ihre Ehen nicht," entgegnete Doralice. „Findet sich aber irgendwo das Ideal einer Ehe verwirklicht, so ist es gewiß nur bei den Katholiken."

„Sie sind einzig mit Ihren Behauptungen, Doralice!" rief er zürnend, „und Sie sprechen sie so kaltblütig aus, als wäre ein Widerspruch unmöglich."

„In diesem Fall ist er es auch wirklich, lieber Henry, denn nur die Katholiken empfangen für die Ehe die Gnade des Sacramentes und durch sie das Mittel, sich in diesem Stande zur höchsten Vollkommenheit zu erheben," sagte sie.

„Es gibt überall vortreffliche Menschen, große Charactere, edle und schöne Seelen," entgegnete er ausweichend.

„Ja," sagte sie, „das ist der gute Mittelschlag, das sind die rechtschaffenen Leute mit ihren natürlichen Tugenden und Vorzügen, wie man sie unter allen Confessionen findet. Sie bilden gleichsam ein Centrum, dessen linker Flügel aus den Ungläubigen, ebenfalls aus allen Confessionen besteht und in Bösewichten und Verbrechern ausläuft; während der rechte Flügel in den Heiligen der katholischen Kirche ausläuft."

„Wie!" rief Lord Henry blaß vor Zorn, „Sie wagen es, diese Sprößlinge, die ein abergläubischer Fanatismus erzeugt und ein bis zum Wahnwitz gesteigerter Mißbrauch geistlicher Omnipotenz sanctionirt hat, höher zu stellen, als die Heroen und die Genies der Weltgeschichte?"

„Ja," sagte Doralice unbefangen; „denn die Heiligen sind auch Heroen und Genies und überdas sind sie Heilige."

„Wir aber erkennen sie nicht an!" rief er.

„Dann sind Sie etwas inconsequent; denn das Glaubensbekenntniß der Anglicaner lehrt doch auch die „Gemeinschaft der Heiligen" — nicht wahr?"

„Ja, aber nicht der papistischen."

„Haben Sie denn anglicanische?" fragte sie lächelnd.

„Wir haben die Heiligen der apostolischen Zeiten

und dann die, welche das Auge Gottes dafür erkennt, aber keine solche, die der römische Papst dazu macht, weil sie Tugenden üben, die gegen alle Natur sind."

„Ueber alle Natur sind — müssen Sie sagen, lieber Henry," verbesserte Doralice ihn ganz sanftmüthig. „Aber darin sind Sie wieder consequent! Sie haben das verworfen, was seit den apostolischen Zeiten fort und fort die Heiligen bildet, und deshalb müssen Sie auch die Heiligen selbst verwerfen. Nur ist es ein Irrthum, daß der Machtspruch des Papstes sie hervorrufe. Was sie bildet, ist das heiligste Sacrament des Altares, und das besitzt nur die katholische Kirche."

„Höre ich Ihre Reden, Doralice, so habe ich immer Lust, ein Te Deum zu singen, weil uns die Reformation von Ihrem entsetzlichen Aberglauben befreit hat," sagte Lord Henry mit großer Bitterkeit.

„Singen Sie nur, lieber Henry, wenn Ihnen aufrichtig so zu Muthe ist," sagte sie freundlich; „aber ich glaube, Sie kennen das Te Deum gar nicht und wissen nicht, daß zwei Heilige, welche nicht dem apostolischen Zeitalter, sondern dem vierten und fünften Jahrhundert angehörten, St. Ambrosius und St. Augustinus, es bei der Taufe des Letzteren als einen frohlockenden Wechselgesang improvisirt haben."

Lord Henry sprang auf, bat Miß Dundee «Rule Britannia» zu spielen und sang mit einer Stentorstimme: «Rule Britannia, rule thy waves, — For

Britons never will be slaves.» Als er zu Ende war, sagte er triumphirend zu Doralice:

„Sehen Sie, das ist mein Te Deum! ein frohlockendes Hochgefühl, daß mein Volk kein Sklavenvolk und ganz besonders kein Sklav Roms ist.“

„Ich beneide Sie nicht darum,“ sagte sie liebreich.

Frau von Derthal war im Stillen außer sich über die Wendung der Geister auf dies Gebiet. Ihr gegenüber berührte Doralice nur äußerst selten und stets mit großer Zurückhaltung religiöse Fragen, während sie selbst, sobald nicht andere Interessen sie bewegten, in ihren Worten sehr viel Religiosität an den Tag legte, wenn sie es für zweckmäßig hielt oder wenn sie sah, daß es Andere und besonders ihre geliebten Töchter erfreute. Aber jetzt, in einem so kritischen Augenblicke, wo Celestinens Schicksal begründet und ihre Pläne für Eulalie angesponnen werden sollten, fand sie diese Erörterungen von Glaubensfragen äußerst unbequem und gefährlich, und sie begriff gar nicht, wie Lord Henry mit seinem geraden Verstande immer wieder und wieder auf dies Gebiet gerathen könne und wie Doralice so kampfbereit sei, jede Lanze mit ihm zu brechen. Indessen nahm sie sich vor, gerade Doralice auf diesem Felde für ihre Pläne zu benutzen. Sie ging eines Morgens zu ihr, als Doralice eben in aller Frühe von der heiligen Messe zurückkam, umarmte sie zärtlich, setzte sich zu ihr und sagte:

„Mein süßes Kind, Deine Frömmigkeit ist mein Trost und meine Freude, und ich setze all' meine Hoffnung auf sie, um die Schwierigkeiten zu heben, welche uns in nächster Zeit bei Celestinens Verehelichung entgegentreten könnten."

„Ach, liebe Mutter," entgegnete Doralice zärtlich, „hättest Du doch gleich bei Herr von Friedingen's erster Erklärung Deine Bedingungen gestellt."

„Süßes Kind, Du weißt wie ich bin: sehr wenig entschieden, sehr ängstlich, einem Menschen wehe zu thun, sehr vorsichtig, wo es sich handelt um zwei Schicksale. Friede und Liebe war der Wahlspruch meines Lebens. Ich gebe gern zu, daß ich dadurch zuweilen in übergroße Nachgiebigkeit, ja in Schwäche verfalle."

Was war bei einer so demüthigen und liebreichen Mutter zu thun, als ihr die Hände zu küssen! das that auch Doralice und sagte innig:

„Möchte ich Dir in Deinen Sorgen als eine treue Tochter zur Seite stehen."

„Nun höre, süßes Kind! — Das Capitel der Religion bei Celestinens Verbindung ist bis jetzt noch gar nicht zur Sprache gekommen. Ich sagte nur einmal zu Roderich, meine Schwiegersöhne wären von den verschiedensten Confessionen und das störe gar nicht die Eintracht unseres Familienlebens, denn wenn Ghioray und Spiridion heute herkämen, so würde ich sie gerade so, wie Henry, mit offenen Armen empfangen und Alles

thun, um ihnen das Leben bei mir angenehm zu machen. Aus jener Aeußerung nun läßt sich, wie mir scheint, sehr gut entnehmen, daß Roderich die Toleranz, die er bei uns findet, auch zu vergelten und deshalb zu gestatten habe, daß seine Kinder katholisch werden; nicht wahr?"

„Es wäre aber doch wohl besser, es als eine unumgängliche Forderung auszusprechen schon wegen der Trauung, liebste Mutter," sagte Doralice.

„Eben dies, mein bestes Kind, übertrage ich Dir. Du mußt durchaus suchen, Einfluß auf Conrad von Friedingen zu gewinnen; er ist, wie ich glaube, die Hauptperson in Roderich's Angelegenheiten. Das kann Dir gar nicht schwer fallen. Er hat etwas Schwärmerisches und Schwunghaftes im Character, ein sehr edles Herz und so gewiß unbestimmte religiöse Anschauungen. Ein solcher Mann muß den Wahrheiten der Religion zugänglich sein, wenn man ihn zart zu behandeln weiß, und ich glaube, es könnte sich für die Kirche nicht etwa nur um Roderichs etwaige Nachkommenschaft, sondern auch um Conrad's Uebertritt handeln."

Frau von Derthal wunderte sich selbst ganz heimlich über diese Kühnheit ihrer Hoffnungen. Doralice aber faltete die Hände und sagte fromm:

„Gottes Gnade muß mächtig in mir sein, wenn ich dazu ein taugliches Werkzeug sein soll."

„Er ist kränklich," sagte Frau von Derthal, „das

gibt ihm auch eine gewisse poetische Richtung, welche ihn den materiellen Freuden abhold und für Höheres zugänglich macht. Ich hoffe, er läßt sich für längere Zeit hier im Rheingau nieder."

„Also hoffst Du wirklich, daß er nach und nach von der katholischen Wahrheit sich erleuchten lassen werde!" rief Doralice.

Frau von Derthal dachte, daß sie eine ganz andere Hoffnung, nämlich Conrads Verbindung mit Eulalie daran knüpfe; allein sie sagte nur:

„Süßes Kind, solche Hoffnungen sind unzertrennlich von aufrichtiger katholischer Gesinnung. Wie Gott es dann fügt, müssen wir seiner Weisheit und Liebe überlassen. Daß aber die confessionelle Verschiedenheit keine Trübung in Celestinen's Verbindung hervorrufe, das mußt Du bewerkstelligen, denn Du bist dazu geschickter als ich."

Frau von Derthal fühlte sich ungemein beruhigt, diese Angelegenheit auf Doralice gewälzt zu haben. Scheiterte dieselbe, so geschah es nicht durch ihre Schuld. Daß Conrad bereits mit Doralice zusammengetroffen sei, erwähnte sie nicht, weil sie nicht wußte, welchen Eindruck er damals auf ihre Tochter gemacht habe.

Doralice erwiederte:

„Du mußt mir aber auch gestatten, liebste Mutter, die Verbindung abbrechen zu dürfen, wenn wir nicht im

Stande sein sollten, die Vorschrift unserer heiligen Kirche inne zu halten.“

„O mein süßes Kind, ehe es dahin käme, müßte doch sehr viel parlamentirt werden! Treffen wir auf einen hartnäckigen Widerstand, so wären allerdings andere Maßregeln zu ergreifen. Doch bis dahin sprechen wir weiter von der Sache.“

Sie wollte gehen; allein Doralice hielt sie zurück und sagte bittend:

„Liebe Mutter, Du hast Blanca's letzten Brief an mich gelesen. Könntest Du sie nicht bestimmen, daß sie den Sommer bei uns zubrächte? Sie geräth auf allzu phantastische Abwege! Ihr beständiger Umgang mit Künstlern ist bedenklich, und daß sie vollends mit ihnen oder, was noch schlimmer wäre, mit Einem von ihnen in der Welt umher reist — sie spricht sich nicht ganz deutlich darüber aus: schickt sich nicht für ihre fünfundzwanzig Jahre und ihre Verhältnisse.“

„Süßes Kind, unsere liebe Blanca ist ungemein verwöhnt und würde einen Sommeraufenthalt hier bei uns vielleicht etwas zu einfach, zu gleichförmig finden. Gott weiß, wie gern ich meine geliebten Kinder immer um mich haben möchte! doch der Gedanke, sie dadurch zu Opferung lieber Gewohnheiten veranlassen zu müssen, würde mich um alle meine Freuden bringen.“

„Aber wenn es doch zu Blanca's Heil wäre!“ sagte Doralice beängstigt. „Uebrigens fühlt sich ein gutes

Kind immer im Vaterhaus zufrieden, wenn es einige Zeit in den trauten Umgebungen der Familie lebt, und vermißt nicht einen Prunk, von dem Blanca selbst sagt, daß er sie nicht glücklich mache."

„Und den sie doch bedarf!" setzte Frau von Derthal hinzu. „Ich glaube, Du bist allzu ängstlich in Bezug auf Blanca. Bedenke doch, daß sie mit Spiridion im besten Einvernehmen steht."

„O Gott," seufzte Doralice, „dies gute Einvernehmen scheint mir auf einer gegenseitigen schauerlichen, ja strafbaren Gleichgültigkeit zu beruhen."

„Du bist so fromm, süßes Kind, und sprichst so hart!" sagte Frau von Derthal mit ihrer weichsten Stimme.

„Ach, ich fürchte so sehr, daß Gott beleidigt werden könnte!" sagte Doralice mit gepreßter Stimme, und ihre tiefe Seelenbewegung verrieth sich in dem feuchten Schimmer ihres schönen Auges und in der lichten Gluth, die sich über ihr Antlitz ausgoß.

„Jede Ehe, süßes Kind, hat ihre Geheimnisse, um welche sich kein Dritter bekümmern darf. Wie Eheleute mit einander leben wollen, darüber sind sie nur einander und Gott Rechenschaft schuldig;" sagte Frau von Derthal beruhigend. „Jede unberufene Einmischung in ein so zartes Verhältniß, und ginge sie auch von Vater und Mutter aus, verstimmt, ja verletzt. Stellen Blanca und Spiridion sich gegenseitig zufrieden: so müssen auch

wir es mit ihnen sein, obzwar uns ihre Zufriedenheit nicht recht einleuchtend ist. Aber fürchte nur nichts Schlimmes, Kind! Blanca's lebhafte Phantasie findet Anregung und Freude im Umgange mit Virtuosen, mit Componisten; sie bildet dadurch ihr Talent und das ihres Kindes aus; sie ist reich genug, um eine kleine Capelle von diesen Leuten sich zu halten; Spiridion geht auf diese durchaus gerechtfertigte Liebhaberei gern für seine Frau ein: so mußt Du die Sache betrachten. Wie kämst Du zu irgend einem Argwohn? das wäre ja lieblos, süßes Kind."

„Ach!" sagte Doralice zärtlich, „Du bist immer die Milde und Nachsicht selbst für uns gewesen! Aber sieh! ich kann mich der Angst nicht erwehren, daß Blanca von großen Gefahren umringt ist. Die Leute, mit denen sie verkehrt, sind nicht solche, die sich für ihren Stand, ihr Alter, ihre Verhältnisse schicken und deren Einfluß auf sie man wünschen könnte. Lasse sie einen Virtuosen einen Abend in ihrem Salon spielen: das ist schön und passend; allein der intime Umgang taugt nicht, auch nicht mit Spiridion's Genehmigung, und ich sollte meinen, eine Mutter wäre verpflichtet, liebevoll zu warnen und einen Vorschlag zu machen, wodurch ein solcher Umgang abgebrochen würde."

„Geliebtes Kind, Du vergißt nur, daß ein solcher Vorschlag äußerst überflüssig wäre, da Blanca, so gut wie wir Alle, ihre Neigungen und ihren Willen hat,

und sich von ihnen, nicht von uns bestimmen läßt," entgegnete Frau von Derthal gleichmüthig, stand auf, küßte Doralice auf ihre schöne Stirne und sagte, sie müsse jetzt allerhand Briefe bezüglich Celestinen's Ausstattung schreiben.

„O warte doch, bis wir mit den beiden Herren von Friedingen gesprochen haben," bat Doralice.

„Du wirst es thun und ich bin des Erfolges gewiß," antwortete Frau von Derthal und eilte fort. Doralice blieb beklommen zurück und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihre Mutter das Wahre und Wirkliche einer Sache der Erfüllung ihrer Wünsche unterordne. Blanca hatte glücklich und tugendhaft zu sein; Celestine hatte sich zu verehelichen; diese Chablonen mußten ausgefüllt werden! Aber Doralice war eine viel zu gute Tochter, um sich nicht Vorwürfe wegen dieser Bemerkung zu machen. Da sie in diesen beiden Punkten nicht mit der Mutter übereinstimmen konnte, so that sie ihr gleichsam eine heimliche Abbitte dadurch, daß sie Alles annahm, was Frau von Derthal ihr von Conrad gesagt hatte und mit erregter Theilnahme den Augenblick erharrte, der die Sache entscheiden sollte.

Frau von Derthal bat nach dem Frühstück Lord Henry, sie in ihr Schreibcabinet zu begleiten, und als sie mit ihm allein war, flehte sie ihn an, alle religiösen Disputationen mit Doralice in einer Zeit zu vermeiden, wo es so nothwendig für das Glück von zwei jungen

Herzen sei, sich vom tiefsten confessionellen Frieden umringt zu sehen.

„Ich würde Ihnen das sehr gern versprechen," entgegnete Lord Henry, „wenn es mir nur möglich wäre, es zu vermeiden. Aber es kommt — ich weiß nicht wie! Ich sage irgend ein Wort . . . . und Doralice verwirft es. Oder sie sagt eins . . . . und ich muß es bekämpfen. Wir haben beide starke und zugleich sehr entgegengesetzte Ueberzeugungen, die auf einander treffen wie Stahl und Kiesel: da fliegen Funken heraus."

„Ich versichere Sie, bester Henry, Doralice hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit Stahl und Kiesel! sie ist eine ganz zärtlich liebende Seele" . . . .

„Ja, wie die Rose das Bild zarter Liebe ist: mit scharfen Dornen bewehrt! Doralice liebt nichts als ihre Kirche."

„Nun, das ist in ihrer traurigen Stellung gewiß ein großer Vorzug und eine große Gnade."

„Ich sage nicht das Gegentheil! ich sage nur, daß ich ganz absichtslos mit ihr in Discussionen gerathe, sobald ich den Mund öffne oder sie. Freilich halte ich es auch für meine Pflicht, ihr den papistischen Staar zu stechen."

„Gelingt es?" fragte Frau von Derthal leise lächelnd.

„Es muß gelingen!" rief er. „Sie ist nicht bloß klug, sie ist auch vernünftig! da muß sie zur Einsicht kommen."

„Da Doralice aber mit dem papistischen Staar, wie Sie sagen, klug und vernünftig geworden ist: weshalb wollen Sie ihn ihr nehmen?"

„Um sie vom Aberglauben zu befreien, der zu Zeiten ihre Vernunft verdunkelt. Z. B. wenn sie Edith und Edwin spazieren schickt und zwar mit der Bonne, bei der sie in bester Aufsicht sind, entläßt Doralice sie nie, ohne ein großes Kreuzzeichen über sie gemacht zu haben. Das ist mir ein Gräuel, denn das ist römisch" . . . . . —

„Könnte es nicht auch vielleicht christlich sein?" fragte Frau von Derthal leise.

„Können! können!" rief Lord Henry. „Gott allein weiß, was Alles sein könnte! Es i st nun aber einmal römisch und deshalb mir verhaßt."

„Aber warum lassen Sie die Kinder bei Doralice? ich übernehme sie ja mit Freuden."

„Hier im Hause florirt auch der Papismus in Tante Crescenze und Eulalie, und dann hab' ich auch viel Vertrauen zu der Gewissenhaftigkeit, mit der Doralice das ausführt, was sie übernimmt. Sie ist ein prächtiges Geschöpf! Aber ihren Beichtvater . . . . den möcht' ich kennen, dem möcht' ich zu Leibe gehen, der sollte mir Rede stehen, weshalb er sie zu einem solchen kriegerischen Fanatismus antreibt, daß sie, wenn man den Kampfplatz über diese und jene Streitfrage verläßt, immer ganz unverwundet aussieht, als ob meine Waffen sie

gar nicht berührten. Das ist ja der allerwildeste Fanatismus! das ist ja wie die alten Martyrer, welche die Flammen nicht zu fühlen schienen, in denen sie verbrannten!"

„Und diesen Fanatismus soll der Beichtvater in ihr entzünden?" fragte Frau von Derthal, immer im Stillen lächelnd.

„Gewiß! wer sonst? natürlich ist das nicht!"

„Woher kommt denn der Fanatismus bei Ihnen, lieber Henry, der Sie doch keinen Beichtvater haben."

„Ah, bei mir ist es etwas ganz Anderes! der Fanatismus eifert für Aberglauben und Irrthum; ich aber glühe für die Wahrheit: folglich bin ich durchaus nicht fanatisch. Wäre ich es aber, so könnte das doch in meiner Natur liegen, denn ich, der Mann, bin kriegerisch. Aber um ein Weib so zu stimmen — ein liebliches Weib, keine Megäre — dazu braucht man eine besondere Kunst, und die würde ich gern dem Herrn Beichtvater ablauschen."

„Bester Henry, Sie verwechseln immer Doralice mit unserer lieben Susanne. Auf diese hatten Sie, als Gatte, den größten Einfluß. Sie können unmöglich denselben, als Schwager, auf Doralice üben wollen."

Da Lord Henry aber gerade dies wünschte, rief er:

„Warum nicht ich so gut, wie der Beichtvater?"

„Das lassen Sie Sich von Doralice erklären," sagte sie lächelnd.

„Am Schluß dieser Erklärung werde ich wohl wieder genöthigt sein, «rule, Britannia» zu singen, um mich von meinem Ingrimm über römische Geistessklaverei zu erholen!" rief er halb lächelnd, halb unwillig.

„Singen und sagen Sie, was Sie wollen, lieber Henry, aber halten Sie Frieden über religiöse Meinungsverschiedenheiten, wenigstens für die nächste Zeit. Sind wir später wieder allein, so können Sie ja immerhin Ihre Discussionen mit Doralice auch wieder beginnen. Das kann Ihnen sogar heilsam sein."

„Heilsam? mir?" rief Lord Henry heftig. „Heilsam für Doralice — das wollen Sie wohl sagen, Mama! Mein Heil ist begründet! der Papismus wäre mein Unheil."

Frau von Derthal hatte einen viel zu feinen Verstand, um nicht die mächtige Ueberlegenheit der katholischen Lehre, die aus deren in Gottes Wahrheit wurzelndem, innerem, folgerichtigen Zusammenhang entspringt, klar einzusehen. Was ihr fehlte, war nicht sowohl die Erkenntniß, als vielmehr der Wille, ihre Erkenntniß zur Richtschnur ihres Lebens zu machen. Hätte sie all' ihre tausend und aber tausend Absichten und Nebenabsichten erreichen, all' ihre weltlichen Bestrebungen und Wünsche verwirklichen können, indem sie sich ihrer Erkenntniß unterwarf, so wäre sie vielleicht nicht in Opposition zu derselben getreten. Aber das unerbittliche «non licet,» welches mit der Erkenntniß Hand in Hand gehen soll, stand

in einem zu grellen Widerspruch mit ihrer Richtung auf die Weltlichkeit, als daß sie nicht dieser jene geopfert hätte. Waren ihre „höheren Interessen," nämlich die für die irdische Wohlfahrt ihrer Kinder und ihres Hauses, nicht gefährdet: so hatte sie Anwandlungen von Liebe und Ehrfurcht für die katholische Lehre; doch immer nur so weit, als sie nicht Diesem und nicht Jenem, aber auch nicht Jener und nicht Dieser irgend einen Anstoß gab. Schnell sich erholend von ihrer katholischen Aufwallung, erwiederte sie salbungsvoll ihrem Schwiegersohne:

„Möchte Ihre Anhänglichkeit an die anglicanische Kirche Sie nur nie vergessen lassen, daß geschrieben steht: „Selig die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

„Mama!" rief Lord Henry, erfreut ihre Hand küssend, „Sie sind eine prächtige Frau, eine kluge Frau, eine aufgeklärte, vorurtheilsfreie Katholikin! Sie citiren die Bibel, um den confessionellen Frieden zu wahren. Das ist anerkennungswerth, das ist vernünftig-christlich. Doralice macht auch zuweilen biblische Citate, doch immer nur, um sie für ihre Parteiansicht zu benutzen und daher mit unrichtiger Deutung oder schiefer Anwendung. Auch sagt sie nie „die Bibel," sondern stets „die heilige Schrift," was recht widerwärtig papistisch klingt."

„Lieber Henry," unterbrach ihn Frau von Derthal, „wenn Ihnen so viel daran liegt, ein friedfertiges Kind

Gottes zu sein, so spinnen Sie doch nicht immer Fehden mit unserer armen Doralice an, die — ihre etwas exaltirte religiöse Richtung abgerechnet — doch ein gar liebes Geschöpf ist."

„Ein Engel ist sie, Mama! ein Engel!" rief Lord Henry, „denn man fühlt sich gedrungen, sie zugleich zu lieben und zu verehren. Es ist etwas Himmlisches in ihr und um sie herum. Aber das Papistische muß ich von ihr abstreifen! ich betrachte das als meinen Beruf in der Familie, als meine Mission. Doralice inficirt mit ihrem Beispiel und Einfluß Eulalie. So etwas wuchert in jungen, weichen Herzen, und muß ausgerottet werden."

„Selig sind die Friedfertigen!" unterbrach ihn abermals mit sanftem Lächeln Frau von Derthal. „Bis wir die religiösen Ansichten der beiden Herren von Friedingen kennen, muß ich Sie zur höchsten Vorsicht mahnen, wie sich das schickt für eine gute Mutter, die gut für euch Alle sein möchte."

In der Nacht.

Conrad langweilte sich nach der Abreise der Frau von Derthal ganz außerordentlich in Ems. Das hohle Treiben des Badelebens sagte ihm nicht zu. Die fremden Leute, die man gleichgültig kennen lernt, um sie gleichgültig zu vergessen, interessirten ihn nicht. Das Geräusch, das Geschwätz, das Gedränge, die bunten, lärmenden Erscheinungen ermüdeten ihn. Er war nicht daran gewöhnt, auf der Oberfläche zu leben und spürte nicht die mindeste Neigung, jetzt diese Gewohnheit anzunehmen. Frau von Derthal, die es meisterhaft verstand, mit den Menschen umzugehen, hatte auch ihn so behandelt, daß er sich ganz heimisch bei ihr und verlassen fühlte, als sie nicht mehr da war. Und kurz, eines Tages brach er seine Cur ab mit dem Vorsatze, entweder später wiederzukommen, wenn Sommerhitze und Menschenmenge nachgelassen hätten; oder das Mineralwasser von Ems in Rüdesheim zu trinken; denn nach Rüdesheim stand nun einmal sein Sinn.

Er hatte es so eingerichtet, daß er spät Abends in Rüdesheim eintraf. Kaum angelangt, ging er rasch dem Schlößchen zu. Das heißt, er schlug den Weg dahin ein; aber dem Schweizerhause ging er zu! Vielleicht spielte diese anmuthige Doralice wieder die Sonate pathétique. Durch die kleine Eisengitterthüre trat er in den Hof, ging unbemerkt an dem stillen, dunkeln Schlößchen vorüber und betrat die englische Anlage. Durch deren Gebüsch aber blitzten Lichter, die nicht den umherfliegenden Leuchtkäfern angehörten, und verschiedene Stimmen ließen sich hören. Conrad stand still, lauschte, bog einige Zweige seitwärts; richtig! Die ganze Familie saß um einen runden Tisch, auf dem Lampen und Arbeitskörbe standen, unter der Baumgruppe neben dem Hause. Zur Seite stand ein Theetisch. Diese Familienversammlung auf dieser Stelle berührte Conrad fast abstoßend. In seiner Vorstellung war Doralice immer allein. Es kam ihm so gewiß alltäglich vor, daß sie da zwischen all den Uebrigen am Tische saß und Tapisserie nähte; und vollends der Mann neben ihr mit seiner affrösen Cigarre! Conrad hatte Lust umzukehren: so wenig entsprach dies Bild seiner Erwartung. Aber wer war der Mann? Doralice, Frau von Derthal, Celestine kannte er; Eulalie und Fräulein Crescenze errieth er nach dem, was er von ihnen gehört hatte; allein von Lord Henry's Ankunft wußte er nichts. Conrad bog aus der englischen Anlage in die Lindenallee ein, deren tiefer Schatten ihn

in Dunkel hüllte, und die ihn zur Linken des Rasenplatzes mit dem Rosenbeet und der Catalpengruppe in die Nähe der Gesellschaft führte. Am Ende der Allee befand sich eine Veranda, die während der heißesten Stunden des Tages den Aufenthalt im Freien unter dem dichten grünen Laubdach der uralten Linden behaglich machte. Da setzte sich Conrad nieder und blickte aus der nächtlichen Finsterniß, die ihn umgab, in die lichte Region hinüber, deren Mittelpunkt Doralice war. Sie saß so, daß er ihr gerade in's Antlitz schauen konnte, in dies wunderbare Antlitz, das zugleich so schön und so interessant war. Eines oder das andere ist schon anziehend genug; aber die Schönheit der Form, belebt durch einen so geist- und seelenvollen Ausdruck, wie er auf ihrer Stirn, um ihren Mund, in ihrem Auge, ihrem Lächeln, ihrem Schweigen, in der feinen Beweglichkeit ihrer Mienen sich kund gab: das war etwas ganz Außergewöhnliches. Und sprach sie, so wurde sie noch schöner, was auch keineswegs immer der Fall ist. Nicht selten macht die Regelmäßigkeit und Harmonie der Züge die Schönheit eines Angesichtes aus; dann tritt durch die Bewegung des Sprechens leicht eine Störung in dieselben; oder der Klang der Stimme ist nicht in Harmonie mit den schönen Zügen; aber Doralice besaß auch den wohlthuenden Zauber eines ungemein melodischen Organes, und wenn sie zu sprechen anhub, dachte Conrad unwillkürlich an Göthe's

„Fischer“: Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm, da war's um ihn geschehen! — — Was sie sprach verstand er nicht, es war durchaus nicht seine Absicht, etwas zu erlauschen; darum hörte er nicht hin. Auch sprach man durcheinander, wie das geht im ungenirten Familienkreise.

Doralice stand auf und ging an den Theetisch. Die Luft des schwülen Abends war so still, daß die kleine Spiritusflamme ungestört unter der Theemaschine brannte. Lord Henry war gewöhnt an die späten Stunden seiner Heimath und hätte gern bis Mitternacht Thee getrunken. Doralice brachte ihm eine Tasse. In ihrem weißen Linonkleide mit lichtblauen Schleifen, mit ihrem schwebenden Schritt glitt sie wie eine Elfe unter den Bäumen hin. Conrad dachte unwillig bei sich selbst: Welch ein Bär .... der sich von dieser Elfenkönigin bedienen läßt! das ist wahrhaftig eine Scene aus dem Sommernachtstraum.

Inzwischen bat Lord Henry Doralice etwas zu singen. Sie sang häufig mit Eulalie kleine zweistimmige Lieder, ganz einfach, glockenrein, ohne Begleitung; sie hatte eine herrliche Altstimme, durch welche ein gewisser tragischer Ton ging.

„Was sollen wir singen?“ fragte sie.

„O pescator dell' onda,“ entgegnete Lord Henry.

Doralice und Eulalie standen auf, traten tiefer in den Hintergrund der Catalpagruppe zurück; Doralice

sang den Accord der Tonart, und dann huben sie an: „O pescator dell' onda" lieblich in die nächtliche Stille hinein zu singen.

„Was nun, Mama?" rief Eulalie, als sie zu Ende waren.

„Dormez, mes très-chers amours," sagte Frau von Derthal. Sie sangen die kleine Romanze.

Dann fragte Eulalie:

„Nun, Celestine, welch ein schwärmerisches Liebeslied möchtest Du hören."

„Da stand ich am Brünneli," erwiederte Celestine.

„Ach, Du willst Dich wohl freuen, daß Du nicht am Brünneli stehst und nicht traurig bist?" rief Eulalie.

„Ja," sagte sie. „Wenn ich recht froh bin, höre ich gern etwas Melancholisches."

„O, dann singt doch lieber: In questa tomba oscura," sagte Fräulein Crescenze.

„Nein," rief Celestine, „das ist zu viel der Melancholie! dagegen reicht mein Frohsinn nicht aus."

Die Schwestern sangen das Lied, das sie gewünscht hatte.

„Aber nun: In questa tomba," sagte Lord Henry bittend; „ich kenne es nicht."

„Das ist Dein Fach allein, Doralice," sagte Eulalie, indem sie sich wieder zu der Gesellschaft setzte und Doralice hub an mit ihrer klagend vibrirenden Stimme

Beethovens Lied: „In questa tomba oscura lascià mi riposar.“

Conrad hatte bisher theilnehmend und beifällig zugehört. Die Stimmen waren so rein und melodisch, und daß sie so unbefangen und kindlich immer das sangen, was man ihnen zurief, und daß diese schöne Doralice so einfach war, es rührte ihn, es machte ihn heimisch zwischen diesen Menschen. Doch kaum hörte er die ersten Töne des Beethoven'schen Liedes, so wurde die ganze Scenerie gleichsam gehoben, und wie aus einer anderen Welt, aus der Schattenwelt Elysiums, sang eine Geisterstimme: In questa tomba oscura lascià mi riposar. Ach, seufzte er, das ist die Vervollständigung der Sonate pathétique! Wie seltsam doch, daß Beethovens Genie mir einen Blick in i h r Inneres eröffnet. Auf diesem Boden und keinem anderen möchte ich ihr immer begegnen .... nicht in der Alltagswelt. Schrecklich, wenn sie wäre wie alle Welt! — Er hätte weinen mögen, ob über diese Vorstellung, ob über das letzte „Ingrata!“ das Doralice so eben sang: er wußte es nicht. Lord Henry's Stimme schüttelte ihn wach aus seinen Träumereien.

„Genug! genug! genug! Doralice, schweigen Sie doch mit Ihrem furchtbaren „Ingrata,“ das durch Mark und Bein geht. Während Sie sangen, mußte ich immerfort heimlich denken: Gottlob, daß dies Ingrata, welches Beethoven irgend einem treulosen Her-

zen zuruft, sich nicht in ein Ingrato verwandelt und mir gilt."

„Am Ende hat mein melancholisches Lied Sie noch hochmüthig gemacht, armer Henry!" sagte Doralice scherzend. „So darf ich Sie nicht entlassen, und darum will ich zuletzt ein Liedchen singen, das Sie auf andere Gedanken bringt."

Sie sang das kleine bekannte Abendlied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh." Eulalie stimmte ein. Fräulein Crescenze ließ ihre Arbeit sinken. Celestine faltete unwillkürlich die Hände. Lord Henry fühlte sich ganz friedlich gestimmt. Frau von Derthal vergaß für ein Paar Augenblicke ihre Pläne. Conrad aber drückte sein Gesicht in seine Hände, um vor sich selbst die Thränen zu verbergen, die ihm heiß und schwer in die Augen traten. Ah, sie ist fromm, sprach er zu sich selbst; sollte sie deshalb so idealisch aussehen? — —

Doralice sagte inzwischen zu ihrer Gesellschaft: „Wollen wir vielleicht die Sonne hier aufgehen sehen?"

„Mit Freuden!" rief Lord Henry.

„Mit nichten!" sagte Frau von Derthal.

„Wenn wir heute noch schlafen wollen, müssen wir auseinander gehen," sagte Doralice; „es ist bald Mitternacht."

„Sein Sie doch nicht so pedantisch, immer nicht nur die Uhr im Kopfe zu haben, sondern sich auch von ihr

abhängig zu machen!" rief Lord Henry unmuthig, als die Damen aufbrachen. „In dieser furchtbar heißen Zeit ist es viel angenehmer, die Nacht zu durchwachen und am Tage zu schlafen."

„Und was wird aus der heiligen Messe? was aus den Kindern? was aus jeder vernünftigen Beschäftigung?" fragte Doralice.

„Ihre Pedanterie besteht ja eben darin, daß Sie an das Alles denken!" rief er. „Sie haben keine Spur von Genialität!"

„Nein, lieber Henry, keine Spur," sagte sie gleichmüthig.

„Also eine recht confuse Tagesordnung ist genialisch!" rief Eulalie. „Das will ich mir merken! Da kommt man zum Genie .... man weiß nicht wie! Ah, ich dichte schon! hörten Sie meine poetische Improvisation, Henry? mein Genie entfaltet seine Schwingen und morgen stehe ich um zehn Uhr auf."

„Sie sind ein naseweises Persönchen," sagte Henry halb lachend; Frau von Derthal setzte entschuldigend hinzu:

„Sie ist jung und munter, lieber Henry, und kennt das Leben nur von seiner heiteren Seite."

Man nahm Abschied von Doralice, aber sie faßte die Tante unter den Arm und ging mit. Ihr Diener trug ein Windlicht voran, denn in den schmalen Gängen der englischen Anlage war es sehr dunkel. Wird sie

wiederkommen? dachte Conrad. Sie kam wieder. Endlich ist sie allein! frohlockte er, als sie langsam in ihrem schimmernden Kleide aus den Gebüschen hervortrat und auf die Catalpen zuging; was wird sie nun thun? — Ihm war zu Muthe, als müßten außergewöhnliche Dinge geschehen. Statt dessen that Doralice die allergewöhnlichsten. Sie schloß ihr Theekästchen zu; sie packte ihre Arbeit in einen Korb; sie räumte einige Bücher, Journale und Zeitungen zusammen, die auf dem Tische lagen. Weil sie das Alles aber mit der ihr eigenthümlichen leichten und sanften Grazie der Bewegungen that, so sah er ihr doch mit gespannter Aufmerksamkeit zu, obschon es ihm vorkam, als brauche eine Elfenkönigin eben nicht ihr Theekästchen zu verschließen. Plötzlich, als sie mit all diesen Dingen fertig war, ging sie geradesweges auf ihn zu. Er war starr vor Schreck. Was sollte er sagen? womit sich entschuldigen? wie würde sie es aufnehmen? — All diese Aengste waren unnöthig. Doralice hatte ihn nicht entdeckt; sie blieb vor einem Beet voll Nachtviolen stehen, das zwischen den Catalpen und der Lindenallee lag, bog sich zu der seltsamen Blume nieder, die ihre Wohlgerüche nur unter dem Schleier der Nacht aushaucht, faßte einige Büschel zusammen und drückte ihr Gesicht hinein, als wolle sie den süßen Arom einathmen, und ging dann zurück und in's Haus. Der Diener hatte inzwischen den Theetisch abgeräumt, alle Sachen fortgetragen; jetzt

verschwand auch er mit der letzten Lampe. Conrad war in tiefer dunkler Mitternacht allein in dem fremden Garten. Das war ihm gerade recht. Er wartete in der Veranda bis in dem Schweizerhäuschen jeder Schritt verhallt, jedes Licht erloschen war; dann trat er hervor, pflückte einige Nachtviolen und setzte sich unter die Catalpen. Der unaussprechliche, geheimnißvolle Zauber der Nacht umfing ihn. O dieser Zauber! da ist die Stille nicht todt und das Schweigen nicht stumm und das Dunkel nicht finster, wenn die Sommernacht mit ihren großen, schwarzen Flügeln über die träumende Natur schwebt! da wird etwas Unirdisches in der schweren Erdenwelt wach! Sie dient dem Tage, die Erdenwelt, seinen Geschäften, seiner Arbeit, seiner Betriebsamkeit; er gibt ihr sein Licht und seinen glänzenden Schmuck; dadurch strahlt sie in bunter Schönheit und in tausend lieblichen und herrlichen Gebilden auf, und das gefällt den Menschen! sie regen und bewegen sich im Glanze des Tages wie die Ephemere im Sonnenstrahle tanzt; sie vergessen darüber, daß auch sie nur etwas größere Ephemeren sind, und suchen aus der Erdenwelt ihr Eigenthum, ihren Besitz zu machen. Aber dann kommt die Nacht und rückt Alles wieder in die wahre Ordnung und erlöst die Erdenwelt von dem Joche, das der Mensch auf sie wälzt. Hat sie am Tage dem Geschöpf gedient, so darf sie jetzt dem Schöpfer huldigen durch die wunderbare mystische

Poesie, welche die ganze Natur aushaucht. Wie sie dahin wallen im feierlichen Reigen, die schimmernden Gestirne, diese unermeßlichen Welten, welche bald wie kalte Diamanten aussehen, die uns nichts angehen, und bald wie Freundesaugen, die mit uns lächeln und mit uns weinen!

Welch ein Flüstern geht durch den Wald und welch ein Rauschen kommt von den Bergen und wie wogt der Strom und das Meer und das kleinste Bächlein tiefer bewegt auf, als wollten sie alle ein wunderbares Geheimniß kund thun. Und der Arom, der von jeder Blume, aus jedem Blüthenkelch, die der Nachtthau erfrischt und die Nachtluft abkühlt, in Wellen von Wohlgeruch aufsteigt, ist er der Athemzug einer Naturseele? Und der leise Schauer, der zuweilen so plötzlich, so seltsam eintritt, und herab vom höchsten Wipfel des Baumes bis zum kleinsten Grashalm hernieder fährt, so daß ein leises Zittern sie überrieselt, woher kommt er, was ist er? ist er ein Seufzer nach Erlösung? regen sich gefangene Geister, um ihre Fesseln abzuschütteln? — Alles ist Räthsel, ist Geheimniß, ist die Schattenseite einer Schönheit, deren Lichtseite der Tag der Ewigkeit entschleiern wird. Die Tage der Zeit beleuchten nur das Materielle, die Formen, die Erscheinung dieser Schönheit. Und zwischen diesen Räthseln von Welten und Sonnensystemen steht der Mensch, ein Atom, aber räthselhafter als sie alle, und sinnt ihnen nach, und seine Seele stimmt in

den stummen Wechselgesang von feierlicher Majestät und von klagender Sehnsucht ein, welche den Grundton in dieser Hymne der Nacht angeben, denn in seiner Seele ringt ein Sohn des Staubes mit einem Kinde der Ewigkeit.

Wie gefangen von diesem Zauberbann saß Conrad regungslos unter den Catalpen. Die Sterne flimmerten, die Leuchtkäfer schwirrten, die Nachtviolen dufteten, der Röhrbrunnen rieselte, stoßweise säuselte das Laub. Es war ihm zu Sinn, als thauten Ströme von Frieden auf ihn herab und als könne sein unruhiges Herz zur Ruhe kommen. Unruhig war es; aber nicht aus Leichtsinn, nicht durch jenes flatterhafte Streben, welches sich den Aeußerlichkeiten des Lebens zuwendet; nicht durch Thorheit oder Selbstsucht. Conrads Herz war unruhig, weil es leer war; und es war leer, weil es Gott nicht hatte. Er war eine edle Natur, er hatte schöne Gaben, vortreffliche Eigenschaften; aber ein innerer Wirbelwind störte die Entwickelung seines Characters. Soll das Schiff sicher die Wellen des Oceans durchschneiden, so muß es nicht bloß gut gebaut und ausgerüstet sein, es muß auch seinen Compaß und seinen Ballast haben: sonst wird es ein Spiel der Fluthen und der Stürme. Die Menschenseele braucht auf dem Meer des Lebens auch ihren Compaß — den Glauben der Offenbarung; auch ihren Ballast — das heilige Kreuz. Damit und nur damit gelangt sie zu ihrem Ziel und erreicht sie ihre Bestimmung. So ist sie nun einmal beschaffen

gemäß dem göttlichen Gesetz, das der Grund ihres Seins ist. Wie es für die Erde ohne Sonne keinen Tag geben würde, und wenn man Millionen von Fackeln und Kerzen anzündete: so bleibt die Seele in der Dämmerung, wenn die Centralsonne ihrer Welt, der göttliche Glaube, ihr nicht aufgegangen ist.

Conrads Eltern waren vortreffliche Menschen; der Vater Rationalist, die Mutter gläubige Protestantin. Des Vaters höchste Autorität war die Vernunft, und die höchste Autorität der Mutter war die heilige Schrift, so gedeutet, wie ihr Religionslehrer, der später die Pfarrstelle auf dem Gute ihres Mannes erhielt, sie gedeutet hatte. Daß sich Beide in der Gefangenschaft einer menschlichen Autorität befanden und in letzter Instanz an einen Menschen glaubten, er an sich selbst und sie an den Lehrer ihrer Jugend: das sahen sie nicht ein, denn sie dachten nie darüber nach. Sie waren eingewiegt in ihren Gewohnheitsglauben. Frau von Friedingen hielt sich für lutherisch; Herr von Friedingen hielt sich für erhaben über alle Religionsformen. Er lebte für seine Familie, für die Interessen seines Landes, für seine Geschäfte, thätig, rechtschaffen, umsichtig innerhalb seines Horizontes; aber dieser Horizont war eng, und ging nicht über die Grenzen der Erde und die praktische kühle Verständigkeit hinaus. Frau von Friedingen war eine zarte, schüchterne, liebenswürdige Seele, die von der nüchternen Richtung ihres Mannes

häufig unsanft berührt wurde, und deshalb nur um so mehr die kühle Atmosphäre, in der sie lebte, mit ihrem innigen Herzen zu erwärmen suchte. Sie glaubte fest, daß Christus der Erlöser sei, und durch seinen Tod genug gethan habe für die Sünden der ganzen Welt; und damit war sie vollkommen beruhigt. Nur für ihren Mann, der nicht ihren Glauben theilte, stand sie zuweilen bittere Aengste aus, ob er nicht der Verdammung anheim fallen müsse. Sie tröstete sich dann immer wieder damit, daß er ja so gut sei, und daß seine Wiedergeburt noch erfolgen könne, und im Uebrigen verließ sie sich auf die Barmherzigkeit Gottes. In ihre stillen, wohlgeordneten Verhältnisse, in ihr gleichförmiges, behagliches Landleben traten keine heftige Störungen hinein. Kleine Erschütterungen, die Sorgen der Mutter, der Hausfrau, die Theilnahme am Schicksal der Verwandten, der Freunde, der Untergebenen zogen bald vorüber. Den großen Schmerz bei dem Tode ihrer einzigen Tochter nahm sie mit frommer Ergebung hin. Ihr Mann schätzte sie viel zu hoch, um sie in ihrer religiösen Richtung zu verletzen. Nur durfte sie nie versuchen, ihn in dieselbe hineinlenken zu wollen; dann wies er sie mit dem Lächeln der Ueberlegenheit ab und blieb einige Tage verstimmt. Sie ließ bald diese Versuche fallen, denn sie war eine passive Natur. Ihren Söhnen aber suchte sie ihren Glauben einzuflößen, und sorgte auch dafür, daß ein Hofmeister in's Haus käme,

der gläubig sei. Das war er denn freilich; ja er war übergläubig, er glaubte an seine eigenen Dogmen. Aus dem Studium der heiligen Schrift hatte sich ihm die Ansicht herausgestellt: Wer Einmal, und sei es auch nur auf einen Augenblick, mit dem Glauben den Erlösungstod Christi ergriffen habe, dem sei das ewige Leben gewiß, wenn er auch später diesen Glauben aufgeben und verlieren sollte. Frau von Friedingen fand dies Dogma etwas bedenklich, ja widersinnig. Gerettet zu werden durch den Glauben, den man aufgegeben und verloren hat, das ging über ihre Gläubigkeit hinaus; denn es stand ja geschrieben: „Wer nicht glaubt, soll verdammt werden.“ Sie war gern bereit, von diesem Urtheilsspruch an die Barmherzigkeit Gottes zu appelliren; aber das Dogma ihres Hofmeisters konnte sie nicht annehmen. Er hingegen behauptete: Wie durch den Ungehorsam Adams die Erbsünde auf alle Menschen übergehe, so durch den Gehorsam Christi die Rechtfertigung auf Alle, die einmal in den Glaubensverband eingetreten waren. Und diese kühne Behauptung unterstützte er mit abgerissenen Sätzen aus den Briefen des heiligen Apostel Paulus, die er gemäß seiner Ansicht deutete. Frau von Friedingen hätte die Sache gern auf sich beruhen lassen; allein er war rechthaberisch, wie die Irrlehre immer ist, und wollte sie durchaus für sein Dogma gewinnen; auch suchte er es vor allen übrigen Lehren des Christenthums seinen beiden Zöglingen ein=

zuprägen, und so kam es denn manchmal zu kleinen Fehden, die so lebhaft wurden, als sie durch die milde Frau von Friedingen werden konnten, und die für Conrad nicht ganz verborgen blieben. Er hatte den liebenswürdigen, wohlwollenden Character seiner Mutter geerbt; aber die Richtung seines Vaters war ebenfalls in ihm, wie in jedem Adamskind vertreten, und hörte er, daß Mutter und Erzieher, die er beide zärtlich liebte, sich nicht über den streitigen Punkt vereinigen konnten, so ging er zum Vater, dessen Einsicht er auf's Höchste verehrte und fragte ihn, was denn die Vernunft zu den verschiedenen Glaubensartikeln sage und weshalb über diese eine Meinungsverschiedenheit herrsche. Herr von Friedingen freute sich unbeschreiblich über die frühe, ernste Reife seines ältesten Sohnes und sagte:

„Das darf Dich nicht wundern, lieber Conrad. Ein berühmter protestantischer Theolog [1]) hat gesagt: „„Die Glaubenslehren, in welchen die verschiedenen protestantischen Confessionen übereinstimmen, will ich auf den Nagel meines Daumens schreiben."" Das heißt mit anderen Worten: Es gibt keine Uebereinstimmung zwischen ihnen und deshalb darf man auch nie bei ihnen nach der absoluten Wahrheit forschen. Die ewige Vernunft, die sich bei der Gesammtmenschheit im großen Ganzen trotz Irr- und Abwege kund gibt: das ist die Wahrheit, mein

---

1) Pastor Harms in Kiel.

Sohn! Sie lehrt uns, daß es edler sei, die Leidenschaften zu beherrschen, als ihnen nachzugeben; fremdes Glück zu begründen, als das eigene zu suchen; die Leiden und Freuden, die uns begegnen, nicht zu hoch anzuschlagen, und das Rechte zu thun ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel. Dies lehren uns die Weltweisen aller Zeiten. Das Christenthum war eine Phase der Weltgeschichte. Es hat in einer rohen, wilden, grobsinnlichen Zeit das Gemüth in der Menschheit entwickelt. Das war sehr schön und ganz nothwendig. Nun aber ist das geschehen, es hat seine eigentliche Aufgabe vollbracht und die Vernunft tritt wieder in ihr Recht ein, die Menschheit zu ihrer höchsten Entwickelung zu führen. Gefühlsmenschen, zu denen Deine gute Mutter und Herr Jx gehören, behalten aber immer eine Vorliebe für das Christenthum, dessen Lehren mehr dem Gemüth zusagen und sich ihm anpassen, als die Lehren der Vernunft."

So sprach Herr von Friedingen zu seinem zehnjährigen Sohne. Des katholischen Glaubens erwähnte er aus dem höchst einfachen Grunde nicht, weil er kaum eine Ahnung von dessen Existenz hatte. Unter diesen widersprechenden Einflüssen wuchs Conrad auf. Die zarte unschuldige Kinderseele, die für die christliche Glaubenslehre die willige Empfänglichkeit der Blumenknospe hat, welche sich unter dem Strahl der Sonne entfaltet und mit Farben und Wohlgerüchen fröhlich aufblüht, wurde verwirrt und zerzaust. Je nachdem

sich Conrad eben gestimmt fühlte, neigte er sich bald den Ansichten des Vaters, bald der Ueberzeugung der Mutter zu. Beide Eltern schmeichelten sich, ihrem Conrad die Grundlage für seine Lebensrichtung eingesenkt zu haben; als ob es möglich wäre, daß subjective Ueberzeugungen, die nicht vollkommen in der ewigen Wahrheit begründet und in Uebereinstimmung mit ihr sind, je eine unerschütterliche Basis abgeben könnten! Als ob es möglich wäre, daß irgend eine Confession, die nur gelehrt und nicht gelebt wird, nachhaltigen Einfluß auf das Leben gewinnen könnte, da sie demselben fremd geblieben — wie die exotische Pflanze im Glashaus der äußern Luft — und seinen Stürmen nicht gewachsen ist. Rufen Leidenschaften einen Conflict zwischen Leben und Lehre hervor, so erliegt sie fast ohne Schwertstreich, weil höchstens das Gedächtniß, doch nicht das Herz, etwas von ihr weiß. Aber der Menschengeist, wenn er nur einigermaßen in seiner ursprünglichen Richtung bleibt, nur nicht ganz durch Sünde und Leidenschaft getrübt und verzerrt wird, hat ein so starkes Bewußtsein, für die Erkenntniß der ewigen Wahrheit geschaffen zu sein und durch sie zu innerer Befriedigung zu gelangen, daß er, wenn er sie nicht besitzt, entweder in beständiger Unruhe bleibt, oder sich schlafen legt im Gewohnheitsgeleise seiner Verhältnisse. Conrad ließ sich nicht einschläfern; er blieb in der Unruhe. Als Kind, und an der Seite der Mutter, die immer und

unter allen Umständen einen überwiegenden Einfluß auf das Gemüth des Kindes hat, neigte er sich ihrer Frömmigkeit zu und lernte manches Lied aus dem Gesangbuch auswendig, das sie hoch schätzte. Als heranwachsender Knabe verließ er das Elternhaus, um auf einem Gymnasium seine Studien zu beginnen. Da wollte er denn, nach Knabenart, überaus männlich sein und beileibe nichts zu thun haben mit weibischer Empfindsamkeit. Da huldigte er der Vernunft und allen Lehren, die sie gab und die sein Vater ihm eifrig und kräftig in's Gedächtniß prägte. Träg sein, nichts lernen, die Zeit vergeuden, dumme Streiche machen, das war wider die Vernunft. Die Mitschüler überflügeln, alle Schulprüfungen gut bestehen, glänzende Zeugnisse erhalten, dem Vater Ehre, der Mutter Freude machen, das war vernunftgemäß; dazu hatte man seine Fähigkeiten, seinen Verstand, seine Talente. Und Conrad war so glücklich und so gut begabt, daß er in dieser Zeit den Erwartungen seines Vaters gerade so entsprach, wie in seiner Kindheit den Hoffnungen seiner Mutter. Aber er reifte aus dem Knaben in den Jüngling hinein; er bezog die Universitäten und ging von der Schulbank in die academischen Hörsäle über. Näher trat ihm das, was die Welt „das Leben" nennt, was aber eigentlich das Böse im Leben genannt werden sollte. Er hörte Syrenenstimmen und er vernahm in den dunkelsten Abgründen seines Herzens ihr trauriges Echo. Als ein Menschen-

wesen, dem nun einmal die Schwäche des Staubes anklebt, trug ja auch er in sich den Keim zu aller menschlichen Verderbniß, und er schauderte noch mehr vor dem zurück, was er in sich, als was er außer sich wahrnahm. Das Edle in seiner Natur ertrug keine Art von Gemeinheit, die sich so leicht in das ungebundene burschikose Treiben deutscher Studenten mischt. Tollheiten machte er wohl mit; Gemeinheiten nie. Ausgelassen lustig konnte er zuweilen sein; ausgelassen roh nie. Er schloß sich nicht gerade aus von der allgemeinen Strömung; aber von ihr hinreißen ließ er sich nie. Das erste Semester abgerechnet, wo wohl noch nie ein deutscher Student studirt hat, studirte er eifrig. Die Unruhe in ihm suchte Nahrung. Er glaubte, daß sie aus einem Durst nach Wissen entspringe, und er warf sich mit Fleiß und Beharrlichkeit auf die Studien. Sie gaben ihm zwar keinesweges das, was er gehofft hatte, aber doch den großen Vortheil, daß er aus Mangel an Zeit und an Theilnahme von tausend Verkehrtheiten und von noch schlimmeren Dingen unberührt blieb. Aber glücklich fühlte er sich nicht. Er fand das Leben nüchtern und platt ohne ein Ziel, das der Begeisterung, nach welcher ein junges unverdorbenes Herz sich sehnt, würdig wäre. Er fand die Fachstudien zwar nützlich, aber trocken, nur ein Alltagsbrod für den Geist. Er fand, daß die philosophischen Studien ihr Interesse hatten, weil die Philosophie Fragen zu lösen sucht, die für den denkenden Men-

schen wichtig sind, Fragen über den Urgrund, den Zusammenhang, die Erscheinung der Dinge. Aber sie erfüllt nur den einen Theil ihrer Bestrebungen: sie sucht; — sie löst nicht. Mit großer Aufmerksamkeit und angestrengter Spannung folgte Conrad der Entwickelung jedes philosophischen Systems, und so lange er damit beschäftigt und unter dem Einflusse des Scharfsinns, der Feinheit, der Logik war, womit der eine oder andere Meister sein System dargelegt und ausgesponnen hat, wähnte Conrad immer, auf dem letzten Blatte werde er das letzte Wort finden, das magische Wort, das ihn zu einem Hellseher in die Weltordnung und in Zeit und Ewigkeit hinein machen werde. Es geschah aber immer das Gegentheil. Selbst dann, wenn Conrad's Verstand gewonnen und zu dem Bekenntniß gedrängt war, der Menschengeist habe den Gegenstand erschöpft, gerade dann fand ein Etwas in ihm, daß nun das eigentliche Problem erst recht beginne, denn durch den Abschluß, gleichviel welcher Art er sei, ob negirend, ob zweifelnd, ob affirmirend, bekam das System immer ein einseitiges Gepräge. Der denkende Kopf, der es erfand, hatte sich selbst und seinen Ideengang an den hohen Fragen entwickelt; aber das letzte Wort über ihr innerstes Sein hatte er mit nichten gesagt. Und wenn eine solche Intelligenz das nicht konnte — ja, wer vermochte es denn? Oder gab es überhaupt kein letztes Wort für die Räthsel, die Widersprüche, die Geheim-

nisse, die Ahnungen, die sich wie unermeßliche Abgründe im Menschen und um ihn aufthun? Aber wenn die ganze übersinnliche Welt ihm verschlossen bleiben sollte, warum denn dies Verlangen nach ihr? warum dieser ewig ungestillte tantalische Durst? oder auch — warum dann nicht lieber leben für die Welt der Sinnlichkeit, und von und mit dem, was sie bietet? Es gingen ihm furchtbare, namenlose Stürme durch die Seele. Einzelne Aeußerungen blitzten wie Wetterleuchten in seinen Briefen an die Eltern auf. Der Vater schrieb ihm zurück:

„Lieber Conrad, bist Du ein Träumer geworden oder hast Du Dich verliebt? Keines von Beiden wäre vernünftig" — und nun bewies er ihm des Breiteren, daß der vernünftige Mensch auch vernünftig handeln müsse. Frau von Friedingen ermahnte ihren Sohn sehr liebevoll, sein ganzes Vertrauen auf den treuen Gott zu setzen, fleißig das Wort Gottes predigen zu hören und in der Bibel zu lesen; von dem Allen werde er großen Segen haben.

Conrad sprach traurig zu sich selbst, nachdem er die Briefe gelesen hatte: Hätten sie mir nur auch geschrieben, wie man's macht, um immer vernünftig zu bleiben und um das ganze Vertrauen auf Gott zu setzen! — Er versuchte dem Rath der Mutter zu folgen, der ihm practisch schien: er ging in eine Predigt. Der Prediger bewies mit ungemeiner Beredtsamkeit, daß der Glaube

an den Teufel ein Aberglaube sei. Conrad fand dies Thema absurd, ging von dannen und besuchte keine Predigt mehr. Sein bester Freund in dieser Gewitterzeit seiner Jugend war sein Flügel. Er hatte ein ganz seltenes musikalisches Talent und, was nicht immer mit dem Talent verbunden ist, eine wahre Leidenschaft für Musik. Sie war so groß, daß keine andere dagegen aufkommen konnte. Er hatte einmal angefangen, sich für ein hübsches junges Mädchen zu interessiren. Da wurde sie aufgefordert in einer Gesellschaft, wo auch er sich befand, zu singen. Sie that es ängstlich. Ihr geringes Talent sank durch ihre Verlegenheit unter Null. Conrad griff nach seinem Hute und entfloh aus dem Saale beschämt, gedemüthigt, entzaubert, und nie sprach er wieder mit ihr! Ihm war am wohlsten an seinem Flügel. Bis in die Nacht hinein spielte er Kammer-, Kirchen-, Opernmusik, dazwischen freie Phantasien und eigene Compositionen.

So ging das letzte Semester seiner Studienzeit zu Ende und er schickte sich eben zur Reise in die Heimath an; da erhielt er ein Telegramm von seiner Mutter mit der Aufforderung, seine Ankunft zu beschleunigen. Er fand zu Hause seinen Vater vom Schlage gelähmt, im höchsten Stadium des Schwachsinnes, hülfsbedürftiger als das Kind in der Wiege. Herr von Friedingen war kaum fünfzig Jahre alt, ein schöner kräftiger Mann. Aber all' seine Kraft und Schönheit schwand unter dem

lähmenden Druck des Blödsinns. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf Conrad, seinen Vater, dem die Vernunft das Höchste gewesen war, vernunftberaubt zu finden. Da er nach des Vaters Tode dessen Haupterbe war und er ihn jetzt gewissermaßen als todt betrachten mußte, so nahm Conrad sogleich die Stellung als Haupt der Familie ein und alle Geschäfte auf sich. Er hatte viel zu thun, um sich in sie hinein zu arbeiten, umsomehr, als er keinen Geschmack an der Verwaltung weder des Grundbesitzes, noch des Vermögens fand; allein die Umstände machten ihm eine Pflicht daraus, die er bereitwillig erfüllte. Als sein armer Vater nach zwei Jahren eines stumpfen Vegetirens in's Grab sank, war Conrad vierundzwanzig Jahre alt und Besitzer eines großen Vermögens. Gegen das Ende des Trauerjahres machte Conrad eine Reise durch halb Europa. Während der Zeit dachte seine Mutter daran, eine passende Frau für ihn zu suchen. Das war aber etwas äußerst Schwieriges, denn sie wußte und er hatte dessen kein Hehl, daß er ein Ideal in sich trage, welches kaum zu verwirklichen sein werde; denn Conrad begehrte — eine Erlöserin. Irgend etwas hienieden mußte doch den Hunger des Herzens stillen, der ihn verzehrte; und was konnte das sein, als die Liebe! All' das Wissen, all' die Studien, all' die practische Thätigkeit, all' die Pflichterfüllung, all' die weltlichen Interessen für Land und Leute, und wenn sie noch so sehr seine Zeit, seine

Gedanken in Anspruch nahmen und ihn vom Morgen bis zum Abend beschäftigten, ach! es war ja immer nur ein halbes Leben. Das Alles, sprach Conrad zu sich selbst, ist die Atmosphäre des vernünftigen Menschen; aber der idealische Mensch kommt in ihr an Lebensluft zu kurz, und ich habe nun einmal beide Richtungen. Darum muß die Liebe den Durst des idealischen Menschen befriedigen.

Solche und ähnliche Blitze der ewigen Wahrheit flogen ihm oft durch den Sinn. Aber er konnte sie nicht in ihrer richtigen Bedeutung fassen, weil er der ewigen Wahrheit den Rücken zukehrte. Es gibt allerdings eine Liebe, welche die Lebensluft des übernatürlichen Menschen ist. Doch von einem solchen hatte der arme Conrad nie gehört; seine Ahnung von ihm nannte er den idealischen Menschen und diesem gedachte er durch ein weibliches Wesen die Fülle des Glückes, unverlierbare Befriedigung, zu gewähren. Armer Conrad! Geistvoll wie Hypatia, zärtlich wie Heloise, himmlischgesinnt wie Beatrice: so mußte sie sein — mindestens! Aber wo war sie? — in seiner Nachbarschaft, Verwandtschaft und Freundschaft war sie nun einmal nicht! Nach dem Tode des Vaters hatte er seiner Mutter versprochen, er wolle, nachdem er seine große Reise gemacht habe, daran denken, ihr eine Tochter zuzuführen. Um diese Gedanken in ihm wach zu halten, machte sie in ihrem Kopfe eine ganze Liste von jungen charmanten Mädchen, unter

denen er wählen könne, und bei seiner Heimkehr legte sie ihm dieselbe vor und bat ihn innig, sein häusliches Glück zu begründen. Conrad gab ihr zärtlich zur Antwort, sie sei die Herrin seines Hauses und mache ihm sein häusliches Leben so angenehm, wie er es von keinem dieser charmanten Mädchen erwarten dürfe. Mit dieser Antwort war die gute Mutter nur halb zufrieden und sie begann zu fürchten, Conrad wolle ihr eine fremdländische Schwiegertochter, eine Süddeutsche, eine Engländerin oder Schottin zuführen, die nicht in die Verhältnisse gepaßt hätte. Doch Conrad war gereist, um den großen Welttumult in Augenschein zu nehmen, der ja, wie die Rede geht, wesentlich zur Bildung eines jungen Mannes beitragen soll; und keineswegs, um eine Frau zu suchen. Ueberdas wollte er das Ideal seines Herzens gar nicht suchen! er wollte es finden. In der Ferne und Fremde fand er es nicht. Ob jetzt vielleicht in der Nähe und in der Heimath? —

Es begann eine peinliche Zeit für Conrad. Er war reich, von vortrefflichem Character, sehr wohlerzogen, sehr gebildet, sehr angenehm. Er hatte Grünau, so hieß das Gut, auf dem er lebte, äußerst geschmackvoll und behaglich und auf dem besten Fuße eingerichtet, den Park erweitert, eine Orangerie angelegt, süperbe Pferde gekauft. Wer war nun die Glückliche, die er in dies irdische Paradies einführen werde? — so fragten heimlich in grenzenloser Spannung alle Mütter zwanzig

Meilen in der Runde, die erwachsene Töchter hatten, und diese Frage sprach sich unwillkührlich in ihrem Benehmen aus, wenn er bei ihnen erschien. Das veranlaßte ihn, eine sehr gemessene Haltung zu beobachten und jeden Schritt, jedes Wort zu berechnen. Da sich alle holsteinischen Adelsfamilien von der Wiege an kennen, miteinander verwandt sind, wenn nicht von den Großeltern, so doch gewiß von den Urgroßeltern her, und überdas verschwistert und verschwägert sind, da sie dieselben Interessen haben, dasselbe Leben führen, sich immer wiedersehen und zusammenfinden, so erschien Conrad's außerordentliche Zurückhaltung allerdings etwas steif und befremdend; und die Mütter kamen zu dem Urtheil, er sei ein deliciöser junger Mann, der Conrad Friedingen, aber ein Sonderling. Die Herren fanden weder das eine noch das andere. Mit ihnen war er, sprach er, benahm er sich munter und unbefangen, war ein guter Reiter, ein trefflicher Schütz, ein ausgezeichneter Billard- und Whistspieler, dabei voll Eifer für die Landwirthschaft, voll Feuer für Holstein's gefährdete Landesrechte. Endlich waren die Diners in Grünau ganz excellent, und wenn dies auch als das Verdienst der Frau von Friedingen zu betrachten war: so wetteiferten doch Conrad's Cigarren an Vortrefflichkeit mit seinen Diners. Es war immer feinste Havanna, ungemischt mit Ambalema, noch weniger mit Cuba oder gar Domingo. Kurz, die Männer fanden, er sei ein

angenehmer, umgänglicher Mensch, und man solle ihn doch nicht torquiren; er werde ja schon mit der Zeit heirathen! die Manie der Damen, ihn in den Ehestand hineintreiben zu wollen, scheuche ihn zurück. Conrad's Mutter fragte sorgenvoll:

„Conrad, was fehlt Dir?"

„Nichts, liebe Mutter," antwortete er freundlich; „mir fehlt gar nichts! .... ich habe nur nichts! .... Ich will einmal nach Norwegen auf den Seehundsfang gehen."

Er ging nach Norwegen. Als er nach einigen Wochen heimkehrte, machte er einen Besuch in einem Hause, mit dem er verwandt und sehr befreundet war, und wo man sehr seine Verbindung mit der ältesten Tochter wünschte, die auf der Liste seiner Mutter obenan stand. Aber Conrad dachte nicht an sie und war recht froh, zu hören, daß sie mit ihrer Mutter ausgefahren und Niemand zu Hause sei als der Vater und die jüngste Tochter, ein Kind. Diese empfing ihn äußerst unbefangen und er bemerkte zu seiner größten Ueberraschung, daß ein bildhübsches junges Mädchen vor ihm stehe.

„Adelaïde, wie bist Du groß geworden!" rief er.

„Ja," sagte sie, „ich bin schon einen Strich größer als Selma. Hast Du recht viele Wallfische gefangen?" setzte sie hinzu.

Er erklärte ihr, daß Wallfisch und Seehund nicht dasselbe sei. Sie erwiederte:

„Nun ja, ich meinte irgend ein wildes Seethier."

„Du faßt die Naturgeschichte in großartigen Umrissen auf!" rief er lachend.

Sie sah ihn mit ihren großen Kinderaugen treuherzig an und sagte weder verlegen noch empfindlich:

„Du solltest mir lieber etwas vorspielen, statt mich auszulachen, Conrad."

„Ich lache Dich nicht aus; ich freue mich über Dich," entgegnete er liebreich und setzte sich an den Flügel.

Adelaïde setzte sich ihm gegenüber und hörte andächtig zu. Gleich darauf kam ihr Vater, den man aus seinen neuen Anlagen im Park abgerufen hatte. Nun überließ sie diesem Conrad's Unterhaltung und ging von dannen. Dies entzückte Conrad. An dies gleichgültige kindliche unbefangene Benehmen war er nicht gewöhnt. Er kam einige Mal wieder. Immer war Adelaïde von derselben Unbefangenheit, und immer bemerkte er bei Selma einen Anflug von Verlegenheit. Eines Abends kam er nach Grünau zurück und sagte seiner Mutter, seine Wahl sei getroffen, aber er wisse nicht, ob Adelaïde ihm geneigt sei. Sie rief erstaunt:

„Adelaïde! das Kind!"

„Ja, gerade deshalb! frisch vom Himmel herunter kommt solche Kinderseele," entgegnete Conrad.

Die Sache machte sich leicht, obschon Niemand mehr darob staunte, als Adelaïde selbst. Conrad war also

verlobt und Frau von Friedingen drängte ihn, die Braut bald heimzuführen, damit er nicht den Winter einsam mit ihr auf Grünau verlebe, denn sie fühlte sich leidend, ihre Brust war angegriffen; aber sie verbarg es, um Conrad nicht zu beunruhigen. Ihm selbst war beklommen zu Muthe. Er mußte sich eingestehen, daß er bei seiner Wahl unbesonnen zu Werk gegangen sei. Die erblühende Schönheit und kindliche Unbefangenheit Adelaïdens hatten ihn gewonnen. Genügte ihm aber das für sein Lebensglück? verwirklichte sie denn den leisesten Zug seines Ideals? fand er in ihr die Höhen des Geistes, die Tiefen des Gemüthes, den Zauber der Seele, wovon er für seine Hypatia-Heloise-Beatrice träumte? O nein, nein und abermals nein! Sie blieb nicht einmal in ihrer kindlichen Unbefangenheit. Wie konnte sie das? sie war ja kein Kind mehr; Braut war sie und mit jungfräulicher Schüchternheit stand sie ihm gegenüber. Zum Unglück mischte sich eine gewisse Furcht vor Conrad in diese Schüchternheit und machte sie blöde, ja linkisch. Er imponirte ihr ungeheuer. Sie hatte seit Jahren diesen Conrad Friedingen dermaßen loben hören, daß sie ganz verblüfft von der Ehre war, seine Frau werden zu sollen. Sie getraute sich nicht mehr, so unbefangen mit ihm zu plaudern wie damals, als sie Seehund und Wallfisch ohne Umstände verwechselte. Den Uebergang vom Kinde zur Jungfrau, der immer etwas Unbeholfenes mit sich bringt, machte Adelaïde

als Braut durch. Das verstand Conrad nicht; sie erschien ihm etwas einfältig. Sie war es nicht: die Einfältigen sind selten schüchtern! sie war aber unentwickelt. Hätte er sie wirklich geliebt, so würde ihm wahrscheinlich diese Morgendämmerung eines Herzens, dem er das Licht und die Sonne der Liebe brachte, sehr gefallen haben. Aber er liebte sie nicht: das wurde ihm klar, je öfter er sie sah, je mehr er an sie dachte. Was konnte dies Kind ihm sein? was konnte er ihr sein? — Nichts! gar nichts! Er gerieth zuweilen in stille Verzweiflung, daß er sich von einem angenehmen Eindruck so gründlich habe überrumpeln lassen, er, der sich Jahre lang in den Schranken der höchsten Behutsamkeit gehalten! Aber es war zu spät, ein Rücktritt unmöglich. Er wendete die Augen von seinem Herzen ab und den Außendingen zu. Er richtete Adelaidens Zimmer auf's Eleganteste ein; er überhäufte sie mit Geschenken; er traf Anordnungen zu ihrer feierlichen Heimführung; aber immer schwerer wurde sein Herz und immer bleicher sein Antlitz. Frau von Friedingen zitterte für ihn; in ihrer Familie war die Brustkrankheit zu Hause. Doch konnte sie eigentliche Symptome des gefürchteten Uebels nicht an ihm entdecken.

Nur acht Tage lagen noch zwischen dem Augenblick, der Conrad und Adelaïde verbinden sollte. Es war im Januar. Unter dem hartblauen Himmel und über die blendende Schneedecke fegte der furchtbare Ostwind

hin, schneidend wie ein blankes Schwert. Conrads Schlitten flog dahin und mit hellem Schellengeläute fuhr er bei seinen Schwiegereltern vor. Es war die erste gute Schlittenbahn des Winters. Selma und Adelaïde standen im Fenster und in Beiden erwachte der Wunsch, er möge sie etwas fahren. Conrad war gern dazu bereit, und rieth ihnen nur, sich gehörig warm zu kleiden. Sie verhüllten sich in Pelze und die Fahrt ging glücklich von statten. Adelaïde war ungewöhnlich munter, lachte und plauderte mit Conrad und Selma und nach einer Stunde kehrten sie von der Spazierfahrt zurück. Am Abend desselben Tages klagte Adelaïde schon über Beschwerden beim Athmen; in der Nacht kamen heftige Brust- und Seitenstiche dazu; und als der Arzt am Morgen erschien, war die Lungenentzündung bereits lebensgefährlich. Es geschah Alles, um sie zu retten. Vergebens! Adelaïde starb nach achtundvierzigstündigen schweren Leiden. Am Neujahrstage war sie sechszehn Jahre geworden. Conrad war außer sich. Er betrachtete sich als ihr unfreiwilliger Mörder, und ihn überfiel ein Grauen vor sich selbst, daß er sich trotz dem heimlich eingestehen mußte, er sei glückselig über seine wiedererlangte Freiheit. Von allen Ehestandsgedanken war er jetzt auf tausend Meilen hinweggeschleudert. Er grämte sich furchtbar über die Nichtigkeit des Lebens, dessen geringste Nichtigkeit der Tod offenbart; über die schauerliche Comödie, die das Men-

schenherz bald für sich selbst und bald für die Welt spielt; über die innere Lüge, die den Schmerz schminkt, die Freude verfälscht, Leid und Lust vergiftet; über das schattenhafte Dasein, ohne Kern, ohne Kraft, ohne Richtung, ein buntbemaltes Gespenst, das weder Farbe noch Stich hielt. Frau von Friedingen wähnte, seine Trauer gelte Adelaïden und seinem Verlust.

„Ergib Dich in Gottes Willen," sagte sie mit ihrer gewohnten Milde, „und denke, daß Adelaïde bei unserem lieben Herrn in der ewigen Seligkeit ist."

„Ich hoffe es!" antwortete Conrad, um doch etwas zu sagen.

„Also hoffst Du doch auf ein ewiges Leben, welches das theuere Blut unseres Herrn uns erworben hat!" rief sie erfreut.

„Aus Instinct hoffe ich auf etwas Ewiges; nicht aus Ueberzeugung," erwiederte Conrad. „Der Instinct des Lebens sträubt sich gegen die Vernichtung; aber wie das ewige Leben beschaffen ist, ob die Seelen wandern von Stern zu Stern, ob die Materie in einem beständigen Wechsel der Stoffe sich verjüngt, ob der Geist in eine unfaßbare Verbindung mit höheren Intelligenzen tritt, wer gibt darüber Aufschluß?"

„Der Glaube," sagte sie sanft und fest.

„Dein Glaube gibt ihn Dir," entgegnete Conrad auch sanft und fest. „Aber wer bürgt mir für seine objective Wahrheit?"

„Die Bibel, mein Sohn, die das Wort Gottes ist.“

„Aber wer bürgt mir dafür, daß sie das ächte, reine, wahre, unverfälschte, ja überhaupt das Wort Gottes, wie Du es nennst, wirklich sei?“

„Die christliche Kirche, mein Sohn.“

„Und welche Kirche verstehst Du darunter?“

„Nun die, welche Christus als den Erlöser bekennt,“ sagte Frau von Friedingen.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Conrad liebevoll, „Du weißt ebenso gut, als ich, welche widersprechende und entgegengesetzte Lehren, trotz jenes Bekenntnisses, sich geltend machen, den Glauben in Anspruch nehmen, und alle — christliche Kirche sein wollen; aber über ihren subjectiven Glauben, der doch auch nur eine ganz willkürliche Ueberzeugung ist, kommt keine hinaus. Darum hat keine die ewige Wahrheit, keine darf sich mir darbieten, als eine unwandelbare, allgemeine, objective Glaubensnorm und keine kann mir etwas Zuverlässigeres über die Ewigkeit sagen, als ich mir selbst auch ungefähr sagen könnte. Deshalb bleibe ich dabei: der Mensch verabscheut instinctmäßig seine Vernichtung: darum hofft er. „„Der Rest ist Schweigen,““ sagt Hamlet.“

Frau von Friedingen schwieg auch; aber sie dachte unwillkürlich, daß das Dogma des Herrn X über die Rechtfertigung durch den Glauben, den man verloren habe, recht tröstlich sei, und ihr schien, als mache das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und die Mutter-

liebe ihr eine Pflicht daraus, diese Ansicht, die ja auch einige Bibelstellen für sich anführen, nicht so unbedingt zu verwerfen, wie ehedem. Sie wollte eben über Conrads Seelenzustand einen Trost haben! dies war einer. Vielleicht hatte Herr Jx einen ähnlichen bedurft. So entstehen Irrlehren, so finden sie Anhänger, wenn man sich mit seinem religiösen Leben nur auf dem schwankenden Boden der Subjectivität hält.

Frau von Friedingens Brustleiden trat mehr und mehr zu Tage. Conrad hoffte die Entwickelung desselben aufzuhalten, wenn sogleich die wirksamsten Mittel angewendet würden. Er begleitete sie nach Salzbrunn und von dort nach Meran. Aber keine Brunnen- und keine Traubencur vermochte dem Uebel Einhalt zu thun. Da riethen die Aerzte, den Winter jenseits der Alpen zuzubringen; Meran sei nicht südlich genug. Je kränker Frau von Friedingen wurde, desto mehr zählte sie auf ihre Genesung in Nizza. Conrad ging mit ihr nach Nizza. Dort erholte sie sich dem Anschein nach; die feine, reine Luft war ein Tropfen Oel für die sinkende Flamme ihres Lebens. Es loderte noch einmal auf und sie kehrte mit der guten Jahreszeit nach Grünau zurück. Aber im Herbst starb sie, geduldig, mild, vertrauensvoll, wie sie gelebt hatte, sanft ergeben in den Willen Gottes.

Conrad war nun allein. Freilich hatte er seinen Bruder, allein er stand zu Roderich mehr im Verhältniß eines Vaters und Mentors, als eines Bruders und

Freundes. Das machten nicht die fünf Jahre, die er voraus hatte, sondern die Grundverschiedenheit ihrer Charactere und der daraus entspringenden Neigungen und Richtung. Roderichs ganzes Wesen zerbreitete sich nach Außen und schwamm auf der Oberfläche des Lebens; Conrad sammelte sich nach Innen und strebte der Tiefe zu; aber wie ein Bergmann, der Gold und Diamanten finden möchte und dennoch ohne Grubenlicht in den Schacht hinab steigt.

Dieser schwärmerische Träumer saß unter den Catalpen und ließ im Schatten der Nacht die Schattenbilder seines Lebens an sich vorüberziehen. Wird mir eine Sonne aufgehen? fragte er sich selbst; gibt es überhaupt eine Sonne der Geister? . . . aber eine solche, die nie untergeht! . . . Und wenn sie nie untergeht, bekommt das Leben dann nicht eine gewisse kühle, monotone, graue Färbung, wie die Sommernacht in Tornea, an deren Horizont die Sonne schwebt, doch nur wie eine rothe, glanzlose Kugel! — — Ihn fröstelte. Er stand auf. Der Tag dämmerte. Der erste Anbruch des Morgens hat etwas Kaltes, Stumpfes, Nüchternes; er ist nicht mehr Nacht und noch nicht Tag; er schwankt zwischen beiden, und alles Unentschiedene ist widerwärtig. Conrad schaute sich um; die Gegenstände traten nach und nach in bestimmten Umrissen hervor; hier und da zirpte ein Vögelchen ganz schlaftrunken, als wolle es die Kameraden fragen, ob es Zeit sei zum Erwachen; ein leichter

frischer Wind hub zu wehen an. Sonst war Alles still; im Schweizerhäuschen tiefe Ruhe. Conrad hatte die größte Lust, den Altan zu besteigen und von dort aus in den Sonnenaufgang hinein zu schauen. Zum Glück fiel ihm Cerberus ein, der nicht ermangeln würde Lärm zu machen; und der Gedanke an Cerberus erinnerte ihn daran, daß er den Garten verlassen könne, ohne am Schlößchen vorüber zu gehen. Es war Zeit, denn es wurde hell; so hell, daß Conrad zu seinen Füßen ein kleines himmelblaues Kreuz ersah. Er hob es auf: es war ein Buchzeichen aus Papier geschnitten, fingerlang, und von schöner, klarer, schwungvoller Frauenhand standen die Worte darauf geschrieben: „Non fallit te Deus." Ihm war, als wären sie mit Sonnenstrahlen geschrieben, als brächten sie ihm eine himmlische Verheißung gerade jetzt, nach dieser Nacht, an diesem Morgen. Tochter des Lichtes, was dachtest du dir dabei? fragte er leise; denn er zweifelte nicht, wessen Handschrift dies sei. Er verwahrte seinen Fund in seinem Schreibtäfelchen, ging vorsichtig, um Niemand zu wecken, über den Kiesweg, auf dem jeder Schritt hörbar ist, und stieg über die niedrige, von Weymouthskiefern verdeckte Gartenmauer. Der enge Feldweg, auf dem er sich jetzt befand, führte ihn abwärts auf die Chaussee und diese nach Rüdesheim.

Schach der Königin.

Der Platz unter den Catalpen mußte eine eigenthümliche Anziehungskraft haben: er war nie leer. Jetzt, am hohen heißen Mittag, lag Lord Henry in seiner indischen Hängematte, las Journale und rauchte Cigarren. Auf dem Altan spielten seine Kinder, von der Bonne bewacht, mit zwei zahmen Täubchen und quälten die armen Thiere halb todt mit ihrer Zärtlichkeit. In ihrem Zimmer saß Doralice und nähte emsig grobe Leinwand. Eulalie kam vom Schlößchen her mehr geflogen als gelaufen. Bei der Schwester eintretend, rief sie:

„Doralice! Herr von Friedingen ist da!"

„Welcher?" fragte Doralice gespannt.

„Der ältere," entgegnete Eulalie.

„O lieber Gott!" seufzte Doralice, denn sie dachte an die Sache, die sie bei ihm durchzuführen habe.

„Er sieht leidend aus," fuhr Eulalie fort, „aber gut und freundlich. Er fand uns — Mama, Celestine und

mich — beim Auspacken der Sachen beschäftigt, die gestern für Celestine angekommen sind. Er sagte darüber etwas recht Artiges, ich weiß nicht was! dann allerlei Unterhaltung. Endlich lud ihn Mama zum Essen ein, was er natürlich annahm, und darauf fragte er, ob er Dir seinen Besuch machen dürfe. Ganz gewiß; sagte Mama, und da schlich ich hinaus, um ihn Dir vorläufig zu melden."

Der eintretende Diener meldete jetzt in aller Form den Herrn von Friedingen; Doralice schickte ein Stoßgebetchen zum Himmel und Conrad trat ein. Sie wechselten die üblichen Redensarten, diesen Schematismus der Langweile, und sprachen dann von Ems und vom Rheingau und vom Siebengebirg und von diesem und jenem. Aber Conrad langweilte sich gar nicht: er sah zum ersten Mal Doralice in der Nähe und hörte ihre liebliche Stimme, die zu ihm sprach; und dazwischen betrachtete er ganz genau das Zimmer und dessen Einrichtung, welches ja immer etwas vom Geschmack, von den Neigungen, vom Geist der Bewohner verräth, wenn es nicht ein ganz oberflächliches Gesellschaftszimmer, ein Allerweltssalon ohne Eigenthümlichkeit und ohne Seelengepräge ist. Ihm gefiel dies Zimmer über alle Maßen. Es kam ihm vor wie ein kleines paradiesisches Eiland, das eine Fee um sich her gezaubert hätte. Es hatte vier Fenster; zwei, an der Vorderseite des Hauses, gingen nach Süden; die beiden anderen nach Westen;

aber die geschlossenen Jalousien dämpften diese Masse von Licht. Die Tapeten waren blaßgrün, leicht bestreut mit kleinen bunten Blumen. So waren auch die Vorhänge der Fenster und Thüren, die Möbelbezüge. Die Ecken des Zimmers waren mit Blumenmassen in verschiedener Größe und Zusammenstellung ausgefüllt. Die eine erhob sich pyramidalisch und trug auf ihrer Spitze eine sehr schöne Mutter-Gottes-Statuette von Alabaster; eine andere bildete einen Korb, in dessen Mitte eine große dunkelblaue Glaskugel lag, worin Goldfische schwammen, die Wonne der Kinder! Die dritte Gruppe bestand aus den sogenannten Blattpflanzen, welche durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer grünen Schattirungen so merkwürdig und so beliebt sind. Einfach und graziös, wie sie, stand zwischen ihnen eine Copie der sogenannten „Capitolinischen Tauben": eine Schaale von orientalischem Alabaster, auf deren Rand vier Tauben in zierlichen Stellungen sitzen. An den Wänden hingen nur drei Gemälde, Copien von Meisterhand nach drei Meisterwerken. Die Himmelfahrt Maria aus Venedig von Titian, und die unbefleckte Empfängniß aus Cadix von Murillo, waren im Kleinen ausgeführt; in der Größe des Originals aber Rafaels anmuthige Jugendarbeit, die Madonnina Connestabile aus Perugia. Welch ein feiner Geschmack, welch ein schöner, stiller Geist waltete in dieser Einrichtung! Und vor ihm saß Doralice in ihrem weißen Linonkleide mit

lilafarbenen Bändern und hatte ihren schönen Kopf, den sie ein wenig gesenkt trug, an die aufgestützte Hand gelehnt, und das war die Pilgerin mit der Convolvelranke um den Hut, die Magd der Mägde Christi mit dem baumwollenen Regenschirm, die Sängerin des „Ingrata!" — So gut, so genau kannte er sie! und sie, sie kannte ihn gar nicht! Er wurde ganz zerstreut durch seine Betrachtungen. Plötzlich, als ob seine Zerstreuung ansteckend sei, brach Doralice das Gespräch ab, schwieg einen Augenblick und fragte dann nachsinnend:

„Herr von Friedingen, sind wir uns schon irgendwo in der Welt begegnet?"

„Schon mehrmals, gnädige Gräfin," sagte Conrad höchst erfreut, daß sie seine Gedanken zu errathen schien.

„Da muß ich mich bei Ihnen mit meinem schlechten Gedächtniß entschuldigen .... denn ich weiß durchaus nicht wo," erwiederte sie unbefangen.

„Hier, am Fuße Ihrer Treppe, als Sie mich gegen Ihren furchtbaren Cerberus in Schutz nahmen."

„Ah! waren Sie der neugierige Wanderer, der in fremde Gärten und Häuser eindrang?" rief sie mit einem allerliebsten munteren Lachen. „Nun, Sie sind ohne Zweifel recht froh, daß ich das vergessen habe."

„Nicht doch, gnädige Gräfin!" rief Conrad lebhaft. „Vergessen .... das ist für mich ein entsetzliches Wort, eine entsetzliche Sache. Vergessen sein, vergessen wer-

den, vergessen, hat das Alles nicht einen schauerlichen Beigeschmack von Moder und Staub? Vergessen! . . . gibt es etwas Traurigeres für uns arme Menschen?"

„Gewiß nicht, Herr von Friedingen, wenn Sie eine Sylbe hinzusetzen und sagen: Gott vergessen. Da liegt all unser Elend," erwiederte Doralice.

Er sah sie etwas erstaunt an, dann sagte er nach einer Pause:

„Sie sind sehr unbarmherzig, aus dem verirrten Wanderer einen neugierigen zu machen, gnädige Gräfin. Aber Sie sind es nur in Ihren Worten, denn in der Wirklichkeit führten Sie den Verirrten aus der Wildniß nach Marienthal."

„Aus der Wildniß nach Marienthal!" rief sie überrascht. „Ah! da bin ich eine gute Führerin gewesen, nur leider ohne mein Verdienst."

Conrad erzählte ihr von seinen Niederwalds-Irrwegen.

„Und gerade diese Irrwege brachten Sie zu einem der reizendsten Punkte Rheinauf, Rheinab, und sogar zu einer Stätte, wo die heilige Mutter Gottes so gnädig ist!" sagte Doralice erfreut.

„Demnach könnte man die Irrwege lieben," entgegnete Conrad.

„Nein! das wäre gefährlich!" rief sie; „aber die Hand Gottes preisen, die aus ihnen errettet."

„Diesmal war es aber nicht die Hand Gottes, sondern Sie waren es, gnädige Gräfin," sagte Conrad entschieden.

„Der Mensch ist ja immer nur das Werkzeug, hinter welchem die Hand Gottes sich verbirgt, in kleinen wie in großen Dingen," erwiederte sie gelassen. „Wer weiß, ob das nicht eine ganz himmlische Fügung war! — Das ist gar schön in unseren katholischen Rheingegenden, daß die schönsten Punkte Wallfahrtsorte sind, die gleichsam die Erde für den Himmel in Besitz nehmen und ihre Schönheit heiligen. Hier unser Marienthal; drüben bei Bingen die St. Rochuskapelle; ein Paar Stunden stromab Bornhofen mit der schmerzhaften Gottes-Mutter; dann der Arenberg mit seinem schönen Kreuzweg. Das müssen Sie Alles sehen, wenn Sie länger hier bleiben."

„Den Arenberg kenne ich," erwiederte Conrad. „Die schöne Welt von Ems besucht ihn. Es ist eine sehr originelle und geschmackvolle Anlage; allein sie scheint mir zu elegant, um zur Andacht zu stimmen."

„Es fehlt ihr noch die Weihe des Gebetes," entgegnete Doralice, „und das ist die Sache der Zeit. Stätten, auf denen das Gebet seit Jahrhunderten heimisch ist, haben freilich eine mystische Sprache, die dem christlichen Herzen vertrauter ist. Wenn zehn Generationen dort gebetet und geweint und den Boden geheiligt haben werden, nimmt der Arenberg einen ganz anderen

Character an. Aber ich nannte ihn, weil alle Welt Ihnen rathen würde, ihn zu besuchen und weil er mit einer ganz eigenthümlichen und höchst seltenen Anmuth die Natur zum Rahmen himmlischer Bilder macht."

„Ob das nicht Ihnen abgelauscht ist, gnädige Gräfin? Sehen Sie die Blumengruppe da mit der Marienstatuette — wie sie da steht, die Madonna — gleichsam als die Krone der Schöpfung, zu Füßen die Welt, zu Häupten die Sterne."

Doralice sah mit froher Ueberraschung Conrad an und fragte schüchtern:

„Kennen Sie unseren Mariencultus?"

„Da ich mich ein wenig mit der Kunst und der Kunstgeschichte beschäftigt habe, worin die Madonna eine große Rolle spielt, so ist er mir nicht ganz fremd," erwiederte Conrad.

Doralice hatte freilich eine andere Antwort gewünscht und vielleicht gehofft. Sie entgegnete sanft:

„Ja, die Kunst hat der heiligen Gottes-Mutter viel zu danken. Mit ihr trat das Ideal der heiligen Liebe und der heiligen Schmerzen in die Welt, und die Kunst will oder soll ja eben durch ihre Schöpfungen, die unsere Sinne berühren, unsere Herzen jenem Ideal zuwenden. Das Seelenvolle in der Kunst stammt von der Mutter Gottes."

„In der christlichen Kunst, ja," sagte Conrad; „aber die antike hat auch ihre Seele, auch ihre Psyche, die

sich übt im Lieben und Leiden. Welch ein erhabener Schmerz in der Niobe zwischen ihren dahinsterbenden Kindern, die auch als ein Opfer der Götter fallen."

„Auch?" fragte Doralice erwartungsvoll.

„Wie Christus als ein Opfer der beleidigten Gottheit fällt," setzte Conrad hinzu.

„Doch mit dem Unterschiede," sagte Doralice, „daß in Christus Gott Selbst aus göttlicher Liebe sich opfert, während an den Kindern der Niobe die Götter mit sehr ungöttlichem Haß Rache nehmen."

„Gewiß! die christliche Idee ist von größerer Erhabenheit, gnädige Gräfin. Dennoch gestehe ich, daß mich die Niobe mehr erschüttert, als die berühmtesten Darstellungen der Pietà."

„Vielleicht, Herr von Friedingen, stehen Sie dem Schmerz der Niobe näher, als dem der Mutter Gottes," sagte Doralice traurig lächelnd. „Das Irdische ist uns Allen, der Ordnung der Natur nach, verwandter als das Himmlische."

„Das sagen Sie, gnädige Gräfin!" rief Conrad höchst erstaunt; „und ich .... Sie werden noch trauriger lächeln, aber ich sage es doch! ich möchte eine Verwandtschaft mit dem Himmlischen für mich in Anspruch nehmen."

„O darüber freue ich mich!" sagte Doralice lebhaft; „das sollen, das dürfen wir! das ist ein Zug der Gnade und ein Fingerzeig auf die Erlösung hin. Durch Christus,

den Gottmenschen, und sein heiligstes Sacrament, wird ja der Mensch verwandt mit dem Himmlischen."

Dies verstand Conrad nun wieder gar nicht. Er gründete seine Verwandtschaft mit dem Himmlischen auf seine Empfindungen, seine Sehnsucht, seine unbestimmten Hoffnungen, sein schrankenloses Streben, sein Ungenügen an der Prosa des Lebens; mit einem Wort: auf seine subjective Richtung. Und Doralice sprach davon, wie von etwas Allgemeinem, etwas Gegebenem! Er besann sich auf eine Antwort. Ehe er sie fand, trat Lord Henry ein und Doralice machte Beide mit einander bekannt. Conrad verbeugte sich kühl und Lord Henry steif. Beide faßten sich nichts weniger als wohlwollend in's Auge. Conrad erkannte den Bären, der sich am vorigen Abend von der Elfenkönigin bedienen ließ. Daß er ihr Schwager sei, änderte nichts an der Sache. Lord Henry hatte freilich keinen solchen Vorwurf gegen Conrad auf dem Herzen; allein ihm war zu Sinn, als würde sich des nächsten wohl einer finden. Er reckte seine schöne, sechs Fuß lange Gestalt noch einen Zoll höher auf und richtete dann eine Frage nach seinen Kindern an Doralice, aber auf englisch. Sie antwortete deutsch, da sie nicht wußte, ob Conrad englisch verstehe. Diese Rücksicht für Conrad fand Lord Henry beleidigend für sich. Er ging zu Eulalie, die am anderen Ende des Zimmers, in einem großen Lehnstuhl vergraben, sich mäuschenstill verhalten und nur zugehört hatte, und

fragte sie spöttisch, ob sie auch die englische Sprache vergessen habe. Conrad, der sehr gut englisch verstand, ließ nichts davon laut werden und freute sich heimlich über die unverholene Verstimmung des Bären, um so mehr, als er sich eingestehen mußte, daß dieser Bär mit seinen dunkeln Augen, seinen schwarzen Locken, seinen edeln, bestimmten, angelsächsischen Zügen, und seiner von der Sonne der tropischen Meere broncirten Farbe, eine sehr schöne und gebieterische Erscheinung sei.

Da schlug es zwei Uhr.

„Die Speisestunde meiner Mutter," sagte Doralice zu Conrad.

Sie stand auf, nahm Hut und Handschuhe, rief die Kinder und die ganze Gesellschaft begab sich nach dem Schlößchen, wo Conrad denn auch der Fräulein Crescenze vorgestellt wurde und somit alle Mitglieder der Familie beisammen sah. Sie gefielen ihm auch Alle — die beiden jungen Mädchen, die beiden älteren Damen — von Doralice gar nicht zu reden! sogar die trockene Miß Dundee ließ er gelten, obzwar sie nichts Anderes war, als ein musikalischer Automat. Nur Lord Henry mißfiel ihm ganz außerordentlich. Wie herrisch benahm er sich! wie rechthaberisch sprach er! immer war er der Commodor auf seinem Schiff! und das Alles diesen feinen und anmuthigen Frauen gegenüber! — Conrad hatte nicht ganz Unrecht. So war Lord Henry; so hatte er Fuß gefaßt in der Familie; so hatte man ihn

von Susanna geerbt; so hatte man ihn lieb; und diese Schattenseiten seiner guten Eigenschaften nahm man in den Kauf, wie man das ja bei allen Menschen thun und froh sein muß, wenn diese nicht jene überwiegen. Frau von Derthal war die Liebenswürdigkeit selbst, obgleich ihr während des ganzen Mittagessens ein gewisses Rechenexempel nicht aus dem Kopf kam und doch ungelöst blieb; nämlich: Wäre es nicht vortheilhafter, wenn Lord Henry sich in zweiter Ehe mit Eulalie vermählte? denn die Partie mit Conrad beraubte ja Roderich der Aussicht auf das Majorat oder machte, wenn er es dennoch bekam, Eulalie zur Wittwe. Man mußte sehen, wie die Umstände sich fügten, wohin Eulalie selbst sich neige und nichts übereilen. Eines dieser beiden Männer war ihre Tochter gewiß: das war und blieb der beruhigende Schluß ihres Rechenexempels.

Nach dem Essen setzte sich Conrad an den Flügel. Er hatte in Ems ein höchst mittelmäßiges Instrument gehabt; dieses war ausgezeichnet gut. Conrad tauchte unter in ein Meer von Tönen. Er nahm die Melodien der verschiedenen Lieder auf, welche Doralice und Eulalie Abends zuvor gesungen hatten und schlang sie in freien Phantasien zu einem wunderschönen Ganzen zusammen. Alle horchten hingerissen zu; sogar Miß Dundee nickte einige Mal Beifall. Niemand fand Worte, als die letzten Accorde verhallt waren. Conrad stand auf. Nun kam Leben in die Gesellschaft; der Eine sagte dies

und der Andere das. Doralice sagte nichts. Sie ließ langsam die Hände sinken, die sie vor dem Gesicht gehalten hatte; aber ihre schönen Augen schimmerten von zerdrückten Thränen wie ein Paar traurige Sterne. Das beglückte Conrad. Er bat sie, etwas Vierhändiges mit ihm zu spielen.

„Ein andermal!“ sagte sie. „Wir wollen kein Wasser auf diesen feurigen Wein gießen. Ueberdas klappert mein Schwager mit den Schachfiguren .... und ich pflege mit ihm zu spielen.“

„Ich spiele auch sehr gern Schach!“ rief Conrad.

„So? das ist mir sehr lieb!“ rief sie und dann zu Lord Henry gewendet: „Hier stelle ich Ihnen in Herrn von Friedingen einen Gegner, der Ihrer würdiger sein wird, als ich! Sie werden mit ihm bis auf den letzten Mann spielen können um die Königin.“

Diese Wendung hatte Conrad durchaus nicht erwartet, und ziemlich mißmuthig über seine vorschnelle Aeußerung, die ihn auf Gott weiß wie viel Stunden Lord Henry gegenüber an das Schachbrett fesselte, setzte er sich an die Partie. Lord Henry war ein eminenter Schachspieler und freute sich der Entdeckung, daß Conrad ihm gewachsen sei; denn bei den Damen fürchtete er ein wenig die Verrostung seines Talentes, welches dem ihren weit überlegen war. Conrad nahm sich vor, Lord Henry möglichst rasch matt zu machen, um dadurch für immer von seiner Partie erlöst zu sein. Das ging

aber nicht so schnell. Er mußte sehr aufmerksam sein. Dadurch gewann er Interesse für den Gang der Partie. Beide spielten und spielten, schweigend, aufmerksam gespannt, dritthalb Stunden. Da sagte Lord Henry triumphirend: „Matt!" Conrad hatte die Partie und die Königin verloren.

Die Damen hatten sich mit ihrer Arbeit in die Veranda gesetzt, die sich vor dem Salon befand. Conrad horchte zuweilen, ob sich nicht eine gewisse melodische Stimme vernehmen lasse; hörte sie aber nicht. Er schob es auf den entsetzlichen Lärm, den vier Canarienvögel, zwei Reisvögel, ein grüner und ein grauer Papagei, welche die Veranda bevölkerten, mit ihrem schmetternden Gesang und ihrem gellenden Gekreisch machten. Endlich trat er hinaus. Er fand nur Fräulein Crescenze und die beiden jungen Mädchen. Er ließ sich mit seiner künftigen Schwägerin in ein langes Gespräch ein, mußte sich aber eingestehen, daß kein Abglanz von Doralice an ihr wahrzunehmen sei. Celestine war schon so gewiß weltfertig, hatte ihr kleines Urtheil, ihre kleinen Redensarten, ihre kleinen Ansichten, und überdas ihre kleine Sicherheit in der Art, wie sie sich äußerte. Das war eine ebenso wenig günstige Vorbedeutung für ihre intellectuelle Entwickelung, als es für einen jungen Autor vielversprechend ist, wenn er federfertig ist und mit einiger Gewandtheit Trivialitäten in klingende Phrasen kleidet. Die unreife Frucht und ihre grüne

Schaale gehören zusammen. Mit der inneren Reife und als ihr Anzeichen sollen dann auch mehr und mehr schöne Farben die Frucht schmücken. Eigentlich sprach Conrad nur deshalb so eifrig mit Celestine, um die Zeit, bis Doralice wieder erscheine, anständig hinzubringen. Aber sie kam nicht wieder und er begann sich zu langweilen; denn Fräulein Crescenze hatte sich mit Lord Henry zur Schachpartie gesetzt und Eulalie, die im Familienkreise sehr munter war, war stumm in Gegenwart eines Fremden. Als endlich ein kleiner Wagen mit zwei Ponies in den Hof fuhr, rief Eulalie:

„Da kommt Mama!" und Frau von Derthal stieg aus, trat in die Veranda und sagte:

„Doralice grüßt euch Alle."

Conrad sah sie verstört an. Lord Henry vergaß, daß Fräulein Crescenze ihn mit einem äußerst listigen Zuge bedrohe und rief:

„Wie so? warum?"

„Sie ist eben fortgefahren," erwiederte Frau von Derthal. „Wir hatten ein Paar Besuche in Rüdesheim zu machen und dann begleitete ich sie zum Dampfschiff."

„Schach und matt," sagte Fräulein Crescenze mit ihrer sanften Stimme zu Lord Henry, indem sie ihren listigen Zug glücklich ausführte.

Eulalie brach in ein helles Lachen aus und rief:

„Nun das freut mich, daß Henry einmal matt gemacht ist, liebe Tante! er hielt sich für ganz unüber=

windlich und nun ist er besiegt, und von einer Dame besiegt!"

Eulalie wußte nicht, wie sehr sie Recht hatte; nur war Fräulein Crescenze nicht diese Siegerin. Frau von Derthal wendete sich zu Conrad:

„Der Wagen ist vorgefahren, der Abend schön; möchten Sie vielleicht zum Johannisberg fahren, Herr von Friedingen? . . . . oder wollen wir das auf einen anderen Tag verschieben?"

Conrad bat um das Aufschieben, murmelte etwas von Geschäftsbriefen, die er zu erwarten oder zu schreiben habe, und nahm Abschied, ohne erfahren zu haben, wo Doralice geblieben sei und wann sie heimkehre. Niemand hatte gefragt: also mußten wohl Alle Bescheid wissen; Lord Henry ausgenommen. Letzteres war eine Art von Trost für Conrad. Frau von Derthal bat ihn mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit, sich bei ihr als zu Hause zu betrachten und ungenirt zu kommen und zu gehen; und Conrad zog sich zurück. Er ging aber nicht nach Rüdesheim, sondern nach Mariathal.

„Was ist denn aus Doralice geworden, Mama?" fragte Lord Henry, nachdem Conrad fort war.

„O! o! o! Henry!" rief Eulalie, „Sie haben mir ja tausendmal wiederholt, nur die kleinen Mädchen und die Nachtigallen wären neugierig. Hat irgend eine böse Fee Sie verwandelt?"

„Doralice hat kleine Angelegenheiten zu besorgen,"

erwiederte Frau von Derthal lächelnd. „Sie kommt bald wieder.“

Doralice hatte am Nachmittag ihre Mutter unter den Arm genommen, den Weg zur stillen, schattigen Lindenallee eingeschlagen und dort mit ihr auf und nieder gehend gesagt:

„Liebe Mutter, ich brauche ein Paar einsame, ruhige Tage. Ich gehe noch heute nach Bornhofen.“

„Um's Himmelswillen, bestes Kind, gehe doch jetzt nicht fort!“ rief Frau von Derthal. „Eben ist Herr von Friedingen gekommen, eben sollst Du eine Mission.... eine sehr gottgefällige! vollbringen, eben hoffe ich durch Deine Vermittelung all die kleinen Wölkchen confessioneller Besorgniß, die uns auf dem Herzen liegen, schwinden zu sehen, und Du willst Dich in Deinem Bornhofen begraben?! Nein, süßes Kind, diesen Kummer darfst Du mir nicht machen! Jetzt mußt Du auf dem Platz bleiben. Ich .... wir Alle — brauchen Dich.“

„Ich kann das kaum glauben, liebe Mutter!“ antwortete Doralice; „Du selbst, oder die Tante, Ihr würdet die Sache viel besser, viel vernünftiger betreiben. Mich macht dieser Herr von Friedingen, ich kann Dir nicht sagen, wie melancholisch! Ich möchte so wenig wie möglich mit ihm in Verbindung kommen. Es ist ein Chaos in ihm, eine vollständige Glaubensruine! Christus und die Niobiden stehen bei ihm in derselben Linie. Einem solchen Mann mißtraue ich und vor einem

solchen Seelenzustand graut mir. Wer weiß, welche Erörterungen unser Verlangen nach sich zieht! wer weiß, ob ich der Sophistik falscher Doctrinen gewachsen bin und ob ich philosophische Trugschlüsse widerlegen kann! wer weiß, ob ich mich nicht verwirren lasse, anstatt ihn aufzuklären! Genug .... ich fürchte mich vor meiner Mission, wie Du es nennst, liebe Mutter. Enthebst Du mich derselben, so bleibe ich hier. Wenn aber nicht, so muß ich ein Paar stille Tage haben, um meine Seele zu sammeln, damit sie ohne Schwindel und ohne Grauen in den schauerlichen Abgrund einer Seele schauen könne, die ohne Gott ist."

„Aber, bestes Kind, Du hast ja in der Welt und ihrem Treiben gelebt, und zwischen Massen von Menschen, die nicht anders waren, als dieser arme Friedingen; es sei denn, daß sie weniger Verstand und Talent als er hätten, und Du hast Dir das nie so zu Herzen genommen!"

„Leider nein! ich war damals sehr unwissend, liebe Mutter, und kannte nicht den Werth einer Seele. Ueberdas bin ich nie einem Menschen begegnet, der mit so traurigen Augen in die Wildniß seiner Seele hinein und zugleich über sie hinweg schaute. Es ist kindisch .... aber ich fürchte mich vor ihm."

„Liebe Doralice, dahin kommt man, wenn man sich, wie Du, ganz von der Welt zurückzieht. Du spinnst Dich dermaßen in den Kreis Deiner Familie ein, daß Du

ganz unduldsam gegen fremde Erscheinungen wirst. Wie oft bat ich Dich ein wenig aus Deiner Einsamkeit heraus zu treten! Du wolltest nicht. Du bist aber ganz gewiß zu jung, um Dich gegen eine Welt abzuschließen, in welcher Du auf Andere wirken und zugleich eine heilsame Rückwirkung auf Dich selbst empfangen könntest."

„Nicht ich, liebe Mutter, Gott hat mich mitten in der Welt und in weltlichen Verhältnissen einsam gemacht und hat mein Leben nach Außen hin streng begrenzt. Mein Platz ist nicht in der Gesellschaft, denn jede unbestimmte Stellung in ihr ist für eine junge Person gefährlich."

„Die Deine ist aber sehr bestimmt: Du bist die Gräfin Ghioray."

„Die Gräfin Ghioray steht aber weder als Ehefrau, noch als Wittwe, noch als Unvermählte in der Gesellschaft da: folglich nimmt sie eine schiefe Position ein. Das ist peinlich und macht verlegen; wenigstens mich! Ich bin wie ein Vogel, dem ein Flügel gelähmt ist: ich kann nicht mit den übrigen umher fliegen. Darum habe ich mich in's heimische Nest geflüchtet. Da ist mir wohl. Da bin ich nichts, als für Euch — Doralice; und für Gott — eine Seele. Das ist ein klares Verhältniß und das brauche ich zu meinem Frieden."

„Nun gut, mein bestes Kind! da Dein ganzes Sein und Wesen so klar und friedlich ist: so darfst Du auch weder menschenscheu sein, noch zurückbeben vor dem

Verkehr mit Leuten, welche Deine Klarheit und Deinen Frieden noch nicht gefunden haben, doch vielleicht durch Dich finden können. Habe also die Güte, ruhig bei uns zu bleiben; wir bedürfen Deiner, Du darfst uns jetzt nicht verlassen."

„Liebe Mutter," sagte Doralice beklommen doch fest, „durch Celestinens Verlobung und Henry's Anwesenheit leben wir seit drei Wochen so unruhig, daß ich auf drei ruhige Tage bestehen muß. Bei meiner Rückkehr verspreche ich Dir, sogleich mit Herrn von Friedingen zu reden."

Frau von Derthal mußte sich ergeben. Doralice eilte, sich in einen Reiseanzug von schwarzer Seide zu kleiden. Die Ponies waren inzwischen angespannt; Mutter und Tochter fuhren dahin. Die Schwestern wußten, was diese Abwesenheit zu bedeuten habe: Doralice machte zuweilen diesen Ausflug; nur Lord Henry ahnte ihn nicht. Er wollte es sich nicht merken lassen, wie unbehaglich ihm ihr Verschwinden sei. Doch Schlößchen und Schweizerhaus und Rheingau und Leben und Alles erschien ihm ausgestorben, und am liebsten wäre er ihr nachgesetzt, nur wußte er nicht wohin.

Sie schwamm rheinab auf dem schönen Strom, den die Abendsonne in flüssiges Gold verwandelte. Es war schon spät und das Dampfschiff leer. Ungestört hing sie ihren Gedanken nach und überlegte die Ereignisse des Tages; denn es schien ihr, als habe sich viel ereignet. Für ihre Abgeschiedenheit war es auch viel, denn es

war eine fremde Seele, die sich ihr aufgethan hatte. Frau von Derthal sagte zwar mit Recht, Doralice habe ja früher zwischen Alltagsmenschen, die nichts Höheres kannten und begehrten, als ein Alltagsleben, mitten drin gestanden, und dies Treiben um hohle Freuden, dies Jagen nach leeren Genüssen gesehen und gekannt. Das war richtig. Aber Doralice kannte damals etwas Höheres nicht; sie sehnte sich nur danach. Sie wußte damals noch nicht, wozu der Mensch von Gott das prächtige Geschenk der Seele, der Intelligenz erhalten habe; sie suchte es zu errathen. Sie war damals auch mit ihren eigenen Angelegenheiten, ihren häuslichen Sorgen, ihren Schmerzen allzu beschäftigt, um sich das Thun und Treiben einer Menge, für welche sie keine Sympathie empfand, zu Herzen zu nehmen. Aber seitdem war eine gründliche Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihr Schicksal hatte nach Außen ihr Leben getrübt und verwüstet, nach Innen gelichtet und bereichert. Wenn die Sonne unter unseren Horizont hinabsinkt, geht sie auf in der neuen Welt. So war für Doralice ein freudenreiches Erdendasein untergegangen, aber eine neue Welt, das Reich Gottes, der Gnade und der Seelen hatte sich ihr aufgethan und in das Glaubensleben war sie eingetreten. Sie hatte ihre Schmerzen, sie weinte ihre Thränen, sie kämpfte ihre Fehden, sie litt ihre Entmuthigungen, sie brachte ihre Opfer; aber weil sie das Alles that nicht für einen irdischen Preis, sondern um die Krone des ewigen Lebens

zu erringen, so erschien es ihr gering, auf der Waage des Glaubens gewogen, und mit heiliger Freude ging sie den Weg, den der gottselige Thomas von Kempen „den königlichen Weg des Kreuzes" nennt. Sie wollte ihr Herz bei Gott in Sicherheit bringen, und mit der Energie der reinen Seelen blieb sie unter den Waffen, um es unbesiegt von tausend drohenden Feinden zu bewahren, die bald in schmeichelnder Verkleidung, bald mit rascher Gewaltthat, jetzt aus dem verlockenden Beispiel der Welt, dann aus der unaussprechlichen Hinfälligkeit der eigenen Natur entspringend, sie in ihrem Vorhaben wankend zu machen und von ihrem hohen Ziel abzuwenden suchten. Darum hielt sie sich fern von der Gesellschaft und deren Zerstreuungen, darum unterwarf sie sich einer geregelten Lebensordnung, darum übernahm sie Beschäftigungen, die ihrer natürlichen Neigung nicht im mindesten entsprachen; darum erlaubte sie sich nie eine Klage vor den Menschen, nie eine Frage vor Gott. Die beständige Selbstverläugnung in kleinen und alltäglichen Dingen sollte ihr diese Uebung so geläufig machen, daß auch bei großen Vorkommenheiten die Eigenliebe und der Eigenwille schon in der Wurzel gebrochen wären. Sie wußte, daß hauptsächlich die Treue in kleinen Dingen die Heiligen zu Heiligen gemacht hat.

So hatte Doralice drei Jahre gelebt, ihr Schicksal, als eine heilsame Erziehung für den Himmel, demüthig aus der Hand Gottes angenommen und sich darin

zufrieden gefühlt. Neues, Fremdes, Ungewohntes, sei es in Menschen oder Ereignissen, war ihr nicht begegnet. Auch zu handeln brauchte sie eben nicht; nur zu leiden. „Halcyonische Tage" nannten die Schiffer des Alterthums einige Tage, die mitten in rauher, stürmischer Winterzeit dem Meere frühlingslinde Lüfte und einen silberhellen Spiegel brachten. Sie knüpften diese Erscheinung an die Sage, daß die Götter Mitleid hätten mit dem Halcyon, der sein Nest auf den Wellen baue und ihm ein Paar ruhige Tage schenkten, bis sein Werk vollendet sei. War der Halcyon fertig, so traten die Stürme wieder ein und thaten ihm kein Leid; denn sein Nest war so wundersam gebaut, daß es mit den Wellen sich hob und senkte, stets mit der Oeffnung dem Himmel zugekehrt blieb und auch von den wildesten Wogen nicht in die Tiefe versenkt wurde. Der Mensch hat auch seine „halcyonischen Tage." Gott schenkt sie ihm. Möge er sie benutzen, wie der Sturmvogel, um sein Nest auf dem treulosen Element, über dem drohenden Abgrund, unter den tobenden Wettern des Lebens in wundersamer Sicherheit zu bauen. Sein Nest aber ist der heilige Glaube. Ob für Doralice ihre halcyonischen Tage zu Ende waren? — Sie war traurig; sie dachte an die ungekannte und verkannte Liebe Gottes, die für so viele, viele Seelen ein unentdecktes Land ist; an das mißachtete Blut Jesu im heiligen Sacrament der Taufe, das ihnen ein göttliches Gepräge aufdrückt, welches sie so

bald und so oft mit irdischem Staube beflecken, daß kaum die schwachen Umrisse übrig bleiben. An das mißachtete Blut Jesu im heiligen Sacrament der Buße, das die Verwüstungen der Sünde in namenloser Barmherzigkeit tilgt und — wie auf der Lava des Vesuves Paradiese erblühen — die Gnade da überfließen läßt, wo ein Ausbruch der bösen Natur eine Verheerung stiftete; und woran sie vorübergehen. An das verachtete Blut Jesu im hochheiligen Sacrament des Altars, das in eine süßgeheimnißvolle, aber wirklich lebendige Gemeinschaft mit dem göttlichen, menschgewordenen Erlöser setzt, und den Kindern der Gnade die Anwartschaft auf das Erbe der Glorie gibt, das ihr Gott mit ihnen theilt; und so Viele, so Viele gehen vorüber am Kelch des Heiles und berauschen sich im Becher nichtiger, verächtlicher Freuden oder verschmachten an den Cisternen, an den Teichen, die von irgend einer Menschenhand gegraben sind, denn jene trocknen aus und in diesen sammelt sich Schlamm und Moder an und ekles Gewürm wimmelt darin; und die Seelen kommen um vor Verzweiflung über den ungestillten Durst oder versinken im Morast. An das verachtete Blut Jesu im heiligen Sacrament der Ehe, das zwei Seelen zu einem gemeinsamen übernatürlichen Leben verbindet, welches die Erde mit geheiligten Freuden und den Himmel mit Seelen schmücken soll; und ach! im feigen Taumel niederer Leidenschaft treten sie es mit Füßen und gehen vorüber!

Ach und welche Gestalten, welche Bilder traten in den Rahmen dieser Gedanken hinein! waren es nicht die Nächsten, die Liebsten? waren es nicht Bilder, die sich vor ihren Augen, an ihrer Seite, ja, um ihr Herz herum entwickelten? — Wie lebte Blanca! wie starb Susanna! welche Ehe ging Celestine ein! welche Ehe war sie selbst eingegangen, sie, Doralice, in träumerischem Leichtsinn, ohne Prüfung ihres Berufes, gedankenlos folgend dem allgemeinen jugendlichen Zug, der die Gebilde seiner Phantasie den Erscheinungen der Wirklichkeit unterschiebt! — O ja, sie selbst hielt über sich Gericht und vergaß nie, daß ihre Unbesonnenheit ihrem Mann einen schlimmen Vorschub geleistet und seine unglückliche Absicht sehr erleichtert habe. Sie wußte ja, daß man ihr Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihn vorwarf. Wäre sie demüthig und geduldig gewesen, so hätte sie ausgeharrt in seinem, in ihrem Hause. Da war ihr Platz, war der Posten, den sie als ein guter Soldat hätte vertheidigen sollen bis auf's Blut. Statt dessen war sie im Beginn der Schlacht, um Hülfstruppen zu holen, fahnenflüchtig geworden. Sie wußte wohl, daß dies nicht ihre Absicht gewesen sei; allein ihre Unklugheit hatte diese Anschuldigung nach sich gezogen und willig nahm sie deshalb von Ghioray's Schuld einen Theil für sich und bereute ihn als ihr Vergehen. Ja, sie that es um so mehr, je weniger sie für Ghioray Liebe in sich entdeckte, was ihr aber, als sie ihn verließ,

durchaus nicht klar war. Hätte ich ihn geliebt, sprach sie oft zu sich selbst, o nimmermehr hätte ich ihn freiwillig in einem so gefährlichen Augenblick verlassen! — Und darin hatte sie vollkommen Recht. Sie würde ihn aber damals, auch ohne ihn sehr zu lieben, nicht verlassen haben, wenn sie die klare Erkenntniß ihrer Pflicht gehabt hätte.

So fällt man in Verwirrung, in Thorheit, in Sünde, seufzte Doralice, wenn man dem eigenen schwankenden und blinden Ermessen preisgegeben ist und keine göttlich gegebene Richtschnur besitzt, die unserer Willkür und Leidenschaft entrückt ist. Ich habe es nicht anders gemacht, als meine armen Schwestern; nur waren meine Verhältnisse anders. Unserer Verkehrtheit lag ein und dasselbe Uebel zum Grunde: uns fehlte eine religiöse Erziehung. Es ist nicht genug, so unbestimmt an Gott zu glauben, um die Kämpfe zu bestehen, durch die wir uns für das ewige Leben entwickeln sollen; denn jede menschliche Natur hat ihre Schwäche und diese Schwäche macht so unlustig zum Kampf, daß man sich nach längerem oder kürzerem Widerstand überwinden läßt. Und so bleibt man das Spielzeug elender Leidenschaften, rafft sich aus Stolz wieder auf, um abermals aus Selbstsucht zu fallen. Nur der Katholik, wenn er seines Glaubens lebt, ist durch das Blut Jesu in den heiligen Sacramenten entweder vor dem Fall geschützt, oder nach demselben gekräftigt, um wieder aufzustehen

und ihn künftig zu meiden. O armer Ghioray! armer Henry! armer Friedingen! in welche Lähmung des Herzens, in welchen Strudel des Verstandes, in welche Cataracten der Leidenschaften müssen sie versinken, so lange noch das Leben in ihnen pulsirt, bis der Marasmus der Seele eintritt, der ein Tod ohne Grab ist. Und es ist da, vor ihnen, dies wundervolle Licht des katholischen Glaubens, das, wie der Strahl aus der Sonne, aus dem blutigen Kreuz hervorbricht! Sollten sie daran vorübergehen?! — —

Sie schaute in den Purpur des Abendhimmels, der eine unsäglich zarte, rosige Färbung, wie den Abschiedskuß einer sterbenden Liebe, über die Berge, die Fluren, den Strom und das Sonnengewölk hauchte. Und aus diesen Purpurgluthen, die allmählig in sich selbst verloderten, ging der Abendstern hervor und lächelte mild, wie das Auge eines seligen Geistes, auf die liebliche Erde herab, die mehr und mehr in Dämmerung versank, je heller der Stern erstrahlte. Ja, sagte Doralice halblaut und schaute den Stern an, ja, so ist's: die Gestalt dieser Welt vergeht und zuletzt bleibt die Seele allein mit Gott. Der Gedanke verließ sie nie.

Das Schiff fuhr an den zwei schroffen Felsklippen vorüber, auf deren Spitzen, wie Adlerhorste, die Ruinen der Schlösser Sternberg und Liebenstein schweben und zu deren Füßen die alte Wallfahrtskirche Bornhofen liegt. Und langsamer fuhr es am Ufer entlang, das im tiefen

grünen Schatten seiner Frucht- und Nußbäume zu schlafen schien, bis dahin, wo der Strom sich biegt und ein weites Becken bildet, das die Berge einfassen. Da liegt ein Dorf, da schimmerten Lichter. Ein Nachen ruderte dem Dampfschiff zu. Es hielt einen Augenblick an. Doralice stieg in den Nachen und leise glitt er mit ihr über die dunkle Fluth dem Ufer zu, wo sie in einem kleinen freundlichen Hause ein wohlbekannter, willkommener Gast war.

Zwei Worte.

Lord Henry fand seine Hängematte unbequem, die Catalpen schattenlos, die Cigarren unter aller Kritik, die Zeitungen gespickt mit Enten stupidester Art, seine Kinder verlassen und jeden Tag tausend Stunden lang. Wäre es nicht am klügsten, sich aufzumachen und nach Enisdale-Castle zurückzukehren? oder einen Blick auf die letzten Tage der Londoner Season zu werfen? oder in's schottische Hochland auf die Grouse-Jagd zu gehen? oder nach der Insel Madeira zu reisen und Susannens Andenken in sich aufzufrischen? — Ach, arme Susanna, er hatte dich wohl sehr geliebt! aber es gibt kaum etwas Wechselvolleres und Wandelbareres als die natürliche Liebe eines Menschenherzens, weil das Herz selbst so wandelbar ist. Und gerade wenn es heftiger und heißer Liebe fähig ist, erträgt es die Oede des Verlustes am schwersten und es rankt sich an einen anderen Gegenstand an, weil die Schattenbilder und die Erinnerungen seiner Wärme nicht entsprechen und seinem Bedürfniß nach

lebenvoller Theilnahme nicht genügen. Nur leider ereignet es sich oft, daß dies Ungenügen auch an der Seite eines geliebten Wesens eintritt. Es ist eine Mahnung an die Unvollkommenheit jedes Verhältnisses hienieden, eine Mahnung, freiwillig sich zu beschränken in den Ansprüchen an Erdenglück. Es war aber für Lord Henry nicht an Susannens Seite aufgedämmert. Zu kurz war ihre Ehe; zu groß sein Schmerz, sie dahinsterben zu sehen. So lange er für sie sorgen, handeln, denken, thun konnte, so lange war sein Herz innigst mit ihr beschäftigt, und hätte sie noch lange Jahre gelebt, so würde er in der Thätigkeit seiner Fürsorge und in dem Bewußtsein, ihr unentbehrlich und nothwendig zu sein, Nahrung für sein Herz gefunden haben. Doch Susannens Andenken konnte ihm unmöglich diese Nahrung gewähren .... das war ihm klar; darum ließ er auch die Reise nach der Insel Madeira unberücksichtigt fallen und dachte desto mehr an die Heimkehr nach Enisdale-Castle. Es kam ihm wunderbar anziehend vor, das graue Schloß seiner Väter, wie es so ernst da lag auf den Haidehügeln von Northumberland, und doch so traulich, so heimathlich ihn ansprach. Da war seine frohe, frische Kindheit verflossen; da hatten seine geliebten Eltern ihn mit wachsamer Zärtlichkeit erzogen; da verbrachten sie in der Ausübung aller Pflichten ihr edles Leben; da besuchte er sie zeitweise in seiner späteren Jugend und genoß frohlockend und jauchzend

die Freuden des Vaterhauses; da war das Grab seiner Eltern, da stand die Wiege seiner Kinder; da gaukelte Susannens liebliches Bild durch alle Räume, vom mächtigen Portal bis zu den stolzen Zinnen, vom Altan seines Zimmers bis unter die alten, krausen Eichen des Parkes; da verschwand es in der dunkeln, kalten Gruft. Den Mittelpunkt seines Lebens mit der Quintessenz all seiner Freuden und Schmerzen bildete Enisdale-Castle. Und deshalb wendeten sich auch jetzt seine Gedanken dahin. Es war ja die Heimath seiner Kinder, Old-Englands trauter, vielgeliebter Boden, das Land der Thatkraft, der practischen Thätigkeit, der selbstständigen Entwickelung, der männlichen Charactere, des häuslichen Glückes. Darum wollte Lord Henry zurückkehren; aber — nicht allein! Weshalb ist sie fortgegangen? sprach er zu sich selbst; das zeigt mir, wie unentbehrlich sie mir geworden ist .... sie, die Papistin!! Doch sie wird zu bekehren sein! — — Dagegen regten sich denn freilich tausend Zweifel und wie Nebel im Hochgebirge wallten und wogten ihm die widersprechendsten Gefühle durch die Brust. Nur ein Gedanke stand fest bei ihm, und mit Recht: wird sie Herrin auf Enisdale-Castle, so wird sie auch zu bekehren sein. Ob sie aber geneigt sei, diese Herrin zu werden, das war freilich eine andere Frage! — So träumte sich Lord Henry kühn in die Möglichkeit, die er ersehnte, hinein; aber nur so lange, als Doralice abwesend war. Als sie nach drei

Tagen wiederkam, fiel sein Luftschloß zusammen, doch nicht seine Liebe. Ja, sagte er zu sich selbst, sie ist ein göttliches Geschöpf, hoch, klar, edel, rein, überdas bezaubernd! weshalb sollte ich sie nicht lieben? . . . . ich will sie lieben! von jetzt an will ich es mit vollem Bewußtsein . . . . und was ich will, das habe ich noch immer durchgesetzt und erlangt . . . . und ich will eine zärtliche Mutter für meine Kinder, eine schöne Herrin für Enisdale-Castle . . . . und für mich . . . . Doralice!

Sie hatte keine Ahnung von Lord Henry's Eroberungsplänen. Sie kam wieder mit einem gottgeopferten Herzen. Wie sie durch den Garten ging nach ihrem Hause, an jeder Hand ein Kind, das vor Freuden tanzte und jubelnd die Ereignisse während ihrer Abwesenheit erzählte, daß ein Täubchen von der Katze erwürgt und eine Puppe zerbrochen sei und ähnliche große Begebenheiten mehr — da dachte Lord Henry: Seltsam! ich sehe sie kaum! ich sehe ein großes schwarzes Kleid und einen großen braunen Hut . . . . nichts Schönes, wahrhaftig! . . . . aber eine innere Sonne geht mir auf. Er eilte ihr entgegen und rief, ihre Hand schüttelnd:

„Endlich, endlich, Doralice! Sie verschwinden und erscheinen wie die Feen; aber Ihr Verschwinden lieben wir nicht."

„Nun, da bin ich!" sagte sie freundlich und streichelte den mächtigen Kopf ihres Cerberus, der sich schmeichelnd

an sie drängte und auch seinen Antheil an ihrer Begrüßung haben wollte.

Lord Henry nahm Edwin auf den Arm und sagte, neben ihr zum Hause gehend:

„Finden Sie nicht, daß das Kind ganz blaß aussieht?“

„Ja wohl! aus Gram über meine Abwesenheit!“ rief sie mit fröhlichem Scherz. „Lieber Henry, wenn Sie sentimental werden, so muß ich lachen.“

„Nicht aus Gram! aber er hat sich erkältet und übermüdet. Er war diese letzten Abende immer ganz spät noch zwischen uns und nicht zu bewegen, zu Bett zu gehen.“

„Ich werde ihn wieder in meine Zucht nehmen; doch ich glaube, sie wäre dem Vater nöthiger als dem Sohn,“ entgegnete sie munter und ging in's Haus.

Conrad hatte sich während ihrer Abwesenheit im Schlößchen eingebürgert. Er kam täglich, bald zu der einen, bald zu der anderen Stunde. Auf diese Weise trat er ihr nahe, als Hausgenosse, als Glied der Familie, auch wenn sie nicht da war; und die Kluft des Fremdseins füllte sich zwischen ihnen aus. Er fing an, sich in den Kreis ihres Lebens einzuleben und begrüßte sie bei ihrer Heimkehr wie eine alte Bekannte. Das war ihr lieb. Sie fragte Frau von Derthal, ob vielleicht schon die Sache abgethan sei? Herr von Friedingen sei augenscheinlich viel heiterer gestimmt.

„Das ist er, weil er eine Familie bei uns gefunden hat, süßes Kind. Er entbehrt sie, er ist kränklich und immer allein; wer sollte da nicht melancholisch werden, wenn man, wie er, viel Gemüth hat. Hier geht ihm das Herz auf! .... Ich freue mich sehr, daß er sich uns anschließt. Der Tante geht es ebenso. Sie sagte gestern, er komme ihr vor wie ein Wanderer, der den Weg zur Heimath suche. Doch religiöse Fragen sind gänzlichst unberührt geblieben. Das ist Dein Fach: Du hast es jetzt in Ordnung zu bringen. Von einer Auflösung der Verbindung kann aber nicht mehr die Rede sein; es würde einen ungeheueren Scandal geben und einen solchen, nicht wahr? muß man stets zu vermeiden suchen. Ich hätte früher anders handeln sollen! Leider, ach leider kommt diese Einsicht jetzt zu spät!"

Frau von Derthal seufzte und umarmte Doralice mit einer weichen Zärtlichkeit, als ob sie um Vergebung bitte. Doralice ging am Nachmittag auf Conrad zu. Er saß am Flügel.

„Wollen wir heute etwas Vierhändiges versuchen?" fragte sie. „Es wird Ihnen freilich ein Opfer sein, denn Sie sind Meister und ich bin Schülerin."

„Das ist noch gar nicht erwiesen, gnädigste Gräfin," erwiederte Conrad, stand auf und schob ein zweites Tabouret an den Flügel.

Doralice legte ein Notenheft auf. Es war die F. dur-Symphonie von Beethoven.

„Nicht wahr, Sie lieben ihn?" fragte sie.

„O Gott!" rief Conrad, „Beethoven tröstet mich darüber, daß ich ein Deutscher bin! Die Höhe und Tiefe, die Gluth und Innigkeit, das Weltumfassende, das Himmelstürmende, das Titanische und Seelenvolle des deutschen Geistes tritt in seinem Genie und dessen mannichfaltigen Schöpfungen so zu Tage, wie in keinem anderen Genius. Der Engländer hat Shakspeare, der Italiener Dante, und wenn sich unter dem kunst-, klang- und farbenreichen italienischen Himmel, um und nach diesem Dante, auch ganze Sonnengruppen von Genies bilden: so ist Beethoven allein gleichsam ein Siebengestirn, das in sich Farbe, Form, Ideen, Phantasie, Intelligenz, Harmonie, Leidenschaft in wunderbarer und ganz einziger Verschmelzung umschließt und darstellt, und mich über Vieles tröstet, was uns mangelt."

„Mich erinnert er oft an unsere alten Dome, so tiefsinnig im Gedanken, lieblich und heiter in der Ausschmückung, gewaltig in den Massen, überströmend reich an Phantasie, ist er," sagte Doralice. „Derselbe Schwung der Empfindung, dieselbe Kraft des Ausdruckes! Die gewaltige Steinmasse durchweht eine Harmonie, welche das Ohr des Geistes vernimmt, und aus der gewaltigen Masse der Töne baut sich wie von unsichtbarer Hand ein Dom von Cristall auf."

Sie spielten. Conrad war allerdings der Meister, und er freute sich darüber, denn er konnte nun zuhören,

wie Doralice spiele, konnte ihr Spiel geltend machen, dessen feine Nüancirung hervorheben und ihren seelenvollen, energischen Vortrag unterstützen. Daher ging auch die Symphonie wie aus einem Guß, wie von einer Hand, und der letzte Satz, der schwierige, aber wunderschöne, wo die Melodie umherschwebt, durch alle Tonarten und in allen Modulationen sich Bahn macht, auftaucht, kämpft, und endlich alle Instrumente beherrschend — was freilich auf dem Flügel nur unvollkommen wiedergegeben wird — den Sieg erringt und den Triumph feiert: gerade der Satz gelang am Besten.

Nach dem Schlußaccord ließ Doralice die Hände sinken und sagte tief Athem holend:

„Ich danke Ihnen, Herr von Friedingen, Sie haben mir tüchtig beigestanden in dieser Geisterschlacht."

„Für wen kämpften Sie?" fragte er lächelnd.

„Für die Königin Wahrheit!" rief sie und sah ihn an mit ihren tiefblauen, lichtstrahlenden Augen.

„Wohl Ihnen, wenn Sie ihr huldigen können," entgegnete Conrad halb traurig; „denn Sie wissen so gut wie ich, gnädige Gräfin, daß die Damen verstehen, sehr anmuthig in allen Farben zu schillern und daß die Königin Wahrheit ihr Geschlecht nicht verläugnet."

„Wenn Sie so gering von meiner geliebten, angebeteten Königin denken, werden wir in Fehde gerathen, Herr von Friedingen," sagte Doralice mit großer Anmuth.

„O nein, gnädige Gräfin, das wird nie geschehen; ich bekämpfe nie eine Ueberzeugung.“

„Das würde mir leid thun, Herr von Friedingen, wenn es bei Ihnen aus Gleichgültigkeit gegen jede Ueberzeugung oder aus Mangel an einer eigenen hervorginge,“ antwortete sie sanft.

„Meine Ueberzeugung ist die des alten Montaigne, gnädige Gräfin: „Que sais-je?“ Was weiß ich denn, das unumstößlich, allgemein gültig, erschöpfend für alle Zeiten, alle Richtungen, alle Menschen wäre?“

„Nun, z. B. die zehn Gebote.“

Conrad sah Doralice mit so tiefem Erstaunen an, daß sie schnell hinzusetzte:

„Sind sie nicht unumstößlich? — der Finger Gottes grub sie in den Stein. Sind sie nicht erschöpfend? — sie regeln alle Verhältnisse des Menschen in seiner dreifachen Beziehung: zu Gott, zu sich selbst und zum Nächsten. Und sie sind allgemein gültig, weil der Mensch diese dreifache Beziehung nie verliert, möge er am Nord- oder Südpol, auf dieser oder jener Hemisphäre, vor oder nach tausend Jahren, auf dem Thron der Welt oder in der Hütte des Elends leben.“

„Aber welche Autorität sanctionirt in Ihren Augen diese Gebote, gnädige Gräfin?“

„Die göttliche Offenbarung, Herr von Friedingen.“

„Haben Sie Offenbarungen wie die Velledas, die Druidinnen, die Sybillen der alten Völker?“

„O nein, Herr von Friedingen! auf den schwachen Säulen der Privatoffenbarung beruht die Autorität, die allgemein gültige, nicht. Eine göttliche Anstalt ist mit ihr betraut worden: die christliche Kirche, und ein göttlicher Mund verkündet in ihr für alle Zeiten die eine Offenbarung; nämlich: der heilige Geist durch das Lehramt, das der Gottessohn zu seinem Organ eingesetzt hat mit den Worten, die er zu seinen Aposteln sprach: Wer euch höret, der hört mich."

Conrad dachte unwillkürlich an seine Mutter, die sich auch einmal auf die Autorität der christlichen Kirche berufen wollte, doch keine andere Basis als den subjectiven Glauben für dieselbe fand. Dies klang nun freilich positiv entschieden und zweifellos objectiv! Doch erwiederte er:

„Es hat noch nie ein denkendes und gebildetes Volk gegeben, das nicht einen göttlichen Ursprung für diejenigen Lehren in Anspruch genommen hätte, welche die Basis seiner Gesetze bilden. Propheten, Seher, Weise, Gottgesandte stehen an der Wiege jedes Religionssystems und werden durch dessen Verkündigung und Begründung der Messias ihrer Zeit. Die Uridee dieser verschiedenen Religionen ist immer dieselbe: das Göttliche ist durch eine furchtbare Kluft vom Ungöttlichen geschieden und diese Kluft soll ausgefüllt werden, und zwar durch Opfer. Allein die Ausgestaltung jeder Religion hängt mit der Welt, der Nation, der Zeit, den Bedürfnissen, ja der Natur und dem Clima zusam-

men, wo sie wirken soll. Und das ist auch der Grund, weshalb sie ausartet. Indem sie die Zeit durchdringt, wird sie von der Luft der Zeit angeweht, und da jede Zeit ihre aufsteigende und ihre untergehende Epoche hat, so sinkt die Religion auch mit dem Niedergang der Epoche und ist nicht mehr vermögend, den höheren Ansprüchen zu genügen, welche die Menschheit macht, die, dem Niedergang gegenüber, der aufsteigenden Periode angehört. Dann tritt ein neuer Messias in die Welt und erinnert sie an die Urgesetze und Urideen nach dem Maße der Erkenntniß, das ihm zu Theil ward, und in der Form und in der Richtung, welche der Phase entspricht, die sie in sich auszubilden strebt. Er hat immer zu kämpfen mit dem Vermorschten, dem Veralteten, das Gewohnheit und Herkommen für sich hat; wird häufig zum Martyrer seiner Lehre und ist stets für seine Anhänger ein Ideal, dem sie die höchste, zuweilen göttliche Ehre erweisen. Aber der Göttersohn wie der Gottessohn sinkt im Bewußtsein der Menschheit früher oder später vom Scheitelpunkt unter den Horizont hinab und das Band zerreißt, welches ihn mit ihr verknüpfte! Dies Band heißt — der Glaube."

„Was berechtigt Sie zu dieser Annahme?" fragte Doralice, die ihm aufmerksam zuhörte.

„Die Weltgeschichte mit ihren Erfahrungsresultaten."

„Und was berechtigt Sie dazu, die göttliche Offenbarung den Lehren des Augenblicks gleich zu stellen?"

„Ihr gemeinsames Schicksal, gnädige Gräfin. Das, was Sie vorzugsweise göttliche Offenbarung nennen, ist eine Kundgebung von Urideen, aus denen Urgesetze entspringen, welche der Masse der Menschheit angehören und stets ihre Erklärung, Deutung und Auffrischung fanden. Seit den alten Pelasgiern, die dem „Unbekannten Gott" ehrfurchtsvoll einen Stein als Altar errichteten, seit den uralten Priestern in den Hainen von Dodona, wo die Orakel die Zukunft weissagten, und in den Tempeln von Memphis, wo sie ein ewiges, in himmlischen Triaden waltendes Urwesen, die Unsterblichkeit der Seele, die Fortdauer des Individuums und ein künftiges Gericht lehrten, seit Mithras, der persische Mittler, hingeopfert wurde, um mit seinem Blute die Erde erfrischend und verjüngend zu überrieseln, seit Osiris den Tod fand, um im Himmel als Symbol des guten Prinzips ewig zu walten, seit den ungeheuerlichen indischen Religionssystemen, die sich aber trotz alles bombastischen und phantastischen Schwulstes zu einem einigen Urwesen zuspitzen, sind keine neuen Urideen erfunden. Moses, Christus, Muhamed bewegen sich auf dem bekannten Gebiet, etwas geistiger der eine, etwas sinnlicher der andere, Jeder entsprechend dem Bedürfniß seines Weltalters, Jeder der Gegenstand hoher Verehrung, möge er auf dem Berge Nebo verschwinden oder auf Golgatha gekreuzigt werden oder friedlich in das Paradies des Muselmannes übergehen. Die christliche

Offenbarung hat nichts voraus vor den übrigen. Sie ist vielleicht von einem höheren, edleren Geist gedeutet und erklärt worden: das war denn das persönliche Verdienst Christi, seine reinere Intelligenz, seine größere Opferliebe. Aber von der Wahrheit, der absoluten, und ob überhaupt eine sei, wissen wir jetzt nichts mehr, als die Menschheit vor Christus wußte. In beständigen Evolutionen folgen sich die Weltalter und Jeder nennt das neu, was er erlebt."

„Und Ihr Urwesen sieht diesen Evolutionen zu?" fragte Doralice. Sie war vom Flügel aufgestanden und hatte Conrad gegenüber Platz genommen, um ihn in's Auge zu fassen, während er sprach, und um zu enträthseln, ob das, was er sagte, seine aufrichtige Gesinnung sei, oder ob er die ihre dadurch herausfordern wolle. Doch daran dachte Conrad nicht! er sprach seine Ansicht ruhig wie eine abgemachte Sache aus und sein gewöhnlicher, freundlicher Ernst verließ ihn nicht. Nur trat ein gewisser melancholischer Ausdruck, der wie ein leichter Schatten auf seinen Zügen lag, stärker hervor. Ob der aber mit seiner Seele oder mit seiner Kränklichkeit zusammenhing? — — das überlegte Doralice.

„Ueber mein Urwesen," entgegnete er lächelnd, „kann ich Ihnen keine genügende Auskunft geben, gnädige Gräfin. Que sais-je? .... das ist mein Glaubensbekenntniß. Ich stehe ungefähr auf dem Stand-

punkt der alten Pelasger mit ihrem unbekannten Gott."

„Wissen Sie wohl, was Fr. Schlegel in seiner „Sprache und Weisheit der Indier" von der Philosophie in der indischen Religion sagt?" erwiederte Doralice: „Sie hat das System der Emanationen zur Basis „und den Pantheismus zum Endpunkt. Tiefer aber ist „sie nicht gesunken und nie herabgekommen bis zur dürftigen Philosophie des Zweifels und zur vulgären der „Empirie." Sind Sie nicht schon auf diesen Boden, vom Altar der alten Pelasger mit Ihrem: Que sais-je? hinabgeglitten, Herr von Friedingen? Die Offenbarung scheitert für Sie in der Scylla Ihrer zweifelnden Seele und taucht bruchstückweise aus der Charybdis äußerer Erfahrung für Sie auf."

„Ich will es nicht läugnen, gnädige Gräfin! heutzutage sind wir Alle ein wenig das Opfer der Vernunft, in deren Zeitalter wir leben, wie frühere Jahrhunderte das Opfer des Glaubens oder sonstiger Idole waren."

„O bitte!" rief Doralice lachend, „wickeln Sie sich nicht so majestätisch in Ihren philosophischen Rockelor (um nicht zu sagen Schlafrock) der Vernunft ein, sondern gestehen Sie ehrlich, daß der individuelle Verstand sich anmaßt, Vernunft zu sein, und daß diese Anmaßung seine Nichtigkeit erweist und ihn zu Schanden macht! Bei Ihren individuellen Offenbarungen oder individuellen Religionen zerfällt ja Alles in Atome ohne Zusam-

menhang, ohne Richtung, ohne Ziel; in das Chaos würde ich sagen, wenn der Geist darüber schwebte. Geist aber fehlt, und so muß ich sagen: in grauen Wirrwarr. Kann das die letzte, die höchste Ueberzeugung eines Menschen, einer Intelligenz, eines nach göttlichem Urbild geschaffenen geistigen Wesens sein, dem Erkenntniß und freier Willen verliehen ward; jene: um diese übernatürliche Gleichförmigkeit und die Bedingungen, welche sie nach sich zieht, zu begreifen; dieser: um sie in Leben und Wirken in möglichster Schöne und Vollkommenheit am Abbild hervortreten zu lassen. O Herr von Friedingen! wir sind ja ohnehin schon hinreichend mit dem Staube verwandt! drücken Sie uns doch nicht unnützer Weise noch tiefer in den Staub hinein, indem Sie uns die göttliche Offenbarung, welche der Ausdruck der absoluten Wahrheit ist, nur durch den Hohlspiegel der wechselnden Epochen und ihrer Vertreter zukommen lassen."

„Ich halte den Menschen nicht für so staubverwandt, wie Sie fürchten, gnädige Gräfin! vielleicht sogar weniger als Sie. Ich glaube, daß er ein geistiges, in einen irdischen Körper hineingebanntes Wesen ist, das einer anderen Sphäre angehört und zu ihr zurückstrebt. Dahin weist mich die unüberwindliche Melancholie, die in allen Schmerzen und mehr noch in allen Freuden des Lebens uns überfällt. Sie entspringt aus der entsetzlichen Disharmonie, die durch unser ganzes Dasein

kreischt, durch den Zwiespalt unseres Wesens, dessen Wurzeln sich mit dem irdischen Theil an die Erde klammern, dessen Zweige sich der höheren Sphäre zuzuranken versuchen. Bei dieser gräßlichen Zerrissenheit ist keine Befriedigung möglich, während doch das Verlangen nach Befriedigung wie mit Geierkrallen die Brust zerfleischt. Wenn in einem und demselben Herzen die intensivste Sehnsucht und das intensivste Bewußtsein ihrer Unerfüllbarkeit wie zwei blitzende Schwerter sich kreuzen, so ist das ein Zeichen, daß wir nicht ganz irdischer Natur sind, denn die würde im Staube ihre Befriedigung finden."

„Und welche Nahrung geben Sie Ihrem geistigen Wesen, wenn in dem Wasser des ewigen Lebens Ihnen nicht die Offenbarung göttlicher Liebe und göttlicher Wahrheit zuströmt?" fragte Doralice, beinahe melancholischer als Conrad selbst.

„Ich suche Nahrung in allem Schönen, Edlen, Erhabenen, was die Natur, der Mensch, die Kunst, die Wissenschaft bietet. Ich suche Nahrung in geistiger Beschäftigung, in practischer Thätigkeit, in Erfüllung meiner Pflichten. Eigentlich aber müßte ich sagen: ich suche sie nicht mehr. Ich that's in früheren Jahren, übereifrig, immer in der Hoffnung, irgend einen Born zu entdecken, der den Trunk des Genügens mir spende. Aber ob der überhaupt hienieden und ob er für mich quillt — was weiß ich! Genug, ich suche nicht mehr!

Doch, um Ihnen mein Bekenntniß vollständig abzulegen, muß ich sagen: mir ist zu Sinn, als wartete ich."

„Auf eine Privatoffenbarung, nicht wahr, Herr von Friedingen?" fragte Doralice.

Er sah sie an. Ihr Mund lächelte; ihr Auge schimmerte von den Thränen, die sie nicht weinte.

„Vielleicht, gnädige Gräfin;" sagte Conrad. Es war dies aber nur die eine Hälfte seines Gedankens.

Als ob Doralice die andere Hälfte erriethe und doch nicht errathen wolle, stand sie auf und rief:

„Verzeihung, daß ich zu diesen Discussionen Sie veranlaßte! es soll nicht wieder geschehen. Ich habe ganz andere Dinge mit Ihnen zu besprechen, Herr von Friedingen, und bitte Sie, daß Sie Sich morgen zu mir bemühen. Es betrifft Celestine und ich möchte das gern mit Ihnen allein abmachen."

Conrad verbeugte sich, ahnungslos über das, was Doralice zur Sprache bringen werde, und höchst erfreut, sie in ihrem Hause aufsuchen zu dürfen. Als sich beide dem Kreise der Gesellschaft nahten, fragte Frau von Derthal Conrad:

„Waren Sie schon in Eibingen?"

Er verneinte es.

„Und Sie, lieber Henry?"

„Nein," sagte Lord Henry, etwas verstimmt durch die Beethoven'sche Symphonie, weil sie zu vier Händen

war; „bei dieser formidabeln Hitze muß man sich still verhalten.“

„Thun Sie das!“ sagte Frau von Derthal, immer nachgiebig. „Aber wir sollten doch an Herr von Friedingen die schöne Aussicht und den schönen Altar der heiligen Hildegard zeigen,“ setzte sie hinzu, an ihre Töchter sich wendend.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall; nur Miß Dundee murmelte halb für sich:

«Do not go, Mylord.»

Lord Henry hatte aber nicht die mindeste Lust, mit Miß Dundee das Schlößchen zu hüten. Er fragte, sie, weshalb er nicht mitgehen solle.

„Weil die Hildegard ist eine papistische Heilige,“ sagte Miß Dundee mit ihrem schottischen Accent.

„Ich dachte, Sie wollten sagen eine papistische Hexe liebe Miß,“ sagte Eulalie, die sich nach und nach gewöhnte, Conrad als ein Familienmitglied zu betrachten, und darum ihre Scheu verlor und ihre Munterkeit wiederfand. „Vor der Heiligen wird sich Henry nicht fürchten! die thut Keinem etwas zu Leide .... auch Ihnen nicht.“

„Wer weiß, ob Hexe und Heilige nicht gleichbedeutend vor Gott,“ erwiederte Miß Dundee mit puritanischem Abscheu. „Der Heiland gibt die Rechtfertigung, aber die Heiligkeit nicht.“

„Gibt sie der Satan?“ fragte Conrad, dem die Ver-

treterin des Puritanismus nicht sehr ansprechend erschien.

Lord Henry hatte auch keine andere Sympathie für sie, als daß sie den Katholiken abhold war und zuweilen seine englische Volkshymne begleitete. Kaum sah er aber Conrad im feindlichen Lager, so legte er die Lanze für seine Landsmännin ein und rief:

„Wenn Katholiken für ihren Heiligenkram schwärmen, so hat man Mitleid mit ihnen, weil sie in ihrem Irrwahn aufgewachsen sind. Wie aber Sie denselben in Schutz nehmen können, Sie, Herr von Friedingen, ein Protestant! ... das begreif' ich nicht! das ist die Artigkeit gegen die Damen bis über die Spitze hinaus getrieben!"

„Wer sagt Ihnen, daß ich Protestant bin?" fragte Conrad lächelnd.

„Ah, Sie gehören auch zu den Römischen?" rief Lord Henry bestürzt.

„Auch das nicht, Mylord! ich verabscheue diese Absperrung durch Hecken und Mauern der Dogmen, in anglicanische, evangelische, lutherische und anderweitige Secten, die sich Kirchen nennen; und ich halte mich zu keiner derselben."

„Wo bleibt da der Glaube .... der positive christliche Glaube?" fragte Lord Henry.

„Auf positive Rechtgläubigkeit mache ich keinen Anspruch!" entgegnete Conrad. „Mein Glaube an himm-

lische Dinge, für welche die Dogmen keine Revelation sind, noch sein können, weil sie begrenzen, der Geist aber etwas durchaus Unbegrenzbares ist: mein Glaube bleibt außerhalb jeglicher Kirche."

„In der Luft?" sagte Eulalie ganz leise, während Frau von Derthal ihr einen mißbilligenden Blick zuwarf und Lord Henry ausrief:

„Preisgegeben der Willkühr persönlicher Ansichten, Stimmungen, Leidenschaften!"

„Ich weiß nicht, weshalb die Unterwerfung des Glaubens unter fremde Willkühr vorzuziehen sein sollte;" versetzte Conrad.

„Nennen Sie die Verkündigung des Evangeliums, womit Christus seine Apostel beauftragte, einen Act der Willkühr, Herr von Friedingen?"

„Nennen Sie König Heinrich VIII. einen Apostel Christi, Mylord?"

„Nicht er hat uns das Evangelium gebracht! er hat es nur" .... —

„Verbessert!" warf Conrad ein.

„Nur wieder zur Geltung gebracht, die es unter dem papistischen Regiment verloren hatte," fuhr Lord Henry höchst gleichmüthig fort. „Es mußte aufgeräumt, England mußte vom römischen Joch befreit werden, um seinen politischen und socialen Aufschwung nehmen zu können. Diese Nothwendigkeit traf auf Widerstand. Die Zeit war gewaltthätig, die Charactere waren energisch —

auch in ihren Leidenschaften; der religiöse Streit entflammte alle Köpfe, entzündete alle Parteien. Der Kampf zwischen Sklaverei und Freiheit, zwischen Menschensatzung und Evangelium entbrannte auf's Heftigste. Englands Größe zu wahren und zu mehren, war König Heinrich's Aufgabe. Daraus folgt, daß er alle Bestrebungen, welche direct oder indirect Englands Knechtschaft bezweckten, unterdrücken und ausrotten mußte. Es gab Schaffotte, es gab Scheiterhaufen — ja! Zwei Königinnen, zwei Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, zwölf Herzoge und Grafen, achtundzwanzig Doctoren der Theologie und Jurisprudenz wurden hingerichtet — ja! die Zahl der Edelleute, der Bürger, der Mönche, der Weiber, die ein gleiches Schicksal traf, geht in die Hunderte — ja! Aber die Pariser Bluthochzeit raffte in der Bartholomäusnacht ebensoviel Tausende von Calvinisten hin, ohne die politische Entschuldigung zu haben, daß Frankreichs Größe zu retten sei."

„Sie scheinen nicht wissen zu wollen, Mylord, daß die Calvinisten in Frankreich die Fahne der Rebellion gegen Krone und Monarchie seit einer langen Reihe von Jahren erhoben hatten und die gräßliche Wunde des Bürgerkrieges am Staatskörper offen hielten. Es wird Ihnen jedoch gewiß bekannt sein, daß weder Catharina von Medicis noch König Karl IX. als Reformatoren der katholischen Kirche verehrt werden. Der Nero von England aber, der nicht bloß die Katholiken, die Sie

mit stoischer Ruhe aufzählten — hinwürgte, sondern auch den lutherischen Schulmeister Lambert, wegen abweichender Meinung über das Abendmahl, langsam im Feuer rösten ließ, geht für Sie und Ihre Glaubensgenossen mit den Aposteln und Evangelisten Hand in Hand, obschon seine Begeisterung für das Evangelium erst in dem Augenblick erwachte, als der Papst seine Ehe nicht für ungültig anerkennen wollte. Anna Boleyn's schöne Augen warfen plötzlich ein neues Licht über das alte Evangelium."

„Menschliches mischt sich jeder That bei, welche durch Menschen vollzogen wird; also auch bei Heinrich VIII.," erwiederte Lord Henry. „Dennoch nimmt er eine providentielle Stellung ein und erfüllt bei seiner Nation die große Mission jener Epoche: Roms Joch abzuschütteln. Das gelang und das war die Hauptsache! Rule, Britannia! . . . Miß Dundee, wollen wir nicht unser Triumphlied anstimmen?"

Miß Dundee hielt aber nur gegen Rom und keineswegs für den Anglicanismus mit ihm Schritt. Sie sah ihn kalt an und entgegnete trocken:

„Mylord, Hochkirche und Bibelchristen vertragen sich nicht. Die Hochkirche hat freilich die römische Lehre verworfen, aber alle römischen Formen, insofern sie nicht den Glauben betreffen, beibehalten. Das ist keine vollständige Rückkehr zum Evangelium. Sie dürfen

noch lange nicht ein Triumphlied singen, denn Sie tragen noch immer das römische Joch."

„Ah! eine Feindin im eigenen Lager!" sagte Lord Henry mit einiger Geringschätzung. „Die Hochkirche hat den großartigen Zug, der sie wesentlich von Rom unterscheidet, daß sie in ihrem Schoß alle Secten duldet."

„Das hat sie nicht von ihrem Apostel Heinrich gelernt!" rief Conrad; „der dachte und handelte anders! sie tolerirt nur, was sie nicht ändern kann."

„Ich bitte um Verzeihung, Mylord," sagte Miß Dundee stolz, „wir haben mit der anglicanischen Kirche gar nichts zu thun und wissen und brauchen ihre Duldung nicht. Wir haben das reine Evangelium und stehen durch freie Institutionen auf dem Boden der altchristlichen Kirche; und was die Zahl ihrer Gläubigen betrifft" .... —

„O!" rief Conrad lachend, „darüber trösten Sie Sich! ich kenne dies Zahlenverhältniß freilich nicht; doch das weiß ich: keine christliche Kirche, möge sie heißen wie sie wolle, zählt der Anhänger so viele, als der indische Buddhismus, nämlich dreihundert Millionen."

„Dreihundert Millionen, die in den Schatten des Todes sitzen! denen nie die selige Botschaft des Evangeliums Licht gebracht hat! die sich nie in ihren Schmerzen und in ihren Sünden zum Kreuz hinwenden, das Versöhnung bringt! die nie ihre Augen zu den ewigen Bergen erheben, von denen das Heil kommt! .... und

Sie lachen, Herr von Friedingen!" rief Doralice schmerzlich. „Wenn Sie eine arme Familie, ja einen einzigen armen Menschen sehen, so regt sich das Mitleid in Ihrem Herzen, denn er hungert, er durstet, er friert, er ist obdachlos! . . . . und für dreihundert Millionen Menschen, deren Seelen umkommen aus Mangel an Nahrung, an Wärme, an einer Heimath . . . . regt sich kein Funke von Mitleid und Sie lachen und finden es recht spaßhaft, daß deren Zahl so groß ist!"

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Gräfin," sagte Conrad; „man kann nur das Leid beklagen, das man versteht. Jene dreihundert Millionen leiden vielleicht weniger als Sie und ich am Hunger der Seele. Es lebt Jeder sein Leben, Volk und Individuum, und hat seine kleinen Freuden und großen Schmerzen in dem Maß, als seine Natur sie zu fassen vermag. Wer von einer höheren Erleuchtung weiß, der kann sie vermissen, und wer an das Kreuz und dessen Tröstungen glaubt, der kann sich nach ihnen sehnen. Allein der Unwissende ahnt sie nicht und entbehrt sie nicht."

„Sie sind ganz logisch, Herr von Friedingen," entgegnete Doralice mild. „Es gibt für Sie keine Offenbarung der göttlichen Wahrheit, folglich gibt es auch keinen Irrthum, welcher der Widerlegung werth wäre... denn Sie lassen jeden Wahn als den gebrochenen Strahl irgend einer Uridee gelten. Für uns aber ist es ein so immenser Verlust, die göttliche Wahrheit nicht zu be-

sitzen, nicht im Klaren zu sein über Bestimmung, Weg und Ziel, daß wir diesen Jammer ebensowenig für Andere als für uns selbst aushalten können."

„Sind Sie denn wirklich in so unzweifelhafter Klarheit über die Bestimmung des Menschen, daß Sie die Zuversicht haben, Ihre Ansicht sei die einzig richtige."

„Das bin ich," entgegnete sie lächelnd.

„Dann muß ich Ihr Jünger werden," sagte er rasch.

„Das ist nicht nöthig, Herr von Friedingen. Zwei Worte umfassen die ganze Lehre."

„Von der Bestimmung, dem Ziel und dem Wege des Menschen? . . . . und jedes Menschen?" sagte er sinnend.

„Und zwar so sehr, daß Keiner ohne sie zur Fülle seines Daseins weder in der Zeit noch in der Ewigkeit gelangen kann," setzte Doralice hinzu.

„Diese zwei Worte dürfen Sie mir nicht vorenthalten, denn sie gehören der Menschheit an, die sich nach ihnen bilden soll. Also, gnädige Gräfin!"

„Die Nachfolge Christi, Herr von Friedingen," sagte Doralice liebreich. „Und nun wollen wir den Schrein der heiligen Hildegard besuchen, die so gut diese Nachfolge verstanden hat, welche die ächte und einzige Schule der Heiligen ist."

Miß Dundee konnte nicht ihr tiefes Mißfallen über diese Bemerkung unterdrücken. Sie entgegnete:

„Der Herr hat aber nicht darum gelebt und gelitten,

daß wir ihm nachfolgen und dadurch heilig werden. Sondern darum, daß wir an ihn glauben und durch sein theures Blut auf Erden gerecht, im Himmel selig werden sollen."

„Beste Miß," sagte Doralice, „die Nachfolge Christi hat noch Niemand ohne den Glauben an Ihn, den Erlöser, und ohne ein grenzenloses Vertrauen auf die Kraft seines göttlichen Blutes angetreten. Schließen Sie Sich nicht aus von unserer kleinen Wallfahrt zu Ehren der treuen Nachfolge des Kreuzes."

„Sie müßten Missionärin werden, Doralice," sagte Lord Henry.

„Sie wissen ja, daß die Kirche nur Missionäre schickt, wie Christus seine Apostel gesandt hat," antwortete sie.

„In gerechter und kluger Würdigung der weiblichen Wirksamkeit und des Einflusses, den sie vielfach da gewinnt, wo die allgemeine des Mannes aufhört, sind unsere Missionäre von ihren Frauen begleitet;" entgegnete er.

Tiefes Schweigen war die allgemeine Antwort auf Lord Henry's Aeußerung. Endlich sagte Fräulein Crescenze:

„Die Kirche hat auch ihre Glaubensbotinnen bei wilden Völkern und in fremden Regionen. Das sind die Ordensfrauen, die sich dem Schulwesen, der Krankenpflege, der Erziehung widmen. Muthig wie Män-

ner gehen sie über Land und Meer nach anderen Welttheilen, gründen dort unter unsäglichen Beschwerden ihre Asyle und nehmen in ihrer Weise Theil an der Wirksamkeit des Missionärs. Er verkündet den Glauben an Christus; sie lehren die Liebe zu ihm in lebendiger Praxis."

„Gefallen Ihnen unsere Missionärinnen, Henry?" fragte Eulalie mit leuchtenden Augen.

„Mir . . . . außerordentlich gut!" rief Conrad. „Jedes Opfer entzückt mich, das dem Wohl der Menschheit gebracht wird."

„Ah!" rief Lord Henry unmuthig, „das Wohl der Menschheit ist ein Begriff, der sich ausdehnen, verdrehen, biegen und quetschen läßt, als ob er von Kautchouk wäre! Für das Wohl der Menschheit ließ ein Robespierre die Guillotine arbeiten."

„Nur mit dem Unterschied," sagte Conrad gelassen, „daß Robespierre Andere opferte, nicht sich selbst."

„Aber Sie irren, Herr von Friedingen," sagte Doralice, „wenn Sie das Wohl der Menschheit für den Beweggrund zum Opfer unserer Ordensfrauen halten."

„Ich weiß ihn!" rief Miß Dundee: „sie wollen Heilige werden durch ihre Werke."

„Auch nicht getroffen, liebe Miß!"

„Nun, was wollen Sie denn für ein höheres Motiv angeben, Gräfin, wenn nicht fremdes Wohl und eigene Tugend Ihnen genügt?" fragte Conrad.

„„„Was ihr dem geringsten Meiner Brüder gethan habt, das habt ihr Mir gethan .... ihr Gesegnete Meines Vaters.““ So spricht Christus; und dies Wort ist das ächte Motiv jedes Opfers, wenn es ein übernatürliches Gepräge, das für die Ewigkeit gilt, haben soll;“ erwiederte Doralice. „Die Opfer, welche man innerhalb seiner Natur, aus großmüthiger Neigung oder aus stolzem Selbstgefühl bringt, sind sehr häufig Idolen geweiht.“

„Wir dürfen aber nicht unseren Werken einen so hohen Werth beilegen, daß wir uns deshalb „Gesegnete“ nennten!“ rief Miß Dundee. „Es steht ausdrücklich in der Bibel: „„Wenn ihr Alles gethan habt.... so sollt ihr sprechen: wir sind unnütze Knechte.““

„Ganz recht, liebe Miß,“ erwiederte Doralice. „Christus gebietet uns so zu sprechen; allein er sagt nicht, daß er so sprechen werde. Hingegen nennt er Diejenigen „Gesegnete,“ welche aus Liebe zu ihm die Werke der Barmherzigkeit thun. Das können Sie im Evangelium des Apostels Matthäus nachschlagen. An der Richtigkeit seines Wortes zu zweifeln, ist nicht wohl möglich; Gott betrügt uns nicht.“

«Non fallit te Deus!» sagte Conrad fast unwillkürlich, weil ihm der Spruch auf dem kleinen blauen Papierkreuz einfiel.

„Lesen Sie den Thomas von Kempen?“ fragte Doralice erstaunt.

„Ich habe wohl darin geblättert," entgegnete Conrad; „meine Mutter hatte das Buch."

„Und da prägte sich dies Schlußwort tröstlich in Ihr Gedächtniß ein!" sagte sie. „Sehen Sie, wie das gut ist, ein gutes Buch nur einmal anzusehen. Gott täuscht uns nicht — nicht unsere Hoffnung, nicht unsere Sehnsucht, nicht unseren Glauben." — —

Sie gingen unter schattigen Nußbäumen, durch gartenmäßig bebaute heitere Fluren nach dem nahen Dorf Eibingen, wo in einer ärmlichen Kirche die Reliquien der Seherin des zwölften Jahrhunderts, der heiligen Hildegard, aufbewahrt werden. Liebliche Aussichten auf den Strom, auf die Berge des anderen Ufers, auf die St. Rochuskapelle, welche, in die Glut der Abendsonne getaucht, wie ein Leuchtthurm von der Höhe herab strahlte, thaten sich auf und verschwanden, je nach der Hebung und Senkung des Bodens und der Gruppirung der Bäume.

„Wie herrlich und anmuthig ist diese Landschaft!" rief Lord Henry. „Die Natur ist auf anderen Stätten großartiger, üppiger, frappanter, malerischer! doch hier .... hat sie ihren eigentlichen Zauber, der mich viel mehr zur Andacht stimmt, als die Gebeine Ihrer Hildegard, Doralice.

„Wird die Schönheit im Reiche der Natur Ihnen eine Leiter zu Gott, so wird sich die Schönheit im Reiche

der Gnade gewiß auch noch vor Ihnen aufthun," entgegnete Doralice sanft.

„Wer war denn eigentlich diese Hildegard?" fragte er.

„Die Tochter aus einem ritterlichen Geschlecht, im Kloster Benedictinerordens von zarter Kindheit an erzogen, dann Ordensfrau und endlich Abtissin drüben auf dem Rupertsberg bei Bingen, wo man noch einiges Mauerwerk und einen Brunnen aus ihrer Zeit zeigt, und von wo sie ein Priorat ihres Ordens zu Eibingen stiftete. Die Sehergabe dieser stillen, abgeschiedenen, kränklichen Klosterfrau erfüllte ihre ganze Zeit mit Bewunderung und Ehrfurcht, denn sie sah die Geheimnisse der kommenden Jahrhunderte und die Geheimnisse der Menschenherzen in einer Weise und mit einem Blick, die Gott allein bekannt sind, weil er allein sie verleiht. Klagend, warnend, ermunternd, zerschmetternd ertönt ihre Stimme wie ein Weckruf für die Lauen, die Versunkenen, die Irdischgesinnten, gleichviel ob sie auf den Höhen oder in den Tiefen des Lebens, auf dem Thron oder in der Clausur sich befanden, weltlichen oder geistlichen Standes waren."

„Also eine Somnambule im großen Styl .... oder im höchsten Zustand des Hellsehens."

„Doch nicht! Das magnetische Hellsehen ist in Rapport mit der Natur, mit deren Kräften, Reichen, Gestalten und Bildern, mit ihrem dunkeln, geheimniß-

wollen, troß aller Wissenschaft immer noch sehr wenig ergründeten Leben. Aber der heilige Seher tritt mit Gott selbst in eine nähere Verbindung und sein Schauen bewegt sich auf geistig-sittlichem Gebiet, auf religiösem kirchlichen Boden. Um Krankheiten des Leibes und zweckdienliche Arzeneien, um Heilkunde, Geisterkunde, Sternkunde, Sprachenkunde, bekümmert sich der Somnambule. Der Seher hat nur mit den Seelen, mit deren Heil, mit deren Krankheiten und deren Arzeneien zu thun."

„Und gerade so sind auch die Hildegardischen Briefe," sagte Conrad. „Sie sieht den Gang des Geistes in jedem Einzelnen und in der großen Masse ihrer Zeitgenossen, und demgemäß schreibt sie."

„Wie!" rief Lord Henry, „Sie befassen sich mit solchen mystischen Schriften."

„Warum nicht? es sind historische Belege für die verschiedenen Strömungen der Zeit. Hildegard lebte während des Kampfes der Hohenstauffen und des Papstthums, in Tagen großer Zerrüttung, wilder Auflösung, feuriger Geister und mächtiger Genies, zwischen denen das ihre eines der mächtigsten war. Der Felsen Petri, der Hort ihres Glaubens, das Fundament ihrer Kirche war gefährdet, und somit ihre Idee vom Heil der Menschheit. Der Geist, womit sie weissagt, und zur Besserung, Buße und Erneuerung des Lebens aufruft, erinnert mich an die Propheten des Alten Bundes, die in ähnlichen Kämpfen und

Zuständen ihre Stimme erhoben. Es liegt eine wunderbare Erhabenheit darin. Ihr geistiges Schauen war eine Offenbarung, eine ganz individuelle, und es ist mir immer höchst interessant, die Träger einer solchen kennen zu lernen. Daher las ich mit großem Vergnügen die Hildegard'schen Briefe, obgleich ich sie nicht in allen Einzelheiten verstand. Um das zu können, müßte man fast auf ihrer Höhe stehen."

Miß Dundee hatte den Spaziergang mitgemacht, war aber nicht zu bewegen, die Kirche zu betreten, und „den Gräuel des Götzendienstes," wie sie sich ausdrückte, anzusehen. Man kannte ihre Redeweise und lachte. Eulalie aber sagte entschuldigend zu Conrad, als Miß Dundee es nicht hörte:

„Trotz ihrer barbarischen Ausdrücke ist sie recht gut .... die arme Miß, nur etwas bornirt durch ihre Vorurtheile."

Der Gräuel des Götzendienstes bestand denn darin, daß Frau von Oerthal den beiden Herren die Reliquien der heil. Hildegard erklärte, die in einem Schrein von Glas über ihrem Altar sich befinden; und daß Fräulein Crescenze, Doralice und ihre Schwestern während der Zeit in stiller Anbetung vor dem allerheiligsten Altarsacrament knieten.

„O heilige Hildegard," seufzte Doralice, „bitte für uns! Gott hat ja einst, als du noch auf Erden wandeltest, durch dich einem Blinden das Augenlicht

geschenkt. Jetzt, da du so nahe dem Throne seiner Herrlichkeit bist, kannst du noch viel besser und inniger seine Allmacht anflehen. O so bitte denn um geistiges Licht für diese armen Blinden. Bitte für sie! bitte für uns!" — —

Auf dem Heimweg sagte Conrad zu Doralice:

„Gnädige Gräfin, ich muß Sie jetzt ganz stupid fragen: was ist denn für Sie die heilige Hildegard?"

„Sie ist das, was alle Heilige für uns sind, Herr von Friedingen: sie ist ein lebendiges Band der Liebe zwischen der streitenden und der triumphirenden Kirche, zwischen dem Reich der Gnade und dem der Glorie."

Dies verstand er nun ganz und gar nicht. Was spricht sie für eine seltsame Sprache! dachte er für sich. Und sie hat doch einen so klugen Blick, als wisse sie ganz genau, was sie sage. — Vielleicht hätte er noch mehr gefragt, allein man trat in den Hof des Schlößchens und da stand eine der Mägde Christi.

„Schwester Philomene, ist es so weit?" fragte Doralice auf sie zueilend.

Sie wechselten einige Worte und Doralice verließ mit ihr den Hof, nachdem sie den Zurückbleibenden ein freundliches Lebewohl zugerufen hatte.

„Was gibt's denn schon wieder?" sagte Lord Henry. „Doralice ist ja in beständiger Bewegung."

„Irgend ein Werk der Barmherzigkeit," antwortete Frau von Derthal gleichmüthig.

Conrad sah ihr nach, wie sie so schlank und leicht unter den Bäumen dahin wandelte, als ginge sie zum Tanz oder zu fröhlichen Festen. Wie sagte sie? sprach er zu sich selbst: Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan .... ihr Gesegneten! — Gehört das zur Nachfolge Christi? — —

Man nahm den Thee nicht unter den Catalpen, sondern unter der Veranda des Schlößchens, denn wenn Schwester Philomene Doralice entführte, so pflegte manche Stunde zu vergehen, bis sie wiederkam. Diesmal verging sogar die Nacht. Schwester Philomene hatte im Schlößchen gesagt, die arme Nanny liege im Todeskampf. Da wußte man denn, daß Doralice bei der Sterbenden bleiben werde. Fehlte aber Doralice im Familienkreise, so fehlte Allen etwas und Alle wünschten sie herbei. Nur Eine wünschte sich zu ihr — und das war Eulalie. Frau von Derthal hatte ihr aber diese Krankenbesuche streng untersagt, weil dergleichen traurige Bilder die Nerven und die Phantasie eines so jungen Mädchens allzu heftig aufregten.

Die arme Nanny.

„Ich kann heute Abend nun einmal an nichts Anderes denken, als an die Sterbende," erwiederte Eulalie auf Lord Henry's Frage, weshalb sie so schweigsam sei.

„Kind, schlage Dir das aus dem Sinn," sagte Frau von Derthal; „wir müssen ja Alle einmal sterben."

„Aber nicht unter so traurigen Umständen, liebe Mutter."

„Das ist zu hoffen! Nanny hat ihr Leiden zum Theil verschuldet."

„Ja, wie die Heiligen," sagte Fräulein Crescenze.

„Die Thörin wollte ihre blutarmen Eltern verlassen und in einem Kloster nichts thun als beten," sagte Miß Dundee erklärend zu Lord Henry, „und dafür straft sie Gott mit einem frühen Tode."

„Das thäte ich auch, wenn ich Gott wäre!" entgegnete Lord Henry eifrig. „Die Eltern zu verlassen unter

dem Vorwand Gott zu dienen, das ist ein Gräuel, den Gott rächen muß."

„So ist es nicht ganz, lieber Henry," sagte Fräulein Crescenze sanft; „ich muß die arme Nanny gegen Miß Dundee vertheidigen."

„Die Hauptsache bleibt aber dieselbe," rief Frau von Derthal mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Entrüstung: „Nanny wollte in's Kloster."

„Sie wollte bei den Mägden Christi eintreten, ja!" sagte Fräulein Crescenze.

„Da diese Mägde Christi Kranke und Arme verpflegen," nahm Conrad das Wort, „so sehe ich nicht ein, weshalb es ein Verbrechen sein soll, sich ihnen anzuschließen."

„Sie legen ja Gelübde ab und wollen dadurch die ewige Seligkeit erwerben!" rief Miß Dundee höchst empört.

„Nun," sagte Conrad lächelnd, „das mag eine unrichtige Ansicht sein, doch sicher keine verbrecherische."

„Religiöse Schwärmerei kann zu Verbrechen führen!" rief Lord Henry.

„So gut wie jede Ueberspannung irgend einer Geisteskraft auf Kosten der übrigen," setzte Conrad hinzu.

„Ich muß Ihnen die kleine einfache Geschichte der armen Nanny erzählen," sagte Fräulein Crescenze, „damit Sie sich ein Urtheil bilden können, Herr von

Friedingen. Freilich bewegt sie sich nur in einer äußerst geringen Sphäre, für welche Sie vielleicht wenig Interesse haben; allein es ist ein Schicksal, das sich unter anderen Verhältnissen auch in höheren Kreisen wiederholt: der Haß der Gemeinheit und Bosheit gegen das Gute und Edle. Nanny's Vater ist ein armer Schuhmacher, ein verkommener Mensch von Jugend auf, wie sich deren so viele in den Werkstätten bilden, in welchen der Unglaube das große Wort führt und Sittenlosigkeit ausbrütet. In ganz jungen Jahren knüpfte er ein Verhältniß mit einem bösen Mädchen an, das auf einer Stufe mit ihm stand. Seine Eltern, brave Leute, hofften ihn zu retten durch eine gute Frau und ein geregeltes Hauswesen. Merkwürdiger Weise fand sich ein gutes, rechtschaffenes Mädchen ganz bereit, ihn zu ehelichen, und da sie ein kleines Vermögen besaß, betrachtete er diese Ehe als ein vortheilhaftes Geschäft und heirathete sie. Sie war Nanny's Mutter; aber sie starb nach wenigen Jahren, aufgerieben von Gram und Sorgen, von Mißhandlungen und Quälereien aller Art. Er heirathete jetzt jene böse Person, die fortwährend den schlimmsten Einfluß auf ihn geübt hatte, und die nun eine Stiefmutter im vollsten Sinn des Wortes für die kleine Nanny wurde. Es ist nicht zu beschreiben, welche Martern sie dem zarten Kinde mit Hunger, mit Schlägen, mit überschwerer Arbeit anthat. Aber Gott erhielt es! mehr noch! nicht bloß das leibliche Leben, sondern auch

das Leben der Gnade erhielt der liebe Gott in fast wunderbarer Weise in diesem unglücklichen, verwahrlosten Kinde. Es streifte bettelnd umher, weil die Eltern es verlangten, allein es hatte keine Freude an diesem Herumtreiben, sondern es sehnte sich nach dem Schulbesuch, um — wie es rührend sagte — für die Eltern beten und arbeiten zu lernen. Inzwischen betete es fleißig — etwa so wie manche Kinder vor sich hinsummen — das Ave Maria. Das hatte es mit noch stammelnder Zunge von der verstorbenen Mutter gelernt; das war der Segen dieser frommen Seele für ihr verlassenes Kind. Mit unsäglicher Mühe brachten der Pfarrer und ich zu Stande, daß Nanny die Schule besuchen dürfe. Dafür hatte sie es in ihren freien Stunden um so schwerer, da alle Hausarbeit und die Pflege der Geschwister ihr aufgebürdet wurde. Sie that Alles nicht bloß willig, sondern mit Liebe und Freude. Der kleine Jesus in Egypten und Johannes in der Wüste hatten ja auch Manches zu leiden, und sie wolle es sehr gern nicht besser haben, um immer mit ihnen zu sein; so sagte sie oft und sah mich dabei treuherzig an mit ihren großen braunen Augen. Nie klagte sie, nie bat sie um Hülfe oder Unterstützung für sich selbst. Was man ihr schenkte, wurde ihr entrissen und den Geschwistern gegeben, oder versetzt und verkauft. In bitterkalter Adventszeit gab ich ihr einmal einen warmen Anzug, der sie unbeschreiblich erfreute, weil sie nun, ohne vor Kälte zu

erstarren, täglich in die Rorate-Messe gehen konnte. Man gab das warme Kleid ihrer Schwester und steckte sie in deren Lumpen. Sie litt und schwieg, und ging doch täglich um fünf Uhr Morgens in die Rorate-Messe. Ich hatte ein so unsägliches Erbarmen mit Nanny, daß ich den Eltern vorschlug, sie für einige Jahre auf meine Kosten in eine gute einfache Erziehungsanstalt zu geben. Aber Gott bewahre! die Nanny war ihnen unentbehrlich! sie ersetzte ihnen ja die Magd! auch gönnte die Stiefmutter ihr nicht eine bessere Erziehung als ihren eigenen Kindern. Nanny mußte ausharren in ihrem Elend! Doch je weniger die Menschen für sie thaten, desto mehr that Gott für sie. Er, der wahre Lehrmeister der Seelen, gab ihrer Seele mehr und mehr eine Richtung auf die himmlischen und ewigen Dinge, einen Zug nach Oben, der besonders nach ihrer Erstcommunion zu Tage kam. Aber damit trat sie in eine neue Phase des Leidens ein. Bis jetzt war sie hauptsächlich dem Leibe nach gequält worden; nun mußte sie Peinen an der Seele ausstehen, Hohn und Spott über ihre Frömmigkeit und über Alles, was ihr heilig war. Obschon sie vom dämmernden Morgen bis zur sinkenden Nacht immer thätig war, immer arbeitete, alle Verrichtungen der Hausfrau und Mutter übernahm: so warf man ihr doch Trägheit vor, wenn sie eine halbe Stunde täglich für den Besuch der heiligen Messe in Anspruch nahm. Sie darbte sich die Zeit zum ungestör-

ten Gebet an den spärlichen Stunden ihres Schlafes ab und nur verstohlen durfte sie die heiligen Sacramente empfangen. Zur Erhöhung ihrer Leiden wurde die arme Nanny wunderschön. Als sie bemerkte, daß der Blick einiger Männer auf sie falle, wurde sie noch viel sittsamer, eingezogener und stiller als bisher. Das hinderte aber nicht einen geachteten, wohlhabenden Mann um sie zu werben. Der Vater frohlockte: er hoffte durch diesen Schwiegersohn zu einem behaglichen Leben zu kommen. Aber Nanny schlug den Bewerber aus, der ein ganz ungläubiger Mensch war. Die Wuth der Eltern war grenzenlos. Sie hielt sich einen Tag bei mir versteckt und da entdeckte sie mir, daß sie entschlossen sei, sich nie zu verehelichen, sondern in die Genossenschaft der Mägde Christi einzutreten, sobald ihre Schwestern herangewachsen und im Stande wären, alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Ich sah die Stürme voraus, welche diesem Entschluß drohten, rieth ab, stellte ihr dies und jenes vor, wie man immer in solchem Fall zu thun pflegt. Sie erwiederte, daß sie unbedingt der Gnade Gottes vertraue, um ihre Wege zu lenken. Wolle er sie zwischen den Mägden Christi haben, so werde er sie schon dahin führen. Eines aber sei gewiß: dem jungfräulichen Stande habe sie sich geweiht. Der sei ihr Beruf, und dieser Beruf sei ihr klar geworden, als Andere für sie an den Ehestand gedacht hätten."

„Aber die Person ist unsinnig, toll, wahnwitzig mit

ihrem Beruf, sich lieber todt hungern und todt schlagen zu lassen, als einen geachteten, wohlhabenden Mann zu heirathen!" brach Lord Henry aus.

„Nicht wahr?" rief Miß Dundee triumphirend.

„Wenigstens ist sie unverständig," sagte Frau von Derthal gemäßigt.

„Wenn ich so etwas höre," sagte Conrad nachdenkend, „fällt mir immer der Ausspruch Christi bei einer ähnlichen Veranlassung ein: Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth. Das steht in der Bibel, und da Sie, Miß Dundee, sehr bibelfest zu sein scheinen, so wüßte ich gern, was Sie davon halten. Mir, ich gestehe es, gibt dieser Ausspruch und manche ähnliche stets allerlei Gedanken, denn — möge man Christus für den Sohn Gottes oder für einen hochbegabten Mann, ja sogar für einen Schwärmer halten — ein großer Menschenkenner war er auf jeden Fall. Das zeigt sich in der Art und Weise, wie er mit den Menschen umgeht, wie er sie behandelt, wie er ihnen Lehren und Vorschriften gibt, die in einem wahrhaft wunderbaren Zusammenhang und Einklang mit ihren Pflichten und ihrem Gewissen stehen. Nur ein tief verdorbenes Herz und ein gräulich verwirrter Kopf kann dies zu läugnen versuchen. Es ist dermaßen anerkannt, daß die Aufklärungsbeflissenen unserer Tage — wenigstens die, welche nicht dem brutalsten Materialismus huldigen — ihre Ansichten und Bestrebungen zu sichern suchen, indem sie sich zu

deren Begründung oder Rechtfertigung auf diese oder jene Lehre Christi berufen. Nun wohlan! dieser Christus, der mit nichten ein exaltirter Fanatiker war, der ganz einfach zu jenem Jüngling sprach: Halte die Gebote, wenn du das ewige Leben erwerben willst; der deutet an, daß sich der Mensch zu einer höheren Stufe der inneren Entwickelung durch Entsagung emporschwingen könne und dürfe, aber nicht müsse; und setzt hinzu: Wer es fassen kann, der fasse es. Gehört die arme Nanny nicht vielleicht zu diesen Bevorzugten, statt zu den Wahnwitzigen, Miß Dundee?"

„Du sollst Vater und Mutter ehren," entgegnete Miß Dundee spitz. „Dies Gebot ist unumstößlich und folglich muß man ihnen gehorchen, denn Ehrfurcht ohne Gehorsam wäre Verhöhnung."

„Es heißt aber auch in der Bibel: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen," erwiederte Conrad. „Das Gebot, die Eltern zu ehren, hat die arme Nanny treu erfüllt. Vielleicht empfängt ihre Seele zum Lohn dafür jenen höheren Schwung, den nicht Jeder fassen kann."

„Ich bin außer mir vor Erstaunen, Herr von Friedingen!" rief Lord Henry. „Sie billigen den Heiligencultus, Sie vertheidigen den Cölibat und die Klostergelübde.... und behaupten dennoch, nicht katholisch zu sein. Das ist nun etwas, das ich nicht fasse."

„Aber ich sehr gut," entgegnete Conrad gleichgültig

lächelnd. „Große und schöne Ideen ziehen mich an und beschäftigen mich, möge ich sie im Plato, in der Bibel, im Koran finden, mögen sie griechisch, katholisch oder muhamedanisch sein. Eben darum aber stößt alles und jedes Kirchenthum, als eine Beschränkung meiner Geistesrichtung und Neigung mich ab; denn ich sehe ja auch jetzt wieder bei Ihnen, Mylord, wie Ihr Anglicanismus, und bei Miß Dundee, wie deren Sectenansicht Sie Beide zwingt, erhabenen und ächtchristlichen Ideen zu widersprechen, damit Sie nur nicht in Widerspruch mit Ihrem Kirchenthum oder Conventikelwesen gerathen."

„Sie irren sich in mir!" rief Lord Henry; „mich zwingt Niemand, ich bekämpfe mit voller Ueberzeugung die papistischen Institutionen, weil sie christliche Ideen theils verfälschen, theils übertreiben."

„Wer bestimmt die Grenze, Mylord, wo Verfälschung und Uebertreibung beginnen sollen? thut das nicht Ihr Kirchenthum?" fragte Conrad.

„Ja, Gott Dank! den Schwankungen und Ausschweifungen des individuellen Verstandes gegenüber muß eine objective Norm festgesetzt werden; eine Glaubensregel, welche scharf göttliche Wahrheit von menschlicher Zuthat scheidet. Der Papismus hat einen schreienden Mißbrauch mit dem Beruf zum ehelosen Leben getrieben." — —

„Und der Anglicanismus, wie überhaupt alle Secten

der drei letzten Jahrhunderte, haben diesen Beruf, der in einer göttlichen, von Christus Selbst ausgesprochenen Idee wurzelt, als Wahnwitz zu brandmarken versucht," unterbrach Conrad lebhaft. „Sie werden mir zugeben, Mylord, daß Anschluß an ein Kirchenthum nicht sehr lockend ist, wenn einerseits Mißbrauch und andererseits Stumpfsinn himmlische Ideen in irdische Fesseln schlagen."

„Der Beruf zum ehelosen Stande," sagte Miß Dundee pathetisch, „ist nur dann schön, wenn er ein wahrer ist."

„Der Satz ist ebenso unumstößlich gewiß," rief Conrad mit leichtem Spott, „wie der meine: die Sonne scheint nur dann hell, wenn sie unbewölkt ist."

Eulalie konnte ein leichtes Lachen nicht unterdrücken. Fräulein Crescenze sagte gütig:

„Miß Dundee meinte, es könnten leicht falsche Motive den Beruf zweifelhaft machen. Doch bei unserer armen Nanny war das nicht der Fall. Es bot sich ihr ein großes irdisches Glück, ein erlaubtes Mittel, um einem elenden, gequälten Dasein zu entrinnen, und sie schlug es aus und war bereit, in ihrer armseligen Lage zu bleiben, weil sie auf die Stimme Gottes hörte, die ihren Platz ihr anwies."

„Kein Mensch spürt den Beruf zum Elend!" behauptete Lord Henry unerschütterlich.

„Doch, lieber Henry!" entgegnete sanft Fräulein

Crescenze. „Der übernatürliche Mensch, der Mensch nach der Ordnung der Gnade, der Mensch, der sich bestrebt, sich nach Christus zu bilden, der spürt recht deutlich den Beruf zum Elend, d. h. den Beruf zur Kreuztragung. Und aus freier Wahl der zärtlichsten Liebe unterzieht er sich ihm, weil Christus es gethan hat."

„Nun ja, Christus!" rief Lord Henry; „aber mit ihm, beste Tante, dürfen Sie die armen Erdenkinder nicht vergleichen."

„Nicht als Vergleich, lieber Henry, sondern als Vorbild nannte ich ihn," entgegnete sie.

„O Mylord," rief Conrad bewegt, „rauben Sie nicht der Menschheit den schönsten Edelstein ihrer Krone! Die größten Seelen aller Zeiten spürten den Drang, für das Geliebte in's Elend zu gehen. Denken Sie an Sophokles! wenn er in seiner wundervollen Tragödie die Antigone hingehen läßt, um für den Bruder den Act der Liebe zu üben, der ihr den Tod bringt; wenn er sie zu ihrer Schwester Ismene, welche vor diesem Opfer zurückbebt, sagen läßt: „Du wählest Leben und ich wähle Tod;" spricht sich nicht darin aus, daß die Menschheit, zu deren edelsten Repräsentanten die antike Welt gehört, jenen Beruf zum Elend, zum Leiden, zum Opfer als ein Recht, ja als ein herrliches Recht eines liebenden Herzens anerkennt, wenn die freie Wahl ihn erfaßt!"

„Herr von Friedingen," sagte Lord Henry lebhaft, „ich wäre trostlos, wenn ich von einer Niedrigkeit und

Stumpfheit der Gesinnung wäre, die mich verhinderte, die Seelengröße einer Antigone zu verstehen und zu bewundern. Nein! für die tausendfache Gemeinheit und Bosheit der Welt gibt es nichts Trostvolleres, nichts Erhebenderes, als der Blick auf jene großen, liebenden Seelen, die im Opfer ihre Befriedigung finden. Von je her war mir die Antigone eine wunderbar liebe Gestalt, sei es, daß sie mit dem blinden ruhelosen Vater umherirrt und sein zärtlicher Schutzgeist ist; sei es, daß sie, um die Leiche des gebannten Bruders fromm zu bestatten, dem Tode sich weiht, welcher über Diejenigen verhängt war, die dem Feinde des Vaterlandes diese letzte Liebespflicht erwiesen. Nein! ich schwärme für die Antigone und für den erhabenen Genius des Sophokles, der sie auf ihre tragische Höhe stellte — diese Perle der antiken Kunst."

„O Welt! o Welt!" sagte Fräulein Crescenze halb lächelnd und halb wehmüthig. „Der heidnische Dichter darf singen und sagen von liebegroßen Seelen und vom frommen Opfer, und er und seine hehren Gebilde gehen als Ideale gepriesen durch die Jahrtausende und eine christliche Menschheit schaut zu ihnen, wie zu etwas Unerreichbarem empor. Will aber einmal eine christlich liebende Seele in aller Stille ein frommes Opfer bringen — o weh! dann wird ein ganz anderer Ton angestimmt! Und warum? — warum darf Antigone für den Vater leben, für den Bruder sterben; und warum

darf die arme Nanny es nicht für Gott thun? — O Welt! o Welt! welch' eine Hinneigung zum Geschöpf und Abneigung vom Schöpfer, welch' eine Vorliebe für den Idolendienst spricht sich in jener Bewunderung, in diesem Tadel aus."

„Beste Tante," sagte Lord Henry, „ich gehöre nicht zu den schlechtesten Christen und weiß sehr gut, daß wir Gott zu lieben haben; nur muß es nicht in der exaltirten Weise des Papismus geschehen. Das widert uns nüchterne Leute an als hohle und herauf geschraubte Ueberspannung. Man darf nicht Gott auf Kosten seiner Familie lieben."

„Man darf es durchaus nicht!" rief Miß Dundee. „In der Bibel heißt es: „„Wenn du deinen Bruder nicht liebst, den du siehst, wie willst du Gott lieben, den du nicht siehst."" Daraus ist zu schließen, daß die Bruderliebe die ächte Gottliebe ist und daß wir an Gott hängen sollen durch den Glauben allein."

„Dies Kunststück sei Ihnen überlassen," entgegnete Conrad nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Es ist nun einmal so und nicht anders," nahm Fräulein Crescenze wieder mit ihrem stillen Lächeln das Wort; „und wir mögen das Ding drehen und wenden, wie wir wollen, es bleibt dabei: die Welt ist keine Liebhaberin der christlichen Vollkommenheit! Sie, lieber Henry, fragten heute in Eibingen, wer die heilige Hildegard sei. Das kleine Wörtchen „heilig" vor ihrem

Namen bringt diese arme Hildegard um den größten Theil ihrer Berühmtheit. Befände es sich nicht da, so hätten Sie nicht so gefragt! Dann stände Hildegard als eine der eminentesten Frauen aller Zeiten in der Weltgeschichte und Jedermann würde es für seine Schuldigkeit als gebildeter Mensch halten, dies große Genie bewundernd anzustaunen und sich nicht scheuen von ihr, wie Socrates von Diotima, die Lehren einer erhabenen Weisheit zu empfangen. Nun aber, da ein armes Nönnchen diese Seherin, diese Theologin, diese Dichterin, diese Weise ist, und da die Kirche sie unter die Heiligen zählt, so wird sie von der Welt mißachtet und ein so guter Christ, wie Lord Henry Enisdale, der für Sophokles schwärmt und dessen Ideal die Antigone ist, fragt halb aus Neugier, halb aus Artigkeit für uns: Wer ist diese Hildegard? — und sie findet nur deshalb etwa Gnade vor seinen Augen, weil sie dem frühen Mittelalter angehört, das nun einmal reich an allerhand exaltirten Leuten war.“

„Ja, so ist's!“ sagte Conrad traurig; „ja, so groß ist die Eigenliebe des Menschen! An den Schöpfungen der Dichter ergötzen wir uns, denn deren Vollkommenheit verpflichtet uns nur zu einiger Rührung und Bewunderung und verleihet uns die angenehmsten Gefühle. Aber die Vollkommenheit, practisch erstrebt oder erreicht von unsers Gleichen, behagt uns nicht, denn unsere Unvollkommenheit fühlt sich durch sie gedemüthigt und wir

lieben keine Vorwürfe, nicht einmal indirecte. Wir wollen nicht gestört werden im bequemen Traum von unserer wohlfeilen Tugend, die den Nächsten weder bestiehlt noch tödtet. Wir wollen uns beileibe nicht vertiefen in jene Liebe zu Gott, welche die Vollkommenheit der Heiligen ausmacht! dabei kämen Fleisch und Blut doch allzu kurz, alle selbstgefälligen Gefühle hörten auf, unsere hohe Person träte in den Hintergrund, Eigenliebe und Selbstzufriedenheit würden gleichsam ausgehungert. Nein, nein! wir kehren uns auf die andere Seite, wir fertigen solche Erscheinungen mit dem stupiden Urtheil: Exaltation! ab, und schon ermüdet vom bloßen Ansehen geistiger Riesenschritte, setzen wir höchst behaglich unseren kleinen Trab im engen Kreise unseres beschränkten irdischen Strebens fort."

Mit unbeschreiblicher Traurigkeit in Blick und Ton sprach Conrad. Alle Augen wendeten sich auf ihn. Lord Henry — staunend, Miß Dundee — empört, Frau von Derthal — ungewiß, Fräulein Crescenze — theilnehmend; aber Eulalie sah ihn an mit leuchtendem Blick, denn sie meinte, wer eine solche Erkenntniß habe, müsse halb und halb entschlossen sein, auf dem Wege der Vollkommenheit zu wandeln. Fräulein Crescenze unterbrach die Pause, welche einzutreten pflegt, wenn das Gespräch eine so ernste Wendung genommen hat, daß es über die Grenzen der Unterhaltung hinausgeht, und sagte:

„Aus unseren Discussionen über den Beruf der

armen Nanny können Sie entnehmen, Herr von Friedingen, welchem Widerspruch sie begegnete, als sie nach einem Jahr den Eltern ihren Wunsch vortrug, die fromme Schaar der Dienstmägde Christi zu vergrößern. Es gab sich eine allgemeine Mißbilligung kund; nicht etwa nur bei ihrer Familie, sondern auch bei solchen Leuten, die ihr freundlich gesinnt waren, die ihre traurige Lage kannten und beklagten, und die sie immer ganz mitleidig „die arme Nanny" genannt hatten. Auch diese fanden es, wenn nicht verwerflich, doch verkehrt, daß sie, die älteste Tochter, ihre Eltern und ihre zehn Geschwister verlassen wolle. Diese könne sie ja aus Liebe zu Christus pflegen — so sprach man. Nanny bot ihrem Vater an, seine Erlaubniß einzutauschen gegen das kleine Vermögen, welches sie von ihrer Mutter geerbt und an dessen Zinsen sie nie Anspruch gemacht hatte. Doch der Vater entgegnete frech, die armseligen tausend Gulden wären längst von den Bedürfnissen der Familie aufgezehrt. Doralice war damals zurückgekehrt. Sie bot dem Vater eine jährliche Geldentschädigung an, wenn er die Nanny gehen ließe. Er antwortete, er wolle kein Geld, er wolle seine Tochter behalten. Gott hält mich noch nicht für würdig, ihm in der frommen Genossenschaft zu dienen, sagte Nanny mit himmlischer Ergebung. Als die mißhandelte Magd der ganzen Familie blieb sie im Vaterhause. Ein neuer Bewerber meldete sich, ein frommer braver junger Mann, der

sein Brod hatte und bei dem sie recht friedliche, gute Tage erwarten durfte. Sie lehnte demüthig und dankbar den Antrag ab. Nun lief der Eimer der allgemeinen Geduld über" .... —

„Ah, das freut mich! das ruht mich aus!" rief Lord Henry dazwischen.

„Nun wurde Nanny wie eine Närrin betrachtet und behandelt" .... —

„Bravissimo! sie verdient es!"

„Um dieselbe Zeit ging ihre Schwester, ein siebzehnjähriges Mädchen, auf und davon, Gott weiß wohin, Gott weiß mit wem, fort in die weite Welt. Dies Ereigniß wurde kaum beachtet, leicht beachselzuckt und verschwand spurlos neben Nanny's ungeheurer Missethat, eine annehmbare Bewerbung auszuschlagen."

„O die Verbrecherin!" rief Eulalie mit hellem Lachen und ohne sich durch den ernsten Blick ihrer Mutter stören zu lassen.

„Und dabei blieb es," schloß Fräulein Crescenze ihren Bericht. „Jetzt aber hat der liebe Gott der Sache eine andere Wendung gegeben und die arme Nanny stirbt an der Schwindsucht, welche sich seit dem Frühjahr mit furchtbarer Intensität bei ihr entwickelt hat; und während wir uns hier von ihr unterhalten, hat Doralice den besseren Theil erwählt und steht ihr bei in ihrer letzten Stunde."

„Gewiß in irgend einer ungesunden, dumpfen Kam-

mer, wo sie alle Miasmen der Krankheit einathmet," sagte Lord Henry besorgt.

„Versteht sich!" entgegnete Eulalie, „die arme Nanny bewohnt keinen Palast."

„Gräfin Doralice scheint von dem Stoff zu sein, aus dem man die Heiligen macht," sagte Conrad.

„Das wäre ja entsetzlich!" rief Lord Henry mit ungeheucheltem heftigen Schreck.

„Beruhigen Sie Sich, meine Herren," sagte Fräulein Crescenze gelassen; „Doralice übt ein Werk christlicher Nächstenliebe, das nicht so hoch anzuschlagen ist."

Doralice saß unterdessen wirklich in der engen schwülen Dachkammer, welche Zeit ihres Lebens der armen Nanny Wohnstatt gewesen war. Man konnte sich kaum etwas Elenderes vorstellen, als diese kleine Kammer! der Fußboden war ungleich, die Lehmwände hatten breite Spalten, die Fenster blinde Scheiben, die Thür schloß nicht genau. Ein dürftiges Lager, ein Paar verbrauchte Strohstühle, einige Kasten bildeten das Mobiliar. Auf dem Fenstergesims standen einige Töpfe voll Reseda, deren zarter Duft aber nicht den üblen Geruch der qualmenden Oellampe überwog, die düster auf dem Tisch brannte. An der Wand zu Häupten des Bettes hing ein Crucifix mit einem geweihten Palmzweig und darunter ein Weihwasserkesselchen. Neben dem Bette waren eine Menge frommer Bildchen, in Ermangelung der Rahmen, unmittelbar an die Mauer

geklebt. Auf dem schmalen, nothdürftig ausgestatteten Lager, das stets wieder geplündert wurde, so oft Doralice ein Polster oder eine Decke hinzugefügt hatte, lag die arme Nanny, augenscheinlich mit dem Tode ringend. In ihren schattenhaft abgezehrten und entstellten Zügen fand sich keine Spur ihrer früheren Schönheit, und aus dem tiefeingesunkenen braunen Auge sprach jene gewisse Angst, welche der erstickende Husten und der Mangel an Athem bei solchen Kranken hervorzurufen pflegt. Ein kleines Häubchen bedeckte ihr reiches schwarzes Haar; doch einzelne Streifen, die vom Todesschweiß zusammenklebten, hingen an ihren hohlen Wangen herab. Um ihre abgemagerte linke Hand hatte sie ihren Rosenkranz geschlungen. Ihre angsthaften Athemzüge, die sich zuweilen bis zum Röcheln steigerten, unterbrach zuweilen ein brustzerschmetternder Husten. Es war ein schauerliches Sterbebett und es schien, als verscheuchten diese Schauer alle Theilnahme. Nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schwester umstanden es. Sie schliefen Alle. Sie waren ja seit Wochen daran gewöhnt, die Nanny als eine Sterbende, die immer noch nicht sterben könne, zu betrachten! Der Pfarrer hatte sie ja schon so oft besucht und immer gedacht, es sei nun das letzte Mal! Wäre nicht Doralice und Schwester Philomene mit ihren Gefährtinnen gewesen, welche letztere sich Tag und Nacht bei Nanny ablösten: so wäre sie hülflos verschmachtet. Aber wenn auch eine

in Sünden entartete Familie kein Herz für sie hatte, so waltete die christliche Barmherzigkeit um so zärtlicher um Nanny. Sie fühlte es und ein Blick voll grenzenloser Dankbarkeit flog zuweilen wie ein Lichtstrahl aus ihrem umwölkten Auge auf Schwester Philomene und Doralice, die ihr die kleinen Dienste für Leib und Seele erzeigten, welche ihr Zustand bedurfte. Mitunter sprach sie auch einige Worte.

„Ich glaube, jetzt kommt mein armes letztes Stündlein," sagte sie, als Mitternacht schon vorüber war. „Beten Sie, gnädige Gräfin, „„Aus der Tiefe.""

Mit gedämpfter Stimme betete Doralice ein De profundis. Dann trat Alles in die Stille zurück; und leise, um die Sterbende nicht zu stören, setzten die beiden frommen Wärterinnen ihre Gebete fort, hie und da mit einer halblauten Anrufung des Leidens Jesu, des Mitleidens Mariens, des Beistandes St. Josephs sie unterbrechend.

„Leiden war mein Antheil, so lange ich lebte," sagte Nanny, „und ich habe auch nie etwas Anderes verlangt; aber jetzt sehe ich doch erst so recht ein, wie gut der liebe Gott es mit mir gemeint hat."

Eine wundervolle, übernatürliche Freude verdrängte den Ausdruck von Angst aus ihren Zügen; doch sogleich stellte sich der fürchterliche Husten ein. Schwester Philomene bat sie zu schweigen.

„Ach," sagte Nanny, „ich möchte gern mit meinem letzten Athemzug Gottes Gnade und Liebe preisen!"

„Sie werden ja nun bald das Lied der Auserwählten vor dem Throne Gottes in Ewigkeit singen," sagte Doralice gerührt.

„Wenn das nur gewiß ist!" entgegnete Nanny. „Der liebe Heiland hat mich nicht würdig gefunden, seine Dienstmagd zu werden."

„Aber seine jungfräuliche Braut sind Sie dennoch," erwiederte Schwester Philomene.

„Und da Sie seine Braut im Glauben waren, werden Sie es auch im Schauen sein," setzte Doralice hinzu.

„Wie heißt das bei dem Propheten? .... mein Kopf ist so schwach;" sagte Nanny.

„Ich verlobe mich mit dir auf ewig durch Gnade und Erbarmung," sprach Doralice.

„Auf ewig .... durch Gnade und Erbarmung," wiederholte Nanny mit stillem seligen Lächeln.

Wüste, rohe Stimmen wurden hörbar, kamen die Straße hinauf, näherten sich dem Hause. Man klopfte polternd an die Hausthür. Drinnen, unten, erhoben sich wüthende Frauenstimmen. Auf ihr Gekreisch antworteten draußen Flüche und Schmähworte. Erschreckt durch den pöbelhaften Lärm hatte Doralice unwillkürlich Schwester Philomenens Arm ergriffen. Durch ihren Beruf besser bekannt mit allem Elend und aller Verkommenheit erwiederte diese ruhig:

„Es ist der Vater, der berauscht aus der Schenke

heimgeführt oder vom Straßenpflaster aufgelesen wird, und Mutter und Töchter sträuben sich, ihm das Haus zu öffnen."

„O armer Vater! . . . . o all' die schrecklichen Beleidigungen Gottes! . . . . o Erbarmen, du ewige Barmherzigkeit!" seufzte die arme Nanny.

Die Hausthür wurde endlich geöffnet und die Mutter wies den ältesten Sohn an, den Vater in den Verschlag zu bringen; eine menschliche Wohnung sei für ihn zu gut. Der Verschlag war ein durch Bretterwände abgetheilter Raum, worin sich nichts befand als ein zerrissener Strohsack. Er lag neben Nanny's Dachkammer. Der älteste Sohn, obgleich er ein stämmiger Bursche von sechszehn Jahren war, vermochte nicht, den schweren, bewußtlosen Mann fortzuschaffen und rief zwei jüngere Brüder zu Hülfe. Es war ein gräßlicher Anblick, wie die drei Buben schlaftrunken, halbnackt, mit verwirrtem Haar, mit rohem oder stumpfem Ausdruck, sich daran machten, den elenden Vater die Stiegen hinauf zu schleppen. Als sich das Gepolter der Dachkammer näherte, nahm Schwester Philomene die Lampe, trat vor die Thür und sagte:

„Macht keinen solchen Lärm, Ihr Kinder, die Nanny stirbt."

Dann öffnete sie den Verschlag, war den Buben behülflich, den Vater auf dem Strohsack niederzulegen und sagte zuletzt:

„Sagt's der Mutter: die Nanny liegt im Sterben."

„Wir können nicht zur Mutter," antwortete der älteste Sohn kurz und hart. „Sie schiebt immer den Riegel hinter sich zu aus Furcht vor dem Vater, der sie im Rausch halbtodt schlägt, wenn er nicht so ganz von Sinnen, wie heute, aus der Schenke heimkehrt."

„Ihr könnt es ihr aber doch durch die Thür zurufen? gelt?" sagte Schwester Philomene.

„Wir können es schon, aber sie wird es nicht hören," sagte der Bursche, „sie hat einen guten Schlaf."

Er zog ab mit seinen Brüdern und that, wie Schwester Philomene ihn geheißen hatte. Und die Mutter hörte sehr gut, wie er rief:

„Mit der Nanny geht's zum Sterben! Schwester Philomene hat's gesagt."

Aber sie wollte es nicht hören. Sie zog die Decke über den Kopf und schauderte und murmelte zwischen den Zähnen:

„Hu! nun kommt der Tod in's Haus. Hu! wenn er nur mich nicht holt! .... Die Nanny hol' er — die kommt in den Himmel .... wenn's einen Himmel gibt. Den Trunkenbold hol' er auch, meinetwegen! der hat tausendmal die Hölle verdient! ... Aber mich darf er nicht holen .... hu! der Tod! ... mich nicht!"

Niemand ließ sich bei Nanny sehen. Der Vater aber lag in bestialischer Bewußtlosigkeit neben der sterbenden Tochter und durch die dünne Lehmwand mischten

sich seine schnarchenden Athemzüge mit ihren letzten Seufzern, so daß ihr bis zum Ende jede Pein und Qual treu blieb. Ihre Brustbeklemmung stieg. Sie verlangte im Bett aufgerichtet und mit Kissen in sitzende Stellung gebracht zu werden. Es geschah; allein sie fand keine Erleichterung.

„Arme liebe Nanny," seufzte Doralice, überwältigt von Mitleid, „wie schwer ist der Tod."

„Schwerer ist das Leben ohne Gott," sagte Nanny mit einem Blick, in welchem sich ein solcher Abgrund von Schmerz um die Sünden der Welt aufthat, daß Doralice unwillkürlich dachte: Sie nimmt ihr Leiden als Buße für ihren Vater an. — Sie verharrte im Gebet, abwechselnd laut und leise, mit Schwester Philomene. Nanny sprach nicht mehr, als nur noch mit den Augen. So verstrich die Nacht; die Lampe erlosch; die Sonne ging auf. Ihr erster Strahl fiel in die Dachkammer und durch die offenen Fenster zog ein Goldglanz, wie „das Licht von den ewigen Bergen" in die armselige Behausung ein. Ein weißes Täubchen, das Nanny mit einigen Krümchen zu füttern pflegte, flog auf das Fensterbrett und suchte ein Morgenbrod, das es nicht fand. Da pickte es mit seinem rosenfarbenen Schnabel am Reseda und wendete den Kopf rechts und links, sah mit klugen klaren Aeuglein zur armen Nanny hinüber und nahm dann seinen Flug in den lichten Morgenhimmel hinein, so weit und so hoch, als wolle es über ihn

hinauf die Botschaft bringen von einer Seele, die im Frieden des gekreuzigten Gottes abscheidet. Mit einem rührend unschuldigen Lächeln sah die arme Nanny ihrer Taube nach; dann sah sie nichts mehr auf Erden. Ihr Auge brach. Sie küßte das Cruzifix, das Schwester Philomene an ihre Lippen legte, sie seufzte: „Herr Jesu, in deine Hände" .... — — und ihr Herz stand still.

„Und die Seele bleibt allein mit Gott," sagte Doralice und sank mit Schwester Philomene neben diesem irdisch elenden, himmlisch schönen Sterbebett auf die Kniee.

Unter dem Kreuz.

Nichts gibt eine so ruhige Fassung, um die Dinge der Erde zu behandeln, als wenn man von einem Sterbebett kommt. Einerseits führt der Tod in undurchdringliche Finsterniß ein; andererseits geht ein übernatürliches Licht, eine wundersame Beleuchtung der irdischen Dinge von ihm aus. Er steht wie eine dunkle Wolke zwischen der Sonne der Ewigkeit und dem Tage der Zeit. Faßt man diese Wolke fest in's Auge, so nimmt man den Glanz wahr, der sie durchschimmert oder umsäumt; und trotz aller Verschattung ist dieser Glanz so groß, daß die Erde selbst da, wo sie die Vorzüge der Gasbeleuchtung genießt, etwas in Schatten versinkt.

Das fand auch Doralice, als sie, auf dem Altan des Schweizerhäuschens sitzend, Conrad erwartete. Warum war sie so furchtsam gewesen, mit Conrad zu sprechen? — Weil sie eine verneinende Antwort als eine persönliche Demüthigung fürchtete. Freilich hatte sie auch edlere Beweggründe zu dieser Furcht; dennoch

spielt die menschliche Eigenliebe gar leicht in unserer Seele con sordini die Begleitung herrlicher Melodien mit. Ja, lieber Gott, seufzte Doralice, so ist's: wir geben dir in allen Dingen die Ehre; aber wir sind sehr bereit, sie für dich in Empfang zu nehmen oder ihren Abglanz zu tragen.

Conrad ging über den Kiesweg dem Hause zu, höchst gleichgültig gegen das bevorstehende Gespräch, insofern es Celestine betraf; jedoch höchst gespannt zu erfahren, was Doralice denn eigentlich als sehr wichtig für ihre Schwester betrachte. Er hatte sich in Muthmaßungen erschöpft; keine gab ihm Aufschluß; jede erschien ihm kleinlich, denn ihm fiel nichts Anderes ein, als Aeußerlichkeiten und weltliche Bedingungen. Nein! die sind von ihrer Seite unmöglich, sprach er zu sich selbst, als er sie auf dem Altan erblickte; Alltägliches bewegt diese Seele nicht! Doralice ging in den Salon, um ihn zu empfangen. Sie sah sanft und ernst aus. Ihr blüthenzartes Colorit und ihr strahlendes Auge waren von einem Hauch der Wehmuth gedämpft, den sie von der Nachtwache am Sterbebett der armen Nanny mitgebracht hatte.

„Herr von Friedingen," sagte Doralice, so wie Conrad eintrat, „wir müssen Sie sehr um Vergebung bitten, daß wir dies Gespräch so lange verschoben haben."

„Gnädige Gräfin," rief Conrad lächelnd, „Sie

sind ohnehin schon so imposant, daß Sie mich mit Ihrem majestätischen „wir" ganz aus der Fassung bringen."

„Ich sage so, weil ich im Namen meiner Familie, meiner Mutter, meiner Schwester, das Wort führe und weil wir Alle solidarisch in einer gewissen Schuld sind."

„Doch nicht gegen mich?" rief Conrad erstaunt.

„Gegen Sie — als das Haupt Ihrer Familie."

„Leben wir in den Zeiten der Capulet und Montagu?" fragte er scherzend.

„Wer weiß, ob unser gutes Vernehmen vor der Forderung Stich hält, die wir zu machen haben, und die meine gute Mutter durchaus hätte machen müssen, bevor sie die Verlobung meiner Schwester mit Herrn Roderich von Friedingen genehmigte. Allein sie hat eine gewisse .... Schüchternheit im Character, welche ihr ein entschiedenes Auftreten fast unmöglich macht."

„Sie spannen meine Erwartung auf's Höchste, Gräfin! .... Worin besteht denn diese enorme Forderung, die uns zu entzweien droht?"

„Darin: daß, wenn Gott die Ehe unserer Geschwister mit Kindern segnet, diese in der katholischen Religion erzogen werden müssen."

„Und ferner?" fragte Conrad erwartungsvoll.

„Daß ihnen wegen ihres katholischen Glaubens nicht die Rechte am Erbe und an der Succession im Majorat entzogen werden, welche sie als lutherisch haben

würden; also, mit einem Wort gesagt, daß ein Zweig Ihrer Familie, Herr von Friedingen, katholisch würde; ja sogar für den Fall, daß Gott Sie ohne Nachkommen aus dem Leben riefe, der Stamm selbst. Weil Sie jetzt der Stammherr sind, geht die Sache Sie so nahe an, daß wir vorgezogen haben, früher mit Ihnen, als mit Ihrem Bruder darüber zu reden; denn wenn unübersteigliche Hindernisse die Succession von Katholiken unmöglich machten, so würden Sie uns darüber aufklären, während Ihr Bruder, von seiner Neigung verblendet, vielleicht sich selbst und uns mit einer Hoffnung täuschen würde, deren Vereitelung später sein häusliches Glück gar sehr beeinträchtigen, sogar Unfrieden zwischen ihm und der katholischen Mutter seiner enterbten Kinder stiften könnte. Für menschliche Verhältnisse muß man auf dergleichen Möglichkeiten bedacht sein und sie zu rechter Zeit unmöglich machen. Ueberlegen Sie also, was Sie zu thun haben und sein Sie überzeugt, daß es uns viel lieber ist, wenn unsere Forderung mit Bestimmtheit abgelehnt wird, als wenn schwankende Zusagen gegeben werden, die sich später als unerfüllbar erweisen."

Diesen letzten Satz hätte Doralice eigentlich im Singular sprechen müssen, denn Frau von Derthal und wahrscheinlich auch Celestine, hätten sich sehr gern mit schwankenden Zusagen zufrieden stellen lassen, ja sogar .... ohne sie. Aber Doralice vertrat nun einmal die Familie und lieh derselben ihr eigenes Herz.

„Und was würde man thun, wenn ich genöthigt wäre, Ihre Forderung abzulehnen?“ fragte Conrad.

„Es wäre unsere Pflicht, der Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu entsagen.“

„Und auf welcher Ansicht beruht diese Pflicht?“

„Auf der katholischen Glaubenslehre, daß die katholische Kirche die einzige ist, welche der Sohn Gottes gestiftet hat; die einzige, welche der heilige Geist fort und fort bis zum Ende der Zeiten leitet; folglich die einzige, in der unverkümmert alle Gnadenmittel vereinigt sind, welche der Mensch für sein Seelenheil bedarf. Demnach versteht es sich von selbst, daß eine Trennung von dieser Kirche eine Trennung von der göttlichen Offenbarung, von Gottes Liebe und Wahrheit ist und daß durch ihn die Seele ihrer höchsten Güter beraubt wird. Welche Mutter könnte an ihren Kindern eine solche Missethat begehen und zugeben, daß ihre Kinder außerhalb der apostolischen Kirche erzogen würden! Wird ihr aber gestattet, im katholischen Glauben ihre Kinder zu erziehen, wird diesen jedoch die Erbfolge oder ein anderes gutes Recht entzogen: so bringt die katholische Frau Zwietracht, Unruhe, Verwirrung und Mißbehagen in ihr eigenes Haus, und auch das ist dem göttlichen Gebot zuwider, welches Mann und Weib in der innigsten Gemeinschaft haben will. Göttliche Gesetze schreiben uns unsere Wege vor und unsere Pflicht ist es, sie inne zu halten.“

Conrad hörte mit stiller namenloser Freude diesen einfachen Worten zu. Er sah Doralice nicht an, er beachtete nicht den zauberischen Wohlklang ihrer Stimme. Er schaute auf die Madonnina Connestabile und folgte dem Gedankenzug, den Doralice gelassen entwickelte. Als sie schwieg, sagte er halb lächelnd:

„Gnädige Gräfin, wir sind nun einmal daran gewöhnt, in jedem gläubigen Katholiken einen „verkappten Jesuiten," einen „Ultramontanen" zu wittern, vielleicht sogar ein Stück „Concordat." Was das nun eigentlich für bösartige Wesen sind, wissen wir nicht genau; doch fest steht mindestens dieses: sie suchen wie Schlangen in den Protestantismus sich hinein zu ringeln, um ihn, wie Maulwürfe, zu untergraben. Da ich nun nicht ohne Grund vermuthe, daß in Ihnen der Jesuit-Ultramontan-Concordatismus stark vertreten ist, der nichts so sehr begehrt, als in unser unschuldiges Hänflingsnest hämischer Weise seine Kuckuckseier zu legen, um uns zu erdrücken: so denke ich mir, daß Ihr Hauptwunsch in dieser Sache der ist, eine katholische Frau und folglich eine katholische Familie auf Grünau ansässig zu sehen. Habe ich Recht?"

„Ja, Herr von Friedingen," sagte sie mild.

„Ja?" rief er überrascht.

„Wähnten Sie, ich erginge mich in leeren, schönklingenden Redensarten?" fragte Doralice.

„Das nicht! aber ich gestehe Ihnen ehrlich, ich hielt

Sie für unfähig, irdische Rücksichten im Hinterhalt zu haben."

Nur mit einem Blick dankte ihm Doralice, als sie gelassen antwortete:

„Was der Katholik von seiner Kirche hält, habe ich Ihnen so eben erklärt: sie ist ihm das übernatürliche Reich, in welchem hienieden Gott wohnt und waltet. Ihre Ausbreitung ist also die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Kann ein Katholik einen höheren Wunsch haben? Da Grünau zu unserer Erde gehört, so wüßte ich nicht, weshalb ich es in meinen Wünschen von der Gnade ausschließen sollte, die eine katholische Familie dahin bringen würde. Für Celestine aber habe ich an Grünau nur gedacht, nicht gewünscht, und das ist ein großer Unterschied, Herr von Friedingen. Ich wünsche weit inniger, daß Sie selbst dort eine katholische Familie gründen möchten. Dann sind die Friedingen fest in den heiligen Boden der Kirche eingesenkt."

„Gnädige Gräfin," entgegnete Conrad nun sehr ernst, „da mir nicht ein einziger vernünftiger Grund zu Gebot steht, um Ihre Forderung abzulehnen, und da ich die Gründe, auf welche Sie sich stützen, höchst vernünftig und logisch vom katholischen Standpunkt aus finde: so dürfen Sie versichert sein, daß ich aus voller Ueberzeugung in Ihrem Sinn zu meinem Bruder sprechen werde."

„Vergelt es Gott! lohn es Gott .... Herr von Friedingen!“ sagte Doralice mit freudebebender Stimme und mit schimmernden Thränen im frohen Blick.

„Meines Bruders religiöse Ansichten kenne ich zwar nicht,“ fuhr Conrad fort, „denn ich glaube, er selbst kennt sie nicht; allein ich halte es für unmöglich, daß er Ihnen überwiegende Gründe entgegenstellen könne. Ist es Ihnen recht, so bringe ich selbst die Sache bei ihm in Ordnung und setze mich sogleich in Correspondenz mit ihm.“

„Vergelt es Gott!“ wiederholte Doralice, beinahe fassungslos über ihren leichten Sieg.

„Verzeihen Sie mir nun aber auch eine Frage!“ sagte Conrad. „Wie ist es möglich, daß eine Familie, in der eine so entschiedene Gesinnung herrscht, dennoch ihre Töchter Ehen schließen ließ, worin die Kinder griechisch und anglicanisch geworden sind?“

„Leider hatten wir früher diese Entschiedenheit nicht,“ erwiederte Doralice erröthend. „Die Jugendzeit meiner guten Mutter fiel in jene Tage, wo man mit der allgemeinen Menschenliebe und gegenseitigen Toleranz einen solchen Cultus trieb, daß man sich geschämt hätte, auf das katholische Dogma irgend ein bestimmendes Gewicht zu legen. Man ließ allenfalls eine religiöse Richtung gelten, doch nur als Sache des Individuums. Man machte die Religion zu einer Gefühlsangelegenheit; man wies ihr das Herz zum Gebiet, besser gesagt, zum Ver-

steck an; man löste sie ab vom Leben, von den allgemeinen und öffentlichen Verhältnissen, von der Politik, von der Wissenschaft, von der Kunst, sogar von der Kirche. Die Kirche wurde eine Staatsanstalt, der Büreaukratie untergeordnet, um nach vorschriftsmäßigem Heller und Kreuzer den Gottesdienst innerhalb der vier Wände der Gotteshäuser möglichst unscheinbar und geräuschlos für Diejenigen zu halten, welche etwa den Besuch der Messe der protestantischen Predigt vorziehen sollten. Das Leben von der Religion ablösen heißt aber nichts Anderes, als es von göttlicher Wahrheit und göttlichem Gesetz ablösen; man wird nach und nach indifferent gegen jene und der Egoismus tritt an die Stelle eines höheren Gesetzes. Mancher Einzelne l e i d e t diese trübe Zeitströmung mehr, als daß er sie eigentlich mit Bewußtsein verfolgte; indessen wird durch dies matte Sichtreibenlassen die Trübung des Zeitstromes immer größer, und immer schwerer der Entschluß, sich ihm zu entreißen, wenn nicht der liebe Gott dem Einzelnen oder den Völkern heftige Erschütterungen schickte, wodurch sie zur Besinnung kommen. Das ist auch in unserer Familie geschehen, und die Stahltropfen mannichfacher Prüfungen haben uns etwas von der Energie des Glaubens zurückgegeben, die wir nie hätten verlieren sollen und die sich in das Herz der Tante Crescenze geflüchtet hatte. Sie allein hielt diesen verborgenen Edelstein hoch und werth. Aber wenn sie ihn auch vor uns auf-

leuchten ließ, unser Auge war damals noch geblendet von dem falschen Kram der Gefühlsreligiosität, den unsere arme, liebe Mutter in ihrer Treue gegen Traditionen, in denen sie aufgewachsen war, für ächtes Christenthum hielt. Und so wurden drei Ehen geschlossen, über die ich nur schweigen kann."

„Doch war Lord Henry's Ehe eine namenlos glückliche," bemerkte Conrad.

„Herr von Friedingen," sagte Doralice sanft, „das Glück ist nur schön unter dem Kreuz."

„Lieben — ist glücklich sein!" sagte er lebhaft.

„Die Liebe ist nur schön unter dem Kreuz," versetzte sie mit sanfter Entschiedenheit.

„Welche Resignation!" rief er.

„O nein, es ist freudige Ueberzeugung. Unter dem Kreuz — da ist die Liebe in Sicherheit gebracht. Da halten sich zwei Herzen in den Schranken des Heiligthums und unter der Hand Gottes."

„Und das genügte, um glücklich zu sein?" rief Conrad. „All die tausend Aspirationen des Herzens — seine Abgründe von Sehnsucht, sein unstillbarer Durst, seine Schwingungen über alles Erreichte hinweg nach dem Etwas hin, das vielleicht unerreichbar, aber doch so reizend ist — das Alles, und noch viel mehr, viel Unsagbares, viel Geträumtes, viel Erhofftes — das fände dort seine Befriedigung?! Nein, Gräfin, so mächtig ist Ihr Kreuz nicht!"

„Haben Sie das an sich selbst erfahren?“ fragte sie.

„Ich habe die Erfahrung der Welt für mich! abgerechnet einige bevorzugte Seelen, einige wenige Prädestinirte, die phönixselten im Jahrhundert auftauchen — sucht die Menschheit ihr Glück und ihre Liebe nicht unter dem Kreuz.“

„Nun,“ entgegnete Doralice lächelnd, „wenn sie es da nicht sucht, kann sie es auch freilich da nicht finden: das ist klar, und beweist nichts gegen meine Ansicht.“

„Doch, Gräfin! eine richtige und allgemein gültige Ansicht würde mehr Anhänger haben.“

„Bester Herr von Friedingen, Sie verweilen zu sehr bei der Oberfläche. Wann hat die Welt — nämlich die Welt, wie der Apostel sie versteht, d. h. die große Masse der Irdischgesinnten — wann hat sie sich je zu Ansichten bekannt, die ihrem Egoismus, ihrem Hochmuth, ihrer Genußsucht, ihrer feinen oder brutalen Selbstliebe ungünstig sind? — Sie ist ja eben deshalb das, was sie ist, nämlich Welt, weil sie solche Ansichten verhöhnt, oder bekämpft, oder bei Seite schiebt, oder als poetische Fiction irgend einer schwärmerisch überspannten Seele belächelt. Die Welt, Herr von Friedingen, gibt in der Welt den Ton an; und dieser Ton ist so laut, so gellend, so marktschreierisch, so betäubend, daß die Opposition gegen ihn im gewöhnlichen Gang des Lebens kaum vernommen und gar nicht beachtet wird. Nur zu Zeiten, wenn Gott die Donner seiner Gerichte rollen

läßt, und wenn sie verhallen, dann verstummt wohl einmal die erschreckte Welt und fragt sich, ob es nicht gerathen sei, eine höhere Ansicht zur Richtschnur zu wählen; und Mancher thut es und findet dann zu seinem grenzenlosen Erstaunen, daß Tausende und Tausende und aber Tausende, von denen Niemand eine Ahnung hat, die in der Wagschaale der Welt gar nichts gelten und gar nicht mitzählen, daß sie in aller Stille und aller Demuth jener höheren Richtschnur folgen, und treue Anhänger und Verfechter eines übernatürlichen Paniers sind. Diese müssen Sie fragen, was das Kreuz ihnen ist und ihnen gibt."

„Sie haben Recht!" entgegnete Conrad melancholisch. „Die Welt nennt ihre Bachanalien — Glück und ihre Orgien — Liebe, und mag von nichts Anderem wissen und hören. Von ihr will ich schweigen. Allein es gibt Menschen, die sich nicht jenem wüsten Taumel hingegeben, nicht in die Trunkenheit des Idolencultus gestürzt haben; die mit einer halb nüchternen und halb idealen Gesinnung dem Weltrausch abhold sind; die dem Wehen und Wirken des Geistes auf allen seinen Spuren nachgehen, um Himmlisches und Ewiges zu entdecken und um die Vollkommenheit verwirklicht zu sehen, nach der sie dürsten. Ich frage Sie, Gräfin: wenn Ihre Ansicht vom Kreuz die richtige wäre, würden dann nicht diese Menschen mit den suchenden Seelen, mit dem forschenden Geist, mit dem schwungvollen Herzen,

die sich müde gefragt haben an allen Thüren und Thoren, auf allen Wegen und Stegen der Intelligenz, ob da das Etwas zu finden sei, was ihre Sehnsucht stillen könne: würden sie nicht vor dem Kreuz niedersinken und frohlocken: Du bist es!" —

„Wären diese Menschen Christen, so würden sie das ganz gewiß thun," sagte Doralice; „doch gerade sie sind nicht selten dem Christenthum viel entfremdeter, als Andere, die in minder sublimer Weise die Vergötterung ihres Ichs betreiben. Sind wir trunken von Leidenschaften, so treten Augenblicke gräßlicher Ernüchterung ein, und das Verwerfliche und Haltlose unserer Bestrebungen grinzt uns so todtenkopfsmäßig an, daß uns der Widerwille gegen sie und die Verachtung unserer selbst auf eine andere Bahn führen kann, die am Kreuz ausläuft. Sind wir aber trunken von unserer eigenen Vortrefflichkeit, von der Zartheit unserer Empfindungen, von der Feinheit unseres geistigen Lebens — ach, dann schätzen wir uns selbst und unser Treiben viel zu hoch, um unsere Bahn aufzugeben, an deren Ende nun einmal das Kreuz nicht steht. Der Verbrecher, der große Sünder gelangt leichter dahin, als der mit seiner idealischen Richtung zufriedene Mensch; denn jener fühlt sich der Erlösung bedürftig und dieser nicht. Diese Bedürftigkeit aber ist die Bedingung zur Entdeckung des Kreuzes. Fehlt sie, so bleibt es verschleiert."

„Ich habe gehört, eine solche Entdeckung sei Sache

der Gnade, d. h. einer erleuchtenden Erkenntniß, die wir uns nicht aus eigener Kraft verschaffen können," entgegnete Conrad. „Wenn das richtig ist, so ist der unerleuchtete Mensch ohne sein Zuthun blind gegen das Kreuz und der erleuchtete ist sehend ohne sein Verdienst."

„Die Erkenntniß göttlicher Wahrheit ist allerdings Sache der Gnade und nicht unser Verdienst," erwiederte Doralice; „aber unser Verdienst ist es, der Gnade nicht zu widerstreben und Alles hinweg zu räumen, was die himmlische Einwirkung hemmt, stört und unterbricht. Weil die Ausbrüche unserer sündigen Natur immer wieder und wieder solche Störungen hervorrufen, darum müssen wir auch immer wieder die Mittel anwenden, welche die unendliche Liebe Gottes dazu bestimmt hat, Canäle seiner Gnade zu sein, und der Empfang der heiligen Sacramente, dieser Act der Reue und Demuth, stellt in uns das Gnadenleben wieder her oder kräftigt es, je nachdem es verloren gegangen oder ohnmächtig geworden war. Und dies, Herr von Friedingen, ist auch der innerste Grund, weshalb wir auf eine katholische Eheverbindung solch Gewicht legen. Um das zu werden, was der Mensch, seiner Bestimmung nach, werden soll, und was er, seiner Sehnsucht nach, auch werden möchte, genügt es nicht, so gewiß unbestimmt an Gott zu glauben und so gewiß träumerische, heiße Aspirationen nach irgend einer idealischen Vortrefflichkeit und Befrie-

digung zu haben. Dazu muß er in das Reich der Gnade eintreten, welches die Sacramente — um mich profan, aber Ihnen verständlich auszudrücken — in's irdische Leben hineinzaubern. Ihre geheimnißvolle, wunderbare Kraft stammt vom Kreuz, entschleiert das Kreuz, führt zum Kreuz, und wandelt den Menschen, diesen Wildling nach der Ordnung der Natur, in ein Blüthenreis für das ewige Leben, in einen Christen um, der unter dem Kreuz sein Glück zu finden und seine Liebe zu adeln sucht. — Und nun erlauben Sie mir, meiner guten Mutter die frohe Botschaft zu bringen, daß Sie selbst die Vermittelung dieser heiligen Angelegenheit übernehmen wollen," setzte Doralice im veränderten Ton hinzu, indem sie aufstand und dadurch Conrad nöthigte, sich auch zu erheben.

Er that es zögernd, blieb stehen, schaute sich um im Salon und sagte halblächelnd.

„Ihre Madonnenbilder haben es mir angethan, Gräfin! Wohin man blicken möge, überall fällt das Auge auf himmlische Gestalten, die für den Himmel zu gewinnen suchen. Ist das katholische Art?"

Aber auf sie, nicht auf ihre Bilder, fiel sein Blick bei dieser Frage.

„Gutkatholische Art ist es, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen überall zu fördern," entgegnete Doralice leicht erröthend, indem sie sich tief verneigte.

Conrad durfte nicht länger zögern; er verließ sie;

aber ihm war zu Muth, als sei ihm etwas wunderbar Schönes begegnet. Nur wußte er nicht was. Daß dereinst meines Bruders Kinder katholisch werden sollen, ist für mich persönlich ganz indifferent, sprach er zu sich selbst, und kann unmöglich eine solche Freudigkeit in meine Seele gießen. Ist es die Freude, meinem Bruder diese Verbindung zu sichern? .... Aufrichtig gestanden .... ich meine es gibt noch manche Celestine in der Welt, wenn er diese nicht heimführte. Ist es die Freude, daß ich mit dieser Familie in Freundschaft bleibe? .... Mit der Familie? .... nun ja! man ist immer gern in gutem Vernehmen mit guten Menschen. Wie sagte sie doch! „die Liebe ist nur schön unter dem Kreuz!" Nun, das klingt doch nicht besonders erfreulich! aber es klingt wie aus einer anderen Welt, ... wie eine übernatürliche Sprache, deren Dollmetscherin sie ist .... diese schöne, edle Doralice. Ja, wer das sagt, das glaubt, danach lebt: „Glück und Liebe sind nur schön unter dem Kreuz" — der bringt ein anderes Evangelium, als das ist, welches die Philosophie und die Wissenschaft unserer Tage predigen. Und welche wunderbare Fügung, daß diese Himmelsbotin mir begegnen muß. — —

Während er an Roderich schrieb, theilte Doralice ihrer Mutter das glückliche Ergebniß mit und Frau von Derthal frohlockte:

„Süße Tochter, Du gibst mir einen unsäglichen

Trost! kein Wort spricht es aus, wie ich in dieser Zeit gelitten habe. Nunmehr betrachte ich die Sache als gewonnen, denn Roderich wird schwerlich seinem Bruder und uns widerstehen. Ach Kind, wie muthig bist Du! Dir danken wir diesen Sieg."

„Gott hätte ihn auch Dir gegeben, liebe Mutter," entgegnete Doralice mit ihrer gewohnten Zärlichkeit. „Führen wir seine Sache, so legt er uns das rechte Wort in den Mund."

„Aber dieser vortreffliche, verständige Conrad! glaubst Du nicht, daß Jemand, der so viel Einsicht besitzt, auch weiter kommen müsse? Welch ein guter Katholik würde er sein, wenn er erst ganz überzeugt und gewonnen wäre! Ich kann mich der Hoffnung nicht erwehren, daß der liebe Gott Dich, süßes Kind, zum Werkzeug seiner Bekehrung erwählt hat. Der erste Schritt dazu ist bereits geschehen. Versäume nichts, ich flehe Dich an, um ihn weiter zu bringen."

„Zweifle nicht an meinem guten Willen, liebe Mutter," entgegnete Doralice halb erfreut, halb befremdet durch diesen feurigen Eifer ihrer Mutter und ahnungslos über die eigentliche Triebfeder desselben — die Hoffnung auf den fünften Schwiegersohn. „Aber die Bekehrung einer solchen Seele von einem solchen Standpunkt erfordert Riesenkämpfe, zu denen der heilige Geist selbst den Streiter antreiben muß. Mir scheint, Herr von Friedingen habe mehr Wohlgefallen

an schönen Theorien, als an deren practischer Durchführung, und bewege sich so gern in der Welt der Gedanken, daß er das Handeln fast überflüssig findet. Kränkliche Menschen, die früh von schmerzlichen Prüfungen heimgesucht wurden und keine Veranlassung zu kräftigen Willensanstrengungen auf dem glatten Pfade ihrer bequemen Verhältnisse hatten, gerathen zuweilen in solchen Dämmerzustand."

„Darum eben müssen Andere energisch an ihrer statt wollen," rief Frau von Derthal, „und ihnen das Ziel, das sie zu erreichen haben, auch als erreichbar vorstellen — nicht allzu sublim, süßes Kind."

„Das Ziel ist der Himmel, ist das ewige Leben, ist das Anschauen Gottes, liebe Mutter; das kann man wirklich nicht sublimer vorstellen, als es in der That ist," sagte Doralice lächelnd.

„Gewiß nicht! o nein! aber meinst Du nicht auch, daß unterhalb dieses übernatürlichen Zieles für ihn auch ein irdisch glückliches zu erreichen wäre?"

„Warum nicht?" sagte Doralice und blickte befremdet die Mutter an. „Aber das liegt nicht in meiner Hand und ich hätte auch nicht das Talent, irgend Jemand darauf hinzuführen."

„O Kind, Du hast Talent zu Allem, was Du unternimmst! .... — Nicht wahr, das hat sie?" rief Frau von Dertha. dem eben eintretenden Lord Henry zu.

Als dieser erfuhr, wovon die Rede sei, rief er in heftiger Entrüstung:

„Sagt ich's nicht immer, daß Sie eine Proselytenmacherin erster Ordnung wären, Doralice? Nicht bloß in der Gegenwart und die Generation, die Sie umgibt, möchten Sie für den Papismus gewinnen .... nein, das genügt Ihnen nicht! o nein! herrschsüchtig greifen Sie in die Zukunft hinein und umspinnen kommende Geschlechter mit Ihren Glaubensnetzen."

„Das thue ich nicht, lieber Henry! der Fischer von Galiläa thut's. Der wirft seine Netze wieder und immer wieder aus, denn sein Meister sprach zu ihm: Ich will euch zu Menschenfischern machen. Uebrigens haben Sie Anlagen zur melodramatischen Declamation! Gewiß haben Sie das Theater der Porte St. Martin in Paris oft besucht?" Doralice sagte dies Alles so annuthig, ganz sanft, ganz fest, ganz lieblich, dabei mit einem Anflug von harmlosem Spott, daß sich Lord Henry in seinem Herzen nicht bloß entwaffnet, sondern wehrlos fühlte. Deshalb rief er nur noch erzürnter:

„Was Melodrama! — Von einer Tragödie ist die Rede! .... Zu Tragödien der Weltgeschichte führt der katholische Fanatismus, der den Andersgläubigen nicht einmal das Leben gönnt." ... — —

„Doch, lieber Henry! sogar das ewige Leben!"

„Und der das Heiligste, was es auf Erden gibt, die aufrichtige Liebe von zwei jungen Herzen dazu

mißbraucht, um die römische Tyrannei auszubreiten."

„Die Liebe von zwei jungen Herzen, wie Sie so rührend sagen, ist etwas recht Schönes, wenn sie sich innerhalb derjenigen Schranken hält, welche die heiligste Pflicht ihnen auflegt: Glaubenstreue."

„Aber, Sie unglückliche Doralice, Sie erzwingen ja für den einen Theil einen Act von Apostasie."

„Bester Henry, wie oft habe ich Ihnen schon gesagt: die göttliche Wahrheit ist eine oder keine. Diese eine wird unter göttlicher Autorität in der katholischen Kirche bewahrt. Wer sie annimmt, bekehrt sich vom Irrthum zur Wahrheit. In der Welt zählt man seit dem Beginne des Christenthums circa fünfhundert Irrlehren, die mehr und minder ihre Anhänger, ihre Dauer hatten. Sie begannen im ersten Jahrhundert, in der apostolischen Zeit; und sie vermehren sich auch noch im neunzehnten. Großbritannien soll mit dreißig verschiedenen Secten gesegnet sein, welche natürlich Alle eine Fraction Wahrheit für sich in Anspruch nehmen. Wie Sie Sich nun mit diesen Fractionen behelfen, das geht uns nichts an. Wir wollen aber nicht, daß den Unseren die Fülle der göttlichen Wahrheit verkümmert werde, und daß menschliche Lehre dort Eingang finde, wo göttliche Offenbarung in Kraft steht. Menschenwerk dem Werke Gottes, Unvollkommenes dem Vollkommenen, Lehren eines Individuums den geoffenbarten Glaubenslehren

vorziehen: das ist Apostasie .... und daraus folgt, daß nur der Katholik sie begehen kann. Gibt aber Roderich von Friedingen der göttlichen Wahrheit die Ehre: so ist das eine Bekehrung."

„Nonsens, Doralice! Nonsens! Alle Christen sind Christen, wenn sie Christus haben."

„Ja, lieber Henry, wenn sie ihn haben."

„Und Alle haben denselben Christus!"

„Nein, lieber Henry, bilden Sie Sich das ja nicht ein!" sagte Doralice im Tone des zärtlichsten Mitleids, aber mit der äußersten Entschiedenheit. „Den menschgewordenen, gekreuzigten, eucharistischen, ewig lebendigen Christus, in seiner wirklichen und wesenhaften Gegenwart — den besitzt nur die katholische Kirche."

Lord Henry war während des Gesprächs im Cabinet der Frau von Oerthal auf und ab gegangen. Seine innere Unruhe fand zugleich Linderung und Ausdruck in dieser Bewegung. Aber jedes Wort, das Doralice sprach, regte ihn mehr und mehr auf. Es war ihm, als stiegen Schranken zwischen ihm und ihr himmelan, als thürme sie eine Mauer auf, die ihn unerbittlich von seinem Glück, von seinen Hoffnungen scheide — und Alles das nur .... weil sie der verhaßten katholischen Kirche angehörte. Jetzt blieb er vor ihr stehen und sah sie an mit einem Blick, der Frau von Oerthal zittern machte, den aber Doralice mit der Frage beantwortete:

„Oder glauben Sie etwa an das Dogma vom Ge-

heimniß der wahren und wesenhaften Gegenwart Christi, in seiner Gottheit und Menschheit — im heiligsten Altarssacrament?"

„An diese papistische Erfindung des zwölften Jahrhunderts?" rief er bleich vor Zorn; — „Gott Dank — nein."

„Das sagte ich eben: wir haben nicht denselben Christus," entgegnete Doralice. „Vom heiligen Nachtmahl an, durch die Catacomben hindurch, in die besiegte Barbarenwelt und in Europa's Civilisation hinein, durch anderthalb Jahrtausende — die gewichtigsten, die reichsten in der Weltgeschichte — lag die christliche Menschheit auf den Knieen vor dem anbetungswürdigen Liebesgeheimniß der wirklichen göttlichen Gegenwart, welches die geweihte Hostie verschleiert. Da erhoben sich Meinungen, die ihre Richtigkeit nicht besser zu begründen wußten, als durch die Behauptung, dies Dogma sei eine papistische Neuerung. Die Ansicht fand Beifall, fand Anklang bei Denen, die einen gründlichen Bruch mit der heiligen Kirche beabsichtigten. Die schauerliche Gotteslängnung machte tausend Tabernakel zu Einöden, beraubte Millionen von Seelen des himmlischen Trostes, der in der Verheißung Christi gegeben ist: „„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt,"" unterbrach die Lebensströmung, die von Ihm auf sie überging, verbannte Ihn gleichsam in den Himmel, als ob die Menschheit seiner beseligenden Nähe nicht bedürfe und suchte sich zu begnügen

mit einer Verstümmelung seiner Liebesthat. Den eucharistischen Christus, dies ewig lebendige Opfer für unsere Sünden, diese übernatürliche Speise unserer Seele, dies göttliche Unterpfand unserer glorreichen Auferstehung, den eucharistischen Christus, dessen wundervolles Liebesmysterium die Geheimnisse der Menschwerdung und des Erlösungstodes in sich beschließt — den habt Ihr verworfen .... und dann muthet Ihr uns die Annahme zu, wir hätten Alle denselben Christus!! Nein, lieber Henry, den Wahn müssen Sie fahren lassen, als stände Alles, was Christ heißt, auf demselben Boden des Glaubens. Christus ist einer und göttliche Wahrheit ist eine, denn Er hat sie verkündet; Beide sind unzertrennlich! außerhalb der Kirche hat man nur ihr Stückwerk."

„Bestes Kind!" sagte Frau von Derthal äußerst beunruhigt durch Lord Henry's mühsam unterdrückten Zorn, „Christus ist für die ganze Menschheit gekreuzigt worden und die Akatholiken setzen ihr volles gläubiges Vertrauen auf seinen Tod, der ihnen die höchste Gottesthat ist."

„Ja wohl," sagte Doralice immer mit derselben feurigen Entschiedenheit, die ihrem zarten schönen Antlitz einen ganz unaussprechlichen Adel verlieh. „Christus ist für Alle gestorben; dem hab' ich nie widersprochen. Aber inwiefern man ihn besitzt: da liegt der Unterschied und diesen Unterschied dürfen wir nie vergessen! Liebe, Duldung, Nachsicht und Gebet sind wir den Andersgläubigen schuldig. Doch mit unbesiegbarer Entschiedenheit müs-

sen wir behaupten, daß wir nicht auf einem und demselben Boden des Christenthums stehen; das sind wir Gott schuldig. Sie haben ja unsere Glaubenslehre verworfen. Nun wohlan! diese Lehre ist das Wort Gottes und „„Gott ist das Wort,““ spricht St. Johannes. Da liegt eine Kluft, die wir nicht verläugnen dürfen! auch nicht dem unverschuldeten Irrthum zu Liebe, denn das wäre eine Beleidigung der Wahrheit. Uebrigens sei versichert, liebe Mutter, daß da, wo principiell der eucharistische Christus geläugnet wird, auch dem gekreuzigten große Gefahr der Absetzung droht. Sieh' nur den armen Friedingen an. Er hat durchaus den christlichen Boden unter den Füßen verloren und er ist nur deshalb so nachgiebig gegen uns, weil seine Vernunft ihm eine gewisse Ehrfurcht vor der Unbeugsamkeit — nicht vor der Christlichkeit — unserer Ueberzeugung gebietet.“

Lord Henry erholte sich ein wenig von seinem Groll durch diese Bemerkung, die, wie er meinte, eine noch tiefere Kluft zwischen Conrad und Doralice, als zwischen ihm selbst und Doralice ziehe.

„Also total ungläubig?“ rief er; — nun, da hätte ich wohl die liebenswürdigen Dinge hören mögen, die Sie ihm ohne Zweifel mit aller Grazie gesagt haben werden .... da Sie mich schon in so unerhörter Weise mißhandeln.“

„Er hat nicht von mir begehrt, daß ich seine Ansichten als ebenbürtig des katholischen Glaubens anerkennen

solle und hat mich nicht zum Zweikampf aufgefordert," erwiederte Doralice, „und wie lieb es mir wäre, wenn auch Sie, bester Henry, seinem Beispiel folgen wollten, das kann ich Ihnen gar nicht beschreiben."

„Lassen Sie mir doch die Freude, für meinen Glauben zu kämpfen und zu leiden."

„Sie erzürnen Sich dermaßen bei unseren Gesprächen," entgegnete sie, „daß ich mich des Verdachtes nicht erwehren kann, der Zorn müsse bei Ihnen die Stelle der guten Gründe vertreten . . . . und das ist mir äußerst peinlich."

„O bilden Sie Sich nur nicht ein, ich könnte meinen Glauben nicht vertheidigen! Geriethe ich nicht durch Ihre papistische Anmaßung ganz außer mir, so würde ich die gewichtigsten Gründe, wenn auch nicht mit Ihrer scholastischen Spitzfindigkeit entwickeln und sagen: mein Glaube ist der einer vernünftigen, gesitteten, intelligenten Zeit; ein Glaube, welcher der Menschheit Ehre macht, indem er Gott die Ehre gibt, die ihm gebührt, und dem Individuum Spielraum zu einer edeln Entwickelung und Selbstständigkeit gewährt, ein Glaube, der neben unserer Menschenwürde und unserem hohen sittlichen Ernst bestehen kann und mit dem ganzen Organismus unseres Staates, unseres Landes, unseres Volkes verwebt ist — der Glaube meiner Väter und meiner Kinder."

„Ich meinte, Sie hätten mir mit einigem Stolz

erzählt, Ihre Familie sei eine der wenigen, welche ihr Bestehen bis auf die angelsächsische Eroberung zurückführe;" sagte Doralice.

„Allerdings, das können wir! in Northumberland hat unser Haus Wurzel gefaßt, die sich bis in die tiefste Dämmerung der Geschichte zurückbiegt."

„Und da glauben Sie wirklich, daß der Glaubensbote Augustinus, der im Jahre 596 den heidnischen Angelsachsen das Evangelium zu predigen begann, und durch seinen Gefährten Paulin im Jahre 627 das Bisthum York in Northumbrien stiften ließ, daß er die Lehre verkündet habe: Englands weltliches Oberhaupt sei auch das Oberhaupt der Kirche in England? was ja schon deshalb unmöglich war, weil England damals in viele kleine Königreiche sich vertheilte! — Nein, bester Henry, die längste Reihe Ihrer Ahnen war katholisch, und wenn die späteren es nicht mehr waren, so verdanken sie das den Blutgerüsten König Heinrich's VIII. oder den Blutedicten der „guten Königin Beß" gegen die Katholiken."

Der Diener der Frau von Derthal trat ein und übergab ihr mit einiger Bestürzung eine telegraphische Depesche, welche ein Bote von der nächsten Telegraphenstation soeben brachte.

„Vermuthlich Roderich's Zustimmung," sagte Frau von Derthal gedankenlos vor Schreck, erbrach das Telegramm und las:

„Spiridion starb am Typhus in Bukarest. Ich gehe nach einigen nothwendigen Reisevorbereitungen mit meinem Sohne dahin. Wir sind wohl. Blanca."

„Armer Spiridion!" seufzte Frau von Derthal sehr gefaßt.

„Arme, arme Blanca!" rief Doralice in Thränen.

Gestörte Reisepläne.

Dieser plötzliche Todesfall wurde sehr verschieden in der Familie aufgefaßt. Frau von Derthal sah jetzt in Blanca das, was sie vom ersten Augenblick ihrer Verehlichung mit großem Gleichmuth in ihr gesehen hatte: eine reiche Wittwe. Dafür hatten die Ehepacten auf's Glänzendste gesorgt; überdas war sie bei ihrem minderjährigen Sohne fast als unumschränkte Herrin des Vermögens zu betrachten. Daß der kränkelnde Spiridion nicht Methusalems Alter erreichen werde — mein Gott! darauf war ja alle Welt vorbereitet gewesen! Celestine und Eulalie, die den verstorbenen Schwager wenig und die Gefrierpunkt-Temperatur seiner Ehe gar nicht gekannt hatten, sahen in Blanca ganz harmlos eine betrübte Wittwe und weinten herzlich über den Gram, den sie bei ihr voraussetzten. Fräulein Crescenze und Doralice blickten zitternd auf die junge lebenslustige Wittwe und Lord Henry war auch nicht ohne Sorge um Blanca's ferneres Schicksal. Er hatte auf seinen zahl-

reichen Reisen den Weg zwischen England und dem Continent fast immer über Paris genommen und kannte daher seine Schwägerin Blanca genauer, als irgend Jemand in der Familie. Gerade diese genaue Kenntniß war nicht sehr trostvoll. Er schwieg darüber. Er war zu sehr, und durch und durch, Gentleman, um je eine Sylbe über die Lippen zu bringen, die den flüchtigsten Schatten auf irgend eine Frau hätte werfen können. Sogar unter Männern fand er solche Bemerkungen oder gar Gespräche vom schlechtesten Ton. Frauen gegenüber würde er es als einen unverzeihlichen Verstoß betrachtet haben. Sein Schreck war nicht gering, als Doralice ihn alles Ernstes aufforderte, nach Interlaken zu gehen und Blanca nach Bukarest zu begleiten; sie habe keinen Bruder, keinen Vater, der ihr auf der Reise in jenes halbwilde Land und in der Wildniß ihrer dortigen Verhältnisse schützend und rathend zur Seite stehen könne: also sei es seine Pflicht. Die Familie sei es sich selbst und einer Tochter des Hauses schuldig, diese nicht bei fünfundzwanzig Jahren ganz allein in der Welt zu lassen; und er sei ganz der ernste und weltvertraute Mann, der ihr in diesem Augenblick seinen Beistand antragen müsse. Er habe ja weder am Rhein noch in England etwas zu versäumen, wisse seine Kinder gut aufgehoben und dürfe also nicht zögern, einige Monate zum Opfer zu bringen, das sie Alle ihm hoch anrechnen würden.

„Nur nicht Blanca!“ erwiederte er. „Sie besorgt ihre Angelegenheiten nach ihrer Einsicht und hat es gar nicht gern, wenn man ihr allerhand Wenn und Aber dazwischen wirft.“

„Ist sie denn im Stande, einen Ueberblick der Verhältnisse ihres Kindes, seines Vermögens, seiner Güter und was weiß ich Alles! zu gewinnen?“

„Warum nicht? wenn ihre Geschäftsleute es für nothwendig erachten. Wollen diese aber Blanca hinter das Licht führen, so ist Niemand im Stande das zu verhindern, weil Niemand von uns Spiridion's Verhältnisse und die walachischen Zustände kennt. Bliebe Blanca dort, so dürfte man noch eher hoffen, diesen Urwald zu lichten, sobald sich ein Vertrauensmann fände, der allen übrigen Beamten, Verwaltern &c. &c. vorzusetzen wäre.“

„Vielleicht bleibt sie dort! wir wissen ja gar nichts von ihren Plänen?“

„Blanca soll sich in Bukarest oder auf ihren Gütern niederlassen?“ rief Lord Henry halb lachend. „Ja, den nächsten Winter mag sie vielleicht in Bukarest zubringen — wohlverstanden, wenn Zoula dort einen Palast besitzt — um der Crême der Bojaren das Nonplusultra einer Eleganten im Pariser Styl, nicht im orientalischen, vorzuführen; aber dann wird sie die Freuden von Bukarest satt und übersatt haben und nach ihrem theuern Paris schreien. Sie wird sich dann einen Geschäftsmann

wählen und theuer bezahlen, der ihr viel Ergebenheit und Pflichtgefühl versprechen und wenig halten wird; er wird sie tüchtig betrügen und sie wird endlich durch die Finger sehen, um des beständigen Verdrusses quitt zu sein, wird denken: Mein Sohn ist ohnehin reich genug, andere Leute wollen auch leben; und wird sich in der Ueberzeugung, ihre Mutterpflicht in dieser Beziehung auf's Beste erfüllt zu haben, zur Erziehung ihres Sohnes nothwendiger Weise nach Paris begeben müssen, wo ja auch der arme Zoula so vortrefflich erzogen worden war."

Statt zu antworten brach Doralice in Thränen aus. Lord Henry aber sagte gleichmüthig:

„Blanca denkt nun einmal anders wie Sie."

„Was und wie Blanca denkt, darüber wissen wir Alle leider sehr wenig!" sagte Fräulein Crescenze; „und wenn meine elende Gesundheit nicht auf allen Ecken und Enden meinen guten Willen hemmte, so ginge ich zu ihr, um ihr, wenn auch nichts Anderes, doch wenigstens die Theilnahme ihrer Familie zu beweisen und sie daran zu erinnern, daß sie nicht ganz allein in der Welt steht."

„Was Du nicht kannst, beste Tante, das kann und will ich thun," sagte Doralice entschieden und trocknete ihre Thränen. „Ich telegraphire an Blanca, sie möge mich erwarten, setze mich morgen auf die Eisenbahn und bin übermorgen bei ihr."

„Das ist gut!“ rief Fräulein Crescenze; „und am allerbesten wäre es, wenn Du sie bestimmen könntest hieher zu kommen, bevor sie nach Bukarest geht. Der kleine Umweg und die Verzögerung haben bei der ungeheueren Entfernung gar nichts zu bedeuten und man würde sie doch endlich wiedersehen, die arme liebe Blanca.“

„Aber um des Himmels willen,“ rief Lord Henry beängstigt, „hätte Blanca Lust zu kommen, so käme sie. Warum soll Doralice nach Interlaken jagen und doch ohne Blanca heimkehren!“

„Ich reise!“ sagte Doralice entschieden. „Blanca spricht in ihrem Telegramm von Reisevorbereitungen; die Pässe, die Geldangelegenheiten müssen besorgt werden: das erfordert einige Tage. Sie kann noch nicht fort sein. Ich werde sie bitten, mich zu erwarten.“

Sie schrieb einige Zeilen, schickte sie durch ihren Diener auf der Eisenbahn nach der Telegraphenstation in Wiesbaden und beachtete weiter nicht Lord Henry's Einwendungen. Als nun Alles abgemacht war, sagte er:

„Wohlan! Sie werden mir erlauben, Sie zu begleiten.“

„O nein,“ entgegnete Doralice, „das werd' ich nicht. Für Blanca, wie es nöthig war, haben Sie die Reise nicht machen wollen. Für mich will ich es nicht, denn es ist unnöthig: ich habe meine Leute bei mir und die ganze Fahrt bietet nicht die geringste Unbequemlichkeit. Sie dürfen ruhig in Ihrer Hängematte bleiben.“

Lord Henry schwieg, aber er wüthete innerlich: Sie ist ein boshaftes Geschöpf! sie weiß recht gut, daß mir an der Hängematte nichts liegt! .... Und ich begleite sie doch! ... heimlich .... fahre in einem anderen Waggon. Das kann sie mir nicht verbieten .... die Eisenbahn ist für Jedermann. Sie trifft bei Blanca Menschen, die ihr nicht angenehm sein werden, dies Gesindel von sogenannten Künstlern .... wie unbehaglich für sie.... Eigentlich müßt' ich's ihr gönnen .... warum hört sie nicht auf meinen Rath! .... Sehr eigensinnig ist sie .... hm, ja, sehr ... und doch so gewiß himmlisch .... ein ganz besonderes Wesen! wie wird sich noch Alles wenden und enden! — — Dieser letzte Seufzer galt jedoch nicht der Reise nach Interlaken.

Frau von Derthal ließ Doralice gewähren. Auch sie hätte gern Blanca in der tiefen Wittwentrauer bei sich im Schlößchen gesehen, die schöne Fürstin Zoula, mit ihren fabelhaften Reichthümern, mit ihrem vaterlosen Söhnchen, dessen Heimath an Europa's Grenzen lag .... wie rührend! wie interessant! welch ein Schmuck für sie, die Mutter .... dieser Blumenstrauß von schönen Töchtern.

Als Conrad den bevorstehenden Reiseplan erfuhr, ging es ihm wie Lord Henry: er hätte gewünscht, Doralice begleiten zu dürfen. Da dies unmöglich war, so projectirte er seinerseits einen Ausflug — nur wußte er

nicht wohin, nicht weshalb, nicht wozu. Die Seele fehlte ja doch überall, wenn sie fehlte. War es nicht am gerathensten, nach Grünau zurückzukehren? — Conrad schauderte vor seinem schönen Schloß, seinem Park, seinen Büchern, seinem Flügel, seinen Pferden, seinen Jagden — seiner Einsamkeit! In der Leere und Oede des Daseins, wo man Alles hat, was das Herz nicht begehrt und Nichts von dem, was es begehrt: da stirbt das Leben ab, da sinkt es zu einer Art von Marionetten-Existenz herab. Man bewegt sich, man handelt, man thut und treibt, je nachdem die Faden der Gewohnheit, welche uns an die Welt der Erscheinungen knüpfen, durch dies oder das Ereigniß berührt werden und man führt ein seelenloses, unvollständiges, dürftiges Leben.... ein Leben ohne Beruf, ohne Ziel, in welchem keine einzige gute Fähigkeit sich vollständig zu entwickeln vermag. Der Druck der Vereinzelung ertödtet sie. Aus diesen und ähnlichen Gedankenzügen, in welche ungesucht, wie Sonnenblitze durch trübe Wolken, einzelne Worte und Aeußerungen von Doralice — oder die Erinnerung an ein Lächeln, eine Bewegung, einen Blick von ihr lichtend fielen — weckte ihn ein Brief von Roderich. Dieser schrieb:

„Lieber Conrad, meine Empfindung beim Lesen Deines Briefes war grenzenlos; ich sage Dir — grenzenlos. Alles, was ich je gelernt, gelesen, gehört, ergo gedacht habe, von katholischen Ein- und Uebergriffen in

das Heiligthum des Familienlebens, Alles das stand jetzt leibhaftig vor mir auf der einen Seite; während auf der anderen Seite die Perspective auf eine gewisse Cabinetsordre folgenden Inhalts sich mir eröffnete: Offiziere evangelischer Confession (bei uns zu Lande sagt man lutherisch; es ist aber ganz dasselbe), die, wenn sie sich mit Katholikinnen verehelichen, nicht die feste Bestimmung treffen, daß ihre etwaige Nachkommenschaft der evangelischen Kirche einverleibt werde, erhalten den Abschied. Nun bin ich aber mit Leib und Seele Soldat und der Soldat hält zu seiner Fahne; das begreifst Du, lieber Conrad, und folglich auch das Grenzenlose meiner Empfindungen. Natürlich wüthete ich etwas. Zuerst gegen den Papst, er möge heißen wie er wolle, der diesen Höllenkram erfunden hat. Zweitens gegen die Pfaffen, die ihn darin unterstützen. Drittens gegen das Concordat, das in Oesterreich all' diesen Unsinn zur Geltung bringt. Viertens gegen die Cabinetsordre, die eine indirecte Frucht des Concordats ist, indem wir uns, der Parität wegen, mit gleichen Maßregeln wehren müssen. Fünftens, aber etwas Weniges nur, gegen Celestine, die ihre allerliebsten Pfötchen in diese schreckbaren Uebergriffe hineinmischt. Und als ich mich ganz gehörig ausgewüthet hatte, da fing ich an mich zu besinnen."

Conrad ließ das Blatt halb lächelnd, halb traurig sinken und erwog die unbegreifliche Verwegenheit seines

Bruders, der bei einer solchen Unreife der Gesinnung sich anschickte, in den Ehestand zu treten, und Celestinens, die sorglos bereit war, ihre Zukunft mit allem Leid und allen Freuden eines Menschenlebens an einen solchen Gatten zu knüpfen. Dann las er weiter:

„Das Nachdenken machte mich ruhig, lieber Conrad. Gegeben ist die Cabinetsordre allerdings; ob aber publicirt? das weiß ich nicht und ich werde mich auch sehr hüten, danach zu forschen; denn wer viel fragt, bekommt viel zu wissen, sagt das Sprichwort — und mehr als ihm lieb ist, sage ich. Sollte sie aber auch publicirt sein, so ist es doch sehr die Frage, ob die Androhung jemals in Erfüllung gegangen ist. Ist das nicht geschehen, gibt es keine Antecedentien dieses Falles, so müßte ich ein Schwarzseher ohne Gleichen sein, um anzunehmen, daß er extra für mich in Ausübung kommen werde. Ich bleibe also bei meiner Fahne. Das ist die Hauptsache. — Was nun die katholische Nachkommenschaft betrifft, so ist meine Ansicht diese: die Mutter hat die Erziehung der Kinder zu besorgen; der Vater dirigirt nur so im Großen und Allgemeinen. Halten die Damen es für unmöglich, eine gute Erziehung ohne katholische Hülfsmittel zuwege zu bringen, so würde Celestine nicht ermangeln, jedes Mal, wenn ein armes Würmchen nicht Ordre pariren will, mir begreiflich zu machen, das gehe aus dem Mangel einer katholischen Erziehung hervor. Die Frauen sind reich an Ein- und Widerreden.

Diese Veranlassung will ich wenigstens von vorn herein unmöglich machen. Dadurch sichere ich den häuslichen Frieden. Endlich: warum sollte ich der allerliebsten Celestine nicht diesen Gefallen thun, der sich doch im Grunde nur um eine Idee dreht und keinen schlimmen Einfluß auf meine Descendenz üben kann; denn ich kenne Katholiken die schwere Menge, die gerade so flotte Lieutenants sind, wie der Sohn meines Vaters. Und was Töchter betrifft — sind sie fromm? . . . nun das gefällt mir! Frauen ohne Frömmigkeit sind affröse Geschöpfe. Jeder vernünftige Mann muß Widerwillen gegen das vom Glauben emanzipirte Weibervolk haben; denn um ihrer Tugend willen hat noch Keine der Frömmigkeit Valet gesagt. Das steht fest. Also: fromme Töchter — charmant. Wollen sie aber etwa in's Kloster, so führe ich sie auf den Ball. Punktum. Du siehst also, lieber Conrad, daß ich durchaus nicht mehr rabbiat über Frau von Derthals Forderung, sondern nach reiflicher Erwägung zu dem Entschluß gekommen bin, sie zu genehmigen. Mein Gott, Nachgiebigkeit auf beiden Seiten ist ja ein Haupterforderniß, um in der Ehe glücklich zu werden. Ich, als Hauptperson und als der vernünftigere Theil, fühle mich verpflichtet, mit gutem Beispiel voran zu gehen und mich nachgiebig zu erweisen. Um desto sicherer kommt dann die Reihe an Celestinette. Ich habe die vortrefflichsten Vorsätze gefaßt, um ein ganz ausgezeichneter Ehemann zu sein: nicht aufbrausend, nicht verschwenderisch, kein

Griesgram, kein Topfgucker, kein Brummbär; kurz, das Ideal eines Gatten. Ich — ein Ideal! ein verwirklichtes! Conrad, erkennst Du Deinen Bruder? O Wundermacht der Liebe!! Jedoch — oder besser gesagt — deshalb versteht es sich von selbst, daß ich das Regiment des Hauses führen und pünktlichen Gehorsam fordern werde. Meine Nachgiebigkeit von heute sichert mir die Herrschaft für meine ganze Zukunft, und wie wichtig dieser Punkt ist, lieber Conrad, das wirst Du erst dann ermessen, wenn Du im Begriff bist, die Schwelle des Tempels der Ehe zu überschreiten. Mir scheint, ich werde erhaben in meinen Ansichten und Ausdrücken. Findest Du das auch, so lies mein Schreiben den Damen vor. Findest Du es nicht, so behalte es für Dich und theile ihnen nur die Quintessenz desselben mit."

Conrad wählte das Letztere und erklärte einfach, Roderich sei gern bereit, in den Ehepacten die gewünschte Versicherung einer katholischen Kindererziehung zu geben. Er konnte vor sich selbst den Wunsch nicht verhehlen, daß das häusliche Regiment doch lieber von Celestinens etwas trockener Verständigkeit, als von Roderichs Unreife gehandhabt werde, und er hoffte, wenn sie nur halbwegs vernünftig sei, und Roderich zu behandeln wisse, so werde dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen. Frau von Derthal erschöpfte sich in Dankbarkeitsversicherungen. Doralice sagte einfach:

„Wir werden Gott bitten, es Ihnen zu lohnen."

„Was denn?“ sagte Conrad ablehnend. „Ich folgte meiner Ueberzeugung, indem ich die Ihre zur Geltung zu bringen suchte.“

„Also finden Sie doch unsere Ansicht .... oder unseren Standpunkt richtig?“ fragte Doralice schüchtern.

„Nicht absolut richtig; aber es ist doch ein folgerichtiges System, während sich bei meinem Bruder nicht die Spur von einer positiven Grundlage für seinen Glauben und seine Pflichten findet.“

„Dieses bereitwillige Zugeständniß soll eben der liebe Gott Ihnen lohnen,“ sagte Doralice wehmüthig. „Sie schließen doch nicht absichtlich Ihre Augen gegen das Licht.“

„Gewiß nicht!“ betheuerte Conrad. „Aber in meine Augen ist so viel Licht gefallen, es spielt in so vielen Farben des Prismas, es glänzt in so vielen sich durchkreuzenden Strahlen, daß ich durchaus nicht das Bedürfniß fühle, abermals einen Lichtaufgang wahrzunehmen und abermals dessen Spiegelungen auf einer neuen Facette meiner Intelligenz zu beobachten. Im Gegentheil! ich spüre viel mehr das Bedürfniß, meine Augen gegen alle diese Blendungen zu schließen — und zu ruhen.“

„Ja,“ sagte Doralice; „das ist der Seufzer der erlösten Creatur: ruhen in der übernatürlichen seligen Nacht des Glaubens.“

„Ruhen in den Schatten, welche sich still und kühl

ausbreiten, wenn all die täuschenden Lichter verglommen sind," versetzte Conrad.

„Herr von Friedingen," sagte Doralice ernst, „diese Schatten... sind nicht selten „die Schatten des Todes," von denen die heilige Schrift so ergreifend spricht. In dieser Dämmerung ist die Traumwelt zu Hause, und die Seele, die es leichter findet, süß zu träumen, als gut zu handeln, tapfer zu wollen und beharrlich zu kämpfen, versinkt in diese Schatten — und schläft ein, wie die Menschen einschlafen, die sich üppig zwischen duftenden Blumen betten: sie erwachen nicht mehr. Daß dies nicht an Ihnen geschehe .... darum werden wir den lieben Gott bitten, wie es sich ziemt für gute Christen."

Ihre Stimme war ruhig, aber an ihren langen, dunkeln Wimpern hingen Thränen und ihre Augenlieder senkten sich wie Blumenblätter unter schweren Thautropfen. Conrads Herz zitterte.

„Steht es denn wirklich so schlimm mit mir," fragte er mit gepreßter Stimme, „daß Sie mich wie einen Hinsterbenden betrachten? daß Sie um mich weinen .... und ich weiß nicht weshalb? daß Sie mir danken .... aber durch einen Klageruf? daß wir wie auf zwei verschiedenen Sternen stehen, wo Jeder von uns eine andere Sonne zu Häupten, eine andere Erde zu Füßen hat? O Gräfin, in welcher Welt leben Sie?"

„In der Welt des Glaubens, Herr von Friedingen," entgegnete Doralice mit einem wundervollen Aufleuchten

ihres schimmernden Auges; „und weine ich, so ist das deshalb, weil diese Welt, diese ächte und rechte Heimath der Seelen, Ihre Heimath nicht ist.“

„Im Schlößchen aber erwerben Sie sich immer mehr und mehr die Heimathsberechtigung,“ nahm Frau von Derthal das Wort. „Dies ist freilich nur etwas ganz Prosaisches und Irdisches, allein die Verhältnisse auf unserer armen Erde haben auch ihren Werth.“

Sie schwebte in der beständigen Furcht, Doralice werde mehr sagen, als Conrad vertragen könne, und deshalb suchte sie den Aeußerungen ihrer Tochter nach Kräften ein kleines Correctiv von Tröstung und Liebenswürdigkeit folgen zu lassen. Je näher sie Conrad kennen lernte, desto besser gefiel er ihr. Er war klug.... und doch nicht rechthaberisch und streitsüchtig; von edlem Character und doch nachsichtig gegen menschliche Schwäche; angenehm im Umgang.... und doch zuverlässig, wie sich das bei der Verhandlung mit Roderich zur Genüge herausgestellt hatte; mit einem Wort: ein unvergleichlicher Schwiegersohn. Nur mußte sie sich eingestehen, daß er Eulalie gar nicht — hingegen Doralice mit unbedingter Huldigung bewundere. Das hat nun freilich gar nichts zu bedeuten, sprach sie zu sich selbst, das ist nicht anders, als ob er der Pallas Athene oder einem sonstigen Marmorbild huldige. Da es aber zu keiner Verbindung führen kann, so fürchte ich, er reist mir auf und davon, sobald Roderich verheirathet ist. Diese

Vorstellung quälte sie sehr. Jetzt schien ihr der Augenblick günstig zu der Frage:

„Was meint Ihr? wäre es nicht schicklich, Celestinens Verehelichung bis zum nächsten Frühling zu verschieben?"

„Ich bitte.... Nein! im Namen meines Bruders," rief Conrad. „Er hat sich so eben Ihren Wünschen willfährig gezeigt; sein Sie jetzt nicht grausam gegen die seinen."

„Und Celestine ist doch nicht mehr in ihrem Sinn bei uns zu Hause," sagte Fräulein Crescenze.

„Bis zum October sind ja noch zwei Monate," sagte Doralice, „so daß die tiefste Trauer um Spiridion dann bereits abgelegt ist. Eine stille Trauung, ohne irgend eine andere Feier, als die kirchliche, verletzt weder den Anstand noch das Gefühl — selbst dann nicht, wenn Blanca hier wäre."

Da sich Frau von Derthal auf drei Punkten zugleich geschlagen sah, ergab sie sich und schickte nur ein Stoßseufzerlein zu Gott, dem Vater der Wittwen und Waisen — da ihre arme kleine Eulalie doch gewiß eine vaterlose Waise war!

Doralice besorgte ihre geringen Reiseanstalten; Lord Henry desgleichen; aber ganz heimlich. Im letzten Augenblick wollte er sich zu ihrer Begleitung stellen; er wußte, daß Mutter und Schwestern es sehr wünschten, und wenn auch im Allgemeinen ein Wunsch von Dora-

lice hundert andere überwog: so trat für diesen besonderen Fall doch genau das Gegentheil ein. Conrad nahm am Abend nicht Abschied von Doralice. Er wollte sich in der Frühe des nächsten Morgens im Schlößchen einfinden und sie wenigstens bis zum letzten Augenblick sehen; und dann wollte auch er eine kleine Reise rheinauf machen und die beiden schönsten Dome, die der romanische Styl aufzuweisen hat, in Worms und Speyer bewundern.

Ein schmaler blaßgelber Lichtstreif am östlichen Himmel verkündete einen neuen Tag; einen Tag, dies wundervolle und so wenig geschätzte Geschenk Gottes, das der Mensch, in der unsäglichen Gleichgültigkeit seiner Natur gegen jede Gnadengabe, fast gedankenlos hinnimmt. Es ist ja nun einmal so: die Sonne ging gestern unter und sie geht heute auf; das ist der Tag — basta. Ja, das ist der Tag. Aber dieser Tag kann uns die Veranlassung zu einem großen Liebeswerk, zu einem frommen Opfer, zu einer reineren Erkenntniß, zu einer edlen That bieten! an diesem Tage können wir den ersten Schritt zu unserer inneren Umwandlung thun, den ersten Blick der Reue in unser Herz werfen, den ersten Seufzer nach Gottes Barmherzigkeit ausstoßen! An diesem Tage können wir den guten Entschluß ausführen, zu dem wir uns lange schon gedrängt fühlten, aber nicht die Kraft dazu hatten; können wir das Wort aussprechen, den Schritt thun, das Werk üben, welche

die erste Stufe zu unserer Heiligung sein würden! dieser Tag kann der erste unseres Lebens sein, der im ewigen Leben Geltung hat! — Wohl dem, der so den Tag auffaßt und etwas Anderes in ihm sieht, als die Stunden, die zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegen.

Im Schlößchen war noch Alles still; nur der Kutscher, der Doralice zur nächsten Eisenbahnstation fahren sollte, schüttete bereits den Ponies das Futter vor und besorgte deren Morgentoilette. Da horchte er auf, denn es schien ihm, als höre er ein Posthorn. Es war aber nicht die Stunde des Eilwagens und der Pfiff der Eisenbahn war es auch nicht; so früh ging kein Zug. Er setzte sein Geschäft fort. Da ertönte das Posthorn abermals deutlich und nah und der Kutscher hörte nun auch, als er vor die Stallthüre trat, den raschen Hufschlag eines Pferdes, aber keinen Wagen. Sein Nachsinnen über dies seltene Ereigniß, welches durch die Verbreitung der Eisenbahnen immer seltener noch wird, wurde unterbrochen, als eine Staffette an's geschlossene Gitterthor heranritt und seinem Posthorn so entsetzliche Töne entlockte, daß Hof- und Stallhunde zu heulen anfingen und alles Gevögel in Haus und Hof unruhig wurde. Der Kutscher stürzte zum Thor, riß es auf, empfing vom Postillon eine Depesche an die Gräfin Ghioray, nebst der Weisung, eine Bescheinigung der richtigen Ablieferung zurückzubringen, und eilte nach dem Schwei-

zerhause. Dort war man schon aufgestanden und Doralice las betroffen Blanca's Telegramm:

„Komm nicht. Ich bin reisefertig, kann Dich nicht „erwarten. Vergebung. Tausend Dank. Auf Wieder„sehen im Frühling."

Henry hat Recht! seufzte Doralice; Blanca will uns nicht haben. Gott stehe ihr bei.

Sie wies die Dienstboten an, alle Reiseanstalten einzustellen. Nach und nach kam die ganze Familie im Schweizerhause zusammen, voll Neugier und Spannung. Lord Henry war der Erste. Nachdem er das Telegramm gelesen hatte, sagte er mit einer gewissen triumphirenden Miene:

„Nun, Doralice? wer hat einmal wieder Recht: Sie oder ich?"

„Sie!" entgegnete Doralice niedergeschlagen. „Aber trauern sollten Sie darüber, statt in kindischer Rechthaberei zu frohlocken."

„Es ist Ihnen doch gar nichts lieber, als mich zu tadeln," versetzte er. „Was kann ich für meine Menschenkenntniß! Sie verlangen doch gewiß nicht, daß ich deshalb meinen Platz bei jenem Philosophen des Alterthums einnehme, der beständig über die Thorheit der Menschen weinte."

„Das war nicht das übelste, was je ein Philosoph gethan hat," sagte Doralice. „So weinten auch die

Propheten des Alten Bundes; und so weinte Christus um Jerusalem."

Frau von Derthal erschien mit einer Menge von Trostgründen für die vereitelte gute Absicht der einen Tochter und von Rechtfertigungsgründen für das Verfahren der anderen. Ihre heimliche Ansicht über die ganze Begebenheit lautete so: Ich bin froh, daß Doralice hier bleibt; sie ist eine Fessel für Friedingen. Wollte er nicht auf der Stelle entwischen? wenn auch nur, um die romanische Baukunst zu bewundern. Aber er braucht vor der Hand gar nichts zu bewundern! .... Arme, kleine Eulalie! wärst du doch nur ein einziges Jahr älter .... du Sorgenkind, du!

Man blieb bei Doralice zum Frühstück und Conrad kam zur bestimmten Stunde. Er war so froh über die aufgegebene Reise, daß Lord Henry innerlich ergrimmt ihn fragte:

„Gehen Sie heute nach Mainz oder Speyer .... oder wohin sonst?"

„Nach keinem von beiden Orten," erwiederte Conrad unbefangen. „Ich wollte zuerst nach Heidelberg gehen, wo ich vor Jahren studirt habe."

„Ach, könnte ich doch einmal Heidelberg sehen!" rief Eulalie; „es soll so schön sein .... und ich habe von der ganzen großen, weiten Welt noch gar nichts Schönes gesehen."

„Wenn Sie Ihre Reise um vierzehn Tage aufschie-

ben wollen, Herr von Friedingen," sagte Frau von Derthal, „so könnten Sie vielleicht unser Reisemarschall nach Heidelberg und Speyer sein. In diesem Augenblick ist es nicht passend für uns .... aber später wird uns Allen eine kleine Zerstreuung nach den traurigen Emotionen dieser Tage recht wohlthätig sein."

Eulalie sprang auf, küßte wiederholt Frau von Derthals Hand und frohlockte:

„Ich werde Heidelberg sehen ... die berühmte Ruine."

„Ohne Herrn von Friedingens Zusage abzuwarten?" fragte lächelnd die Mutter.

„Auf die rechnete ich!" rief Eulalie naiv.

„Sie sind ein Muster von Wohlerzogenheit, Eulalie!" sagte Lord Henry im Ton scharfen Verweises, um seinem Mißmuth Luft zu machen, daß er selbst die Veranlassung zu dieser Wendung der Dinge gegeben habe.

Eulalie erröthete und sagte etwas verlegen, aber immer mit ihrer unverwüstlichen Munterkeit:

„War ich unhöflich, Herr von Friedingen, so vergeben Sie mir!... Ich bin ja so ungebildet, weil ich die Welt nicht gesehen habe! diese Reise wird gewiß dem Mangel glänzend abhelfen .... und dann, Henry, müssen Sie mir ebenso öffentlich eine Belobung meiner Wohlerzogenheit zukommen lassen, als jetzt den Tadel. Die Engländer sind ja Liebhaber des öffentlichen Verfahrens. Wir armen Deutschen halten es für klüger, unter vier Augen zu tadeln."

„Sollte sich Ihr Talent für die Naseweisheit in der

Welt noch mehr entwickeln, Eulalie, so wäre ich sehr der Meinung, daß Ihnen Heidelberg und seine Ruine auf ewig verborgen bliebe," sagte Lord Henry.

„Sind Sie auch dieser Meinung, Herr von Friedingen?" sagte Eulalie unverzagt; „Sie sind die Hauptperson in dieser Angelegenheit."

„Sie ist ja längst entschieden, da Sie auf mich rechneten, Fräulein Eulalie," sagte Conrad lächelnd.

Ihm entging Lord Henry's Verstimmung über diesen veränderten Reiseplan nicht und um desto lieber ging er darauf ein. Er fühlte eine eben so entschiedene Abneigung gegen diese leibhafte Verkörperung John Bulls — wie er bei sich selbst Lord Henry nannte -- wie dieser eine Antipathie gegen Conrad, den er einen Ideologen nannte, empfand. Beide hatten beständig Lust, mit einander zu zanken; aber Conrad vermied wenigstens immer, der angreifende Theil zu sein, während Lord Henry mit einer gewissen Freude jede kleine Meinungsverschiedenheit dazu benutzte. Stand Doralice auf Conrads Seite, so wollte der Streit nicht enden; denn Henry hielt es dann für eine zweifache Ehrensache, seine Ansicht zur Geltung zu bringen. Doralice trat aber so oft wie möglich auf Conrads Seite, um ihm zu beweisen, daß ihre Auffassung von Leben und Bestimmung zwar grundsätzlich der seinen zuwider laufe, aber sie nicht blind und ungerecht mache, wenn er Richtiges und Wahres sage. Und das geschah nicht selten. Conrad ist nicht der einzige Mensch, der

vernünftiger ist, als seine Theorien, und der nicht so verkehrt handelt, als er denkt, weil er das große Glück hat — inconsequent zu sein. Mitleid mit diesem irrigen Verstand und Theilnahme für dies edle, allem Guten und Schönen offene Gemüth — diese zwei zartesten und reinsten Empfindungen, schlugen ihre feinen Fädchen von Doralice zu Conrad hinüber, und die Hoffnung, daß die Wahrheit den Irrthum besiegen und die Seele gewinnen werde, webte jene Fädchen weiter und fester aus. Allein sie bemerkte es nicht.

Die Tage flossen so ruhig dahin, es lag ein solcher Friede auf den Verhältnissen, Conrad war im Familienkreise so ganz heimisch, und nahm so sicher und einfach seinen Platz darin, als sei er auf demselben geboren, die kleinen Zwistigkeiten mit Henry hoben die allgemeine Harmonie nur noch mehr hervor; ein frisches, regsames Leben, Musik, Lectüre, Spaziergänge, Gespräche, beseelte den kleinen Kreis — woher hätte für Doralice eine Beunruhigung kommen sollen? — Ueber Conrads Herz aber zitterte der zerschmelzende, besiegende und beseligende Frühlingshauch, den man Liebe nennt. Er vergaß nicht bloß die Enttäuschungen seiner Vergangenheit, sondern auch seine Entmuthigungen und seine Hoffnungen. Das Wesen, von dem er geträumt hatte, die Hypatia-Heloise-Beatrice, zerfloß gespenstisch in grauen Nebel und sank unaufhaltsam in den Abgrund der Vergessenheit hinein, und eine andere Gestalt, klüger, liebevoller, himmlischer

gesinnt als jenes Gebilde seiner Phantasie, nahm in Wirklichkeit dessen Stelle ein und füllte den Raum zwischen Himmel und Erde. Er wagte noch nicht, etwas Bestimmtes zu hoffen; dazu hatte er nicht die leiseste Veranlassung. Aber die Hoffnung ist der Athemzug der Liebe: sie lebt durch Hoffnung und bemerkt es nicht. So ging es auch ihm. Weil er aber die Erfüllung für ein unermeßliches, beinahe unfaßbares Glück hielt: so meinte er, daß er noch nichts hoffe. Eine Scheidewand war zwischen ihm und ihr, das wußte er: es war ihr Glaube. Wenn aber dieser Glaube, wie sie behauptete, in göttlicher Wahrheit wurzele — wenn er der war, für dessen Erkenntniß der Menschengeist recht eigentlich geschaffen und gebildet sei: warum sollte er sich nicht zu demselben erschwingen und sich mit dessen Lehren und Gesetzen bekannt machen können! Sie betete ja für ihn um diese Erkenntniß; sie hoffte also für ihn auf dies göttliche Licht. Daß eine ganz andere Scheidewand zwischen ihnen bestehe, eine unübersteigliche und unerschütterliche — davon ahnte er nichts. Sie war ja frei — war seit Jahren von dem Grafen Ghioray getrennt, der sich längst anderweitig vermählt hatte: da konnte nach seiner Meinung kein Hinderniß liegen. Es schien ihm zwar zuweilen, als präge sich die Verzichtung auf Glück, wie die Menschen es verstehen, als entschiedener Grundsatz, als etwas Unabänderliches, das zu ihrem Leben gehöre, bei ihr aus; allein

das konnte mit schmerzlichen Erfahrungen aus einer bitteren Vergangenheit zusammenhängen und aus einer gewissen Schüchternheit entspringen, die nicht das Herz hat, zum zweiten Mal die Hand nach dem großen Loos des Lebens auszustrecken. Welch eine selige Aufgabe, sie mit ihrem traurigen Schicksal zu versöhnen!... Alles, was er dachte, versenkte ihn nur immer tiefer in seine Liebe, und jeder Tag war ihm ein Geschenk von namenloser Kostbarkeit, denn jeder Tag führte ihn zu Doralice.